Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1885.

Zwölfter Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönlein.

Inhalts-Verzeichniß des zwölften Bandes.

Die Ringe des Maurenfürsten.

Abenteurer-Roman aus dem vorigen Jahrhundert.

Von

F. v. Zobeltitz.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Mannhaft genug?!" erwiederte Krackwitz auf die theilnehmenden Worte Neuhoff's, „das ist zu viel gesagt, denn es hat Stunden gegeben, in denen meine ganze Mannheit brach, in denen ich Gott und die Welt verfluchte und den Augenblick meiner Geburt verwünschte! Ein Gedanke nur, ein Bild, ein Hoffnungsstrahl hat bei all' meinen Leiden mich zurückgehalten, meinem Leben ein Ende zu machen, am nächsten Mauerwerk mir den Kopf zu zerschellen! Sie wissen nicht, daß ich zu jener Zeit, da das Unheil über mich hereinbrach, das höchste Glück meines Lebens gefunden hatte, daß ich an dem Tage, an welchem der Schurke Wichmannshausen in Don Pacheco's Auftrage mich überfallen und auf den ‚Ephemeros' schleppen ließ, erst seit zwei Wochen mit meiner Pasquita verbunden war! Sie wissen nicht, daß mein junges blühen-

des Weib selbst indirekt die Veranlassung meiner Leiden gewesen ist, daß ich an Afrika's Küste als Sklave verschachert wurde, damit ich nicht im Stande sein könnte, mein eigen Weib vor den Nachstellungen Pacheco's zu schützen! Eine größere Qual, als die Last der Sklavenketten, war für mich die verzehrende Furcht, Pasquita könne ein Opfer dieses spanischen Hundes geworden sein, und nur in ruhigeren Stunden fand ich Trost in dem Gedanken an die Treue meines Weibes und jener beiden Freunde, die in Genua zurückgeblieben sind und die Verlassene beschützt haben werden. Meine körperlichen Leiden hörten auf, als ein günstiger Stern mich aus der Gewalt Wichmannshausen's befreite. Ich wurde von dem Aufseher des Hauses Sidi Hussein's für tausend Piaster als Sklave gekauft. Sidi Hussein ist ein Mann von Bildung und edlem Herzen; er hält streng darauf, daß seine Sklaven menschlich behandelt werden, und ich müßte lügen, wollte ich über ihn klagen. Von der Zeit an, da ich die Vertrauensstelle eines Verwalters seiner Privatschatulle erhielt, genoß ich sogar besondere Vorrechte, so daß ich es eines Tages wagte, mich ihm zu Füßen zu werfen und ihn unter Schilderung dessen, was ich hatte erdulden müssen, um meine Freiheit zu bitten. Davon wollte der Aga, der neben seinen unleugbaren Vorzügen auch den großen Nationalfehler seiner Glaubensgenossen, die Habsucht, besitzt, freilich nichts wissen; er gestattete mir aber, einen Brief nach Bieneck, meiner deutschen Heimath, zu schreiben, um von dort meine Auslösung zu erwirken, und erklärte sich sogar bereit, selbst für die Beförderung dieses

Briefes Sorge tragen zu wollen.*) Ein Jahr ist darüber vergangen. Ich war nahe daran, den Glauben an eine Rettung aufzugeben, und jetzt —“

Neuhoff hatte sich auf eine der Moosbänke niedergelassen, die zwischen den Platanen standen, und zog Krackwitz zu sich herab.

„Vergessen Sie die Vergangenheit, Junker,“ sagte er, „und schauen Sie wieder frischen Muthes in die Zukunft hinein! Der Glaube der Moslemin an das Kismet, an das unabwendbare Schicksal, hat etwas Beruhigendes; versuchen Sie, sich den Kismet-Glauben zu eigen zu machen! Es sollte nicht anders sein! Auch ich denke so, wenn ein boshafter Zufall dann und wann meine erträumten Hoffnungen über den Haufen wirft. Lebt der Mensch für die Vergangenheit? Nein, er lebt für die Zukunft, und die Zukunft wird Sie entschädigen für die Unbill, die Sie erleiden mußten. Nun fort mit den trüben Gedanken!

---

*) Dem Verfasser sei an dieser Stelle eine kurze Bemerkung gestattet. Wie die wundersam romantischen Lebenspfade der historischen Abenteurer, mit denen unsere Schilderungen sich beschäftigen, der Weltgeschichte angehören, so ist auch die Figur des Helden dieser Erzählung keineswegs ein bloßes Produkt der Phantasie. Der Junker v. Krackwitz hat wirklich gelebt und die Geschichte seiner Irrfahrten, seines Liebens und Leidens eigenhändig in einem Tagebuche aufgezeichnet, das durch die Vermittlung eines Freundes dem Autor dieser Blätter zur Verfügung gestellt worden ist. Der Name „Krackwitz“ ist, da die Nachkommen unseres Helden noch leben, ein fingirter, die Geschichte seiner Abenteuer dagegen in allen ihren Grundzügen Wahrheit.

Wissen Sie, Krackwitz, von wem ich Ihnen Grüße bestellen soll? — Von Osman Pascha!“

Krackwitz schaute dem Sprechenden, der absichtlich einen leichteren Ton angeschlagen hatte, fragend in's Auge.

„Wer ist Osman Pascha?“

Neuhoff lachte. „Niemand Anderes, als Freund Ripperda, der gestürzte Premierminister Spaniens, der eine höchst einflußreiche Position am Hofe von Mequinez gefunden hat, nachdem man ihm im Escurial die Pforten verschlossen. Nach seiner Flucht aus Segovia zankte er sich zunächst eine kleine Weile mit seinen Verwandten in den Niederlanden herum, versuchte dann König Georg von England für seine Rachepläne gegen Spanien zu interessiren, und siedelte sich endlich, auch in London abgewiesen, in Mequinez an, wohin er durch einen marokkanischen Großen, den er im Haag kennen gelernt, empfohlen worden war. Sie wissen, daß Ripperda von jeher eine gewisse Neigung zur Philosophie an den Tag gelegt hat. Da nun der Kaiser von Marokko diese Vorliebe theilt, so ereignete es sich, daß diese beiden Herren sehr bald gute Freunde wurden. Ripperda war schlau genug, einzusehen, daß es für einen Christen immerhin bedenklich ist, der Favorit eines mohammedanischen Herrschers zu sein, und deshalb entschloß er sich, gleichfalls den Turban zu nehmen. Seine Frau — übrigens alle Achtung vor dieser Frau! — war anfangs freilich gar nicht mit dem Religionswechsel einverstanden, gab aus diplomatischen Gründen aber schließlich doch nach, nachdem Ripperda ihr geschworen hatte, sich mit dem Turban nicht auch die Serailgebräuche der Moslemin anzu-

eignen. Unmittelbar nach seinem Uebertritt zum Mohammedanismus avancirte Ripperda zum Pascha, reorganisirte als solcher die marokkanische Armee und wußte den alten Kaiser zu überreden, ihm einige Regimenter und ein paar armirte Schiffe zur Verfügung zu stellen, mit denen er nun einen Kampf gegen sein undankbares zweites Vaterland eröffnet hat. Die Flottille Ripperda's streift an den spanischen Küsten entlang, greift Häfen und Festungen an, beschießt die feindlichen Kutter, die ihr in den Weg kommen, kurz schädigt die Spanier auf eine recht empfindliche Weise. Ist Ripperda oder vielmehr Osman Pascha, wie er am Hofe heißt, des Haders müde, so kehrt er auf kurze Zeit wieder nach seiner zauberischen Besitzung vor den Thoren Mequinez' zurück, in der seine dunkeläugige Gattin als anmuthigste aller Hausfrauen das Scepter führt, und ergeht sich mit seinem greisen kaiserlichen Freunde in Betrachtungen über die Nichtigkeit des Lebens. Wie Sie sehen, führt der gestürzte Minister — den Herzogstitel und die Grandenwürde haben ihm die Spanier noch nachträglich genommen — auch in der Verbannung ein Leben voll angenehmer Abwechslung."

Neuhoff schwieg eine kleine Weile; die Zeit schritt vor, er mußte zum Ziele kommen und er überlegte kurz, wie er dem Junker am geschicktesten von den Zwecken, die er verfolgte und zu deren Ausführung er seiner bedurfte, Mittheilung machen könnte. Krackwitz hatte den Arm auf das Knie und den Kopf in die Hand gestützt; in halbem Traume lauschte er den Worten Neuhoff's, und alte Erinnerungen stiegen dabei in ihm auf.

„Durch Ripperda werden Sie wissen, wie weit mein ruheloses Geschick mich umhergeworfen, seit Sie mich aus den Augen verloren haben," nahm Neuhoff abermals das Wort. „In Spanien wollte auch mir nicht das Glück erblühen, in Frankreich erwartete mich, wollte ich zurückkehren, eine lettre de cachet — es blieb mir also nichts übrig, als den romanischen Reichen den Rücken zu wenden und in Deutschland mein Heil zu versuchen. Ich trat mit dem Wiener Hofe in Verbindung, fand Begünstigung und wurde zu allerhand diplomatischen Missionen verwandt, bei denen mein Stern mir lächelte. Unter Anderem fungirte ich auch, theils stellvertretend, theils selbstständig, in Florenz und Livorno als kaiserlicher Resident, und knüpfte in diesen beiden Städten, wie später in Genua, die ersten Verbindungen mit den Häuptern der Revolutionspartei Korsika's an. Längst habe ich diesem schönen, unglücklichen Inselreich meine wärmsten Interessen zugewendet. Häufige Reisen durch das Land und ein vertrauter Verkehr mit dem rauhkräftigen, jähzornigen und leidenschaftlichen, aber biederen und ehrlichen Volke lehrten mich erkennen, daß es des Lohnes werth sei, es aus der drückenden Knechtschaft Genua's retten zu helfen. Schon im Oktober des Jahres 29 loderten die Flammen des Aufruhrs durch ganz Korsika. Auf freiem Felde, vor den Thoren Orezza's leistete angesichts seiner Geistlichkeit, angesichts des Himmels das ganze Volk einen feierlichen Schwur, mit aller Kraft das Joch Genua's abzuschütteln. In Poggio, Aleria und Bastia überfiel man die genuesischen Schergen und metzelte sie nieder — das erste Blut war geflossen! Eine

ungeheure Angst bemächtigte sich Genua's, die feigen Ligurier zitterten vor dem erwachten Volksgeist der Unterdrückten. Der Doge wandte sich an den Kaiser in Wien, und Karl VI. sandte ihm achttausend seiner Landeskinder unter dem Kommando des Generals Wachtendonk zu Hilfe. Die Söldner trafen im August vorigen Jahres in Korsika ein und drängten die Aufständischen in die Berge zurück. Da erließen in diesem Augenblicke höchster Noth Giafferi, Aitelli, Ceccaldi und die übrigen Häupter der Propaganda einen Aufruf an alle im Auslande wohnenden Korsen. ‚Eilet herbei, Ihr Kinder der korsischen Berge,‘ — so hieß es in diesem Erlaß — ‚neben Euern Brüdern zu kämpfen, zu siegen oder zu sterben! Laßt Euch durch nichts zurückhalten, nehmet die Waffen und kommt! Das Vaterland ruft Euch und bietet Euch ein Grab und die Unsterblichkeit. Kommt!‘ — Und sie kamen! Aus Italien, aus Frankreich, von den Balearen und den jonischen Inseln zogen neue Tausende herbei, bereit bis zum Untergange zu kämpfen. Das Kriegsglück wendete sich von Neuem den Korsen zu. Bei San Pellegrino wurde Wachtendonk geschlagen, im blutigen Treffen von Calenzana Camillo Doria, der Genuesen-Gouverneur, mit seinen Hilfstruppen vernichtet. Von Deutschland aus trafen indessen neue Heeresschwärme unter den Prinzen von Württemberg und Culmbach, unter Waldstein und Schmettow ein. Der gewaltigen Uebermacht mußte das arme Volk sich abermals beugen; zu Corte wurde ein Friede unter verhältnißmäßig günstigen Bedingungen geschlossen. Allein wie konnte der von Dauer sein! Ein Kampf auf Leben und Tod, nichts Anderes, ist

zwischen Korsen und Genuesen möglich! Die Republik selbst brach den Kontrakt; Raffaeli, Aitelli, Ceccaldi und Giafferi, die im Namen der Nation das Friedensdokument unterzeichnet hatten, wurden plötzlich als Hochverräther festgenommen und in die Kasematten Genua's geschleppt — und wieder war der Aufruhr entfesselt!"

Neuhoff schöpfte tief Athem und warf einen forschenden Blick auf Krackwitz, dessen Auge mit Spannung an den Lippen des Sprechenden hing.

„Zur Zeit, da die genannten Korsen gefangen nach Genua gebracht wurden," fuhr Neuhoff fort, „befand auch ich mich dort, und meiner Verwendung beim Prinzen von Württemberg gelang es, die Vier wieder in Freiheit zu bringen. Mit Giafferi und Ceccaldi hatte ich bereits in früheren Zeiten konferirt; ich reiste mit ihnen nach Livorno, wo wir mit dem Kanonikus Orticoni, dem tapfersten Verfechter der korsischen Sache, ferner mit Costa, Hyacinth Paoli und anderen Führern der Revolution zusammentrafen und über die Zukunft Korsika's gemeinsam zu unterhandeln begannen. Ich sagte schon, daß ich, wenn auch im Geheimen, seit Jahren antheilsvoll die Geschicke des Inselreiches verfolgt und meine Verbindungen mit den verschiedenen Kabinetten in der Hoffnung, einmal in günstigem Sinne auf Korsika einwirken zu können, beständig verstärkt und erhalten habe; auf dieser Basis fußend, konnte ich den Vertretern des Aufstandes zu Livorno erklären, daß ich es möglich machen werde, die Korsen binnen Jahresfrist in Stand zu setzen, das genuesische Joch für alle Zeiten abzuschütteln! Ich verstehe den ernsten, fragenden Blick, den

Sie mir zuwerfen, Junker v. Krackwitz, diesmal aber ist das Mißtrauen, das in ihm liegt, nicht gerechtfertigt. Ich werde später Gelegenheit finden, Ihnen meinen Vertrag mit Orticoni, dem Bevollmächtigten des Revolutionscomité's, sowie die entsprechenden Dokumente derjenigen Regierungen, mit denen ich bereits Bündnisse abgeschlossen habe, vorzulegen, aus diesen Papieren werden Sie ersehen, daß es sich nicht um ein Phantom, um eine barocke Idee, ein Nebelbild handelt, sondern um die bis zum letzten Stadium ihrer Vollendung vorgeschrittene Aufgabe, ein edles und tapferes Volk aus tiefster Tyrannei zur Freiheit zu führen. Muthvolle, tapfere und uneigennützige Leute sind meine Bundesgenossen. Ein Bundesgenosse indessen fehlt mir noch: Sie, Junker v. Krackwitz!"

Längst hatte Krackwitz den Platz auf der Moosbank verlassen, denn eine plötzliche innere Erregung hatte sich seiner bemächtigt und ihn aus seinem träumerischen Dahinbrüten aufgeschreckt. Er schritt in kurzen Kurven vor dem Erzählenden auf und nieder, blieb zeitweise stehen, lehnte sich einmal für einige Sekunden mit untergeschlagenen Armen an den Stamm der nächsten Platane und nahm dann seine fieberhafte Wanderung wieder auf. Neuhoff's mit warmem Schwunge und der ihm eigenen rhetorischen Begeisterung vorgetragenen Schilderungen waren auf den Junker, den ein böses Geschick für lange Zeit aus dem Treiben der Welt hinausgeschleudert hatte, nicht ohne Eindruck geblieben. Mit jedem Worte, das scharf, tönend und überzeugend von Neuhoff's Lippen kam, erwachte in Krackwitz mehr und mehr der alte Lebensmuth; schneller

rollte das Blut durch seine Adern und höher und freudiger klopfte sein Herz. Als athme er nach schwerer, langer Krankheit zum ersten Male wieder schmerzlos die stärkende Meeresluft ein, als sei er der Welt und dem Leben zurückgegeben worden, so war ihm zu Muthe. Wie die Helden von Korsika, so spürte auch er mächtig in seiner Brust einen unwiderstehlichen Drang nach Freiheit, und wie Schwerterklingen und Siegesjauchzen, so tönte es bei Neuhoff's Worten an sein Ohr. In dem köstlich erregenden Gefühl des Wiedererwachens aus der verzweifelnden Apathie, in die ihn das Leid und das Ungemach der letzten Jahre gestürzt, vergaß er, daß der Mann, der ihm die Freiheit brachte, einst sein erbittertster Feind gewesen war.

Ohne den Erzählenden auch nur mit einem Worte zu unterbrechen, hatte Krackwitz zugehört; selbst auf die letzte Aeußerung Neuhoff's hin entschlüpfte ihm kein Laut des Staunens. Es war selbstverständlich für ihn, daß dieser kalt berechnende Egoist ihm nicht umsonst die hilfreiche Hand reichen würde, und Krackwitz ahnte, was der Preis für seine Freiheit sein sollte.

Auch Neuhoff erhob sich; er schob seinen Arm in den des Junkers und schritt mit ihm auf und ab.

„Es liegt in der Natur der Dinge, daß ich die Großmächte des Kontinents, die sich nach den spanischen Verwickelungen erst vor Kurzem geeinigt haben, nicht für Korsika interessiren konnte, wenigstens vorläufig nicht," begann er abermals. „Ich habe es jedoch durchzusetzen vermocht, daß Oesterreich der Republik Genua in der Folge seine Hilfe entziehen und neutral bleiben wird. Damit

ist schon viel gewonnen, denn Genua's Heeresmacht steht auf ziemlich schwachen Füßen und der Geldbeutel des hohen Raths ist erschöpft. In Holland habe ich eine Vereinigung von Großkapitalisten für mich gewonnen, durch die ich Geld und Kriegsbedürfnisse erhalten werde; Franz Rakoczy, der vertriebene Fürst von Siebenbürgen, will sich mir aus Rache gegen Oesterreich mit seinen Getreuen zur Verfügung stellen, und mit England habe ich unter der Hand Verträge für Schiffs- und Munitionslieferungen abgeschlossen. Durch den mir aus Frankreich her bekannten Grafen Bonneval, der jetzt als Achmed Pascha das Corps der Bombardiere in Konstantinopel befehligt, ist es mir gelungen, den Sultan unter dem Versprechen, die türkische Oberhoheit anzuerkennen, zur Unterstützung durch zehn Regimenter zu bewegen, und durch Ripperda habe ich Marokko auf meine Seite gebracht. Die Chancen Korsika's liegen also so günstig als möglich, aber Land und Volk sind arm, und die baaren Geldmittel, über die ich im Augenblicke zu verfügen habe, reichen kaum für die ersten nothwendigen Anschaffungen hin. Junker v. Krackwitz, Sie müssen helfen! Millionen ruhen in Ihrer Hand — opfern Sie einen Theil dieses Goldes der Freiheit eines schwer geknechteten Volkes und erwerben Sie sich dafür den Dank vieler Tausender! Als ich Ihnen vor Jahren den Ring Ihres Ohms Sedkerka entwendete — die Röthe der Scham steigt mir in's Antlitz — da dachte ich noch nicht an Korsika, eigennützigere, unedlere Pläne erfüllten mein Herz, und als eine Strafe Gottes mußte ich's betrachten, daß mein Vorhaben miß-

lang. Die Schriftstücke, die ich vom Todeslager Lord Carweß', des Einsiedlers von Sankt-Anna, an mich raffte, enthielten nichts als Erinnerungen an seine tolle Vergangenheit, aber die Hauptsache: eine Enthüllung über das Geheimniß der Ringe des Maurenfürsten, ein Hinweis auf den Versteck der Schätze Almahadi's fehlte! Ich war nicht im Ungewissen darüber, daß nur der tückische, unberechenbare Zufall mich hatte fehlgreifen lassen, als ich die Erbschaft des Klausners an mich genommen, und ich hütete mich deshalb wohl, die Ringe Sedkerka's und Carweß' aus der Hand zu geben, als späterhin Ripperda mit der Aufforderung an mich herantrat, sie ihm zu verkaufen. Wie heute, so brauchte ich auch damals Geld, und deshalb kam ich Ripperda's Bitte nach. Aber die Ringe, die ich ihm übergab, waren nicht die echten! Die echten Ringe behielt ich. Es war ein Betrug, den ich verübte, doch damals schon trug ich mich mit höheren, idealeren Zielen, und um dieser Ziele willen hat mir Ripperda auch gern mein kleines Verbrechen vergeben. Er nahm mich mit offenen Armen auf, als ich ihn in Mequinez besuchte, und mit Begeisterung ging er auf die Pläne ein, die ich ihm in Bezug auf die korsische Erhebung mittheilte. Er war es auch, der, selbst unfähig, mein Unternehmen durch größere pekuniäre Opfer zu fördern, mich an Sie verwies. Und so stehe ich denn als ein Bittender im Namen einer großen, nach Freiheit schmachtenden Nation vor Ihnen! Ich bitte Sie nicht, mir das Geheimniß des Verstecks der Schätze Almahadi's preiszugeben, nein, ich gebe Ihnen die echten Ringe des Grafen Sed-

kerka und des Lord Carweß als Ihr Eigenthum zurück und damit freiwillig das einzige Band, das mich an jenes Geheimniß kettet, aus der Hand. Aber ich flehe Sie an, Junker v. Krackwitz: helfen Sie mir Korsika retten! Auch Sie wissen, wie sehr es schmerzt, Sklavenketten tragen zu müssen, und ist eines ganzen Volkes Freiheit nicht noch höher anzuschlagen als die des Einzelnen? Ist eines Volkes Freiheit nicht mehr werth als alles Gold der Erde? — Den Andeutungen Ripperda's nach waren die Schätze Almahadi's zur Wiederherstellung des alten Maurenreiches bestimmt; auch jetzt, Junker v. Krackwitz, handelt es sich um die Wiederherstellung der Selbstständigkeit einer durch fremde Willkür geknechteten Nation, doch die Projekte dieses Unternehmens fußen auf realerem Boden als die Phantasiegebilde, durch die man die Nachkommen Boabdil's zum Siege führen wollte. Vermag aber alles Gold der Erde auch nicht den zertrümmerten Thron der Alhambra in neuem Glanze erstehen zu lassen, so vermögen die Schätze des alten Maurenfürsten doch ein anderes unglückliches Volk aus tiefer Schmach zu sonniger Höhe zu führen! Was den Mauren versagt blieb, den Korsen wird es gelingen! Junker v. Krackwitz, ich frage Sie, würde Ihr Oheim, der ritterliche Raugraf, dessen Erbe Sie angetreten, gezögert haben, einen Theil seines Reichthums der Freiheit zu opfern? Junker v. Krackwitz, wollen Sie mein Bundesgenosse sein?"

Mit flammenden Augen stand Neuhoff vor dem Manne im Sklavenburnus, aber nicht sofort legte sich in die entgegengestreckte Hand die Rechte des Anderen. Im Zeit-

raum einer Minute drängten sich im Hirn Hans Kaspar's noch einmal jene hundert Fragen, Antworten und Kombinationen zusammen, die während der Rede Neuhoff's in ihm aufgestiegen waren, und unwillkürlich wanderte dabei seine Erinnerung zurück in vergangene Tage. Klang der kühne Plan, den Neuhoff in so glänzenden Worten darzulegen verstand, nicht fast wie jene große Lüge, durch die einst der Marquese Villagios das aufgespeicherte Gold des greisen Almahadi an sich zu reißen hoffte? War Neuhoff besser als Jener? Und doch — Krackwitz hatte das innerste Gefühl, als spreche Neuhoff dieses Mal wirklich die Wahrheit. Trotz dieses Gefühls lastete es aber immer noch wie ein schwerer Druck auf seinem Herzen, gerade ihm, dem Räuber seiner ersten Liebe, dem Abenteurer mit dem weiten Gewissen, dieses große kostbare Opfer bringen zu sollen. Er trat einen Schritt zurück und ließ langsam die schon zum Handschlag erhobene Rechte wieder sinken.

„Ich glaube nicht zu irren," erwiederte er endlich in kühlem Tone, „von der erbetenen Bundesgenossenschaft soll die Freigabe meiner Person abhängig gemacht werden? Ist's so?"

Ein finsterer Schatten flog über Neuhoff's Stirn. Einen Augenblick zögerte er mit der Antwort, dann kam sie um so schneller von seinen Lippen.

„Nein, auf mein Ehrenwort, nein! Sie halten mich doch noch für schlechter als ich bin, Krackwitz, aber Sie haben Grund dazu! Ich habe dem Ober-Eunuchen bereits gesagt, er möge mich nachher an Bord meines Schiffes begleiten, dort liegt die Kaufsumme bereit, und dann sind

Sie frei. Und nun, Junker, wiederhole ich noch einmal meine Frage von vorhin: wollen Sie mein Bundesgenosse sein? Wollen Sie mich und mit mir Korsika unterstützen helfen? Hier" — Neuhoff riß seinen Kaftan und im Seidenfutter desselben eine geheime Tasche auf — „hier ist der Ring Sedkerka's, hier der des Carweß, ich lege sie beide in Ihre Hände zurück! Prüfen Sie die Ringe genau, es sind die echten! Nicht die leiseste Spur von Mißtrauen gegen mich soll in Ihnen zurückbleiben, und deshalb fordere ich nicht eher auch nur eine Zecchine Unterstützung für meine Sache, ehe ich Ihnen nicht durch die ersten Resultate gezeigt habe, wie ernst und heilig mir die Pflichten sind, die ich übernommen. Deshalb will ich auch, Sie selbst, Sie persönlich sollen darüber wachen, daß ich Ihre Hilfsspende allein und ganz allein zum Besten des tapferen Volkes verwende, für das ich eingetreten bin! Verstehen Sie mich recht, Junker: ich erbitte nichts Anderes von Ihnen, als das Versprechen, mir helfen zu wollen, wenn ich im Namen Korsika's Ihre Hilfe fordere! Sehen Sie über meine Person hinweg, nicht ich, nicht der Baron Neuhoff, das korsische Volk wirbt um Ihre Bundesgenossenschaft! Wollen Sie?"

Krackwitz war stehen geblieben. Die Beiden befanden sich am Ende der Platanenallee, ein blüthenreiches Blumenparterre dehnte sich vor ihnen aus. In der Ferne schimmerte das Meer, stahlblau, von der Sonne durchleuchtet. Jenseit des Meeres lag die Heimath. Eine allgewaltige Sehnsucht packte mit Fieberkraft des Junkers Herz, und, ganz beherrscht von dem Wonnegefühl, dort drüben

Ruhe zu finden, legte er seine Hand in die Neuhoff's und sagte:

„Ich will!"

2.

Das Schiff, auf dem Neuhoff nach Algier gekommen war, hatte Osman Pascha ihm zu seiner Rundfahrt an den Mittelmeerküsten zur Verfügung gestellt. Neuhoff wollte nach England, um in London seine Agitation zur Wiederherstellung der Unabhängigkeit Korsika's fortzusetzen, und hatte Krackwitz aufgefordert, ihn bis Havre zu begleiten und von dort aus nach den Rheinlanden zurückzukehren, ein Anerbieten, das von Seiten des Junkers dankbar angenommen worden war.

Der Baron hatte sein Versprechen, Krackwitz loszukaufen, gelöst. Ahmed Jenidsche hatte die zehntausend Piaster, die sein Herr für „Kara Nisa" gefordert, und nebenbei noch ein stattliches Handgeld pünktlich erhalten, und der Junker sich von Sidi Hussein, der seinem ehemaligen „Chasinedar" den Segen des Propheten auf den Weg wünschte, verabschiedet. Dann waren Neuhoff und Krackwitz gemeinsam in einen Bazar gegangen und dort hatte der Letztere sich von Kopf bis zu den Füßen neu equipirt, so daß nun auch er im Turban und Kaftan und in wallenden Pumphosen einherstolzirte.

Das Schiff Neuhoff's, ein ausrangirtes marokkanisches Kriegsschiff, dessen anspruchsvoller Name „Silihdar" (d. h. Waffenträger) nicht mehr recht zu seiner gegenwärtigen Beschaffenheit passen wollte, sollte am nächsten Morgen in See stechen, noch im Laufe des Nachmittags aber

fand zwischen dem ehemaligen Kapitän der Courcillon-Dragoner und dem Junker v. Krackwitz in der Kajüte des „Silihdar“ eine Besprechung statt, die endgiltig zur Formulirung des nachfolgenden Vertrages führte:

„Zwischen dem Baron Theodor Anton v. Neuhoff und dem Junker Hans Kaspar v. Krackwitz ist auf Grund persönlicher Abmachung gegenseitig beschlossen worden:

1) Quästionirter v. Krackwitz verpflichtet sich, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln die verborgenen Schätze des verstorbenen maurischen Granden Meno Almahadi in seinen Besitz zu bringen.

2) Einen beliebigen Theil dieser Schätze, zum mindesten aber ein Achtel für die Befreiung der Korsen vom Joche der Genuesen zu opfern, und

3) Auf Kundgebung obengenannten Barons v. Neuhoff diesem den für die Erhebung Korsika's bestimmten Theil bezeichneter Schätze persönlich zu überbringen.

Dagegen verpflichtet sich quästionirter v. Neuhoff:

1) Die Hilfe des besagten v. Krackwitz erst dann zu fordern, wenn durch Konstellation der Umstände und durch die ersten entschiedenen Erfolge es klar ersichtlich, daß die Selbstständigkeit Korsika's auf kriegerischem oder diplomatischem Wege herbeizuführen nicht unmöglich ist.

2) Die Geldspende des v. Krackwitz lediglich und allein zu Gunsten der korsischen Nation, also keinesfalls zu Zwecken privater Natur zu verwenden, und dem v. Krackwitz zu gestatten, gemeinsam mit den Häuptern des korsischen Volkes darüber zu wachen, daß dem also geschehe.

3) Nach gelungener Befreiung Korsika's aus der Suze-

ränität Genua's seinen Einfluß auf die neue Regierung des Landes dahin wirksam zu machen, daß dem qu. Krackwitz als Dank für seine bereitwillige Bundesgenossenschaft eine angemessene Position im Sitze der korsischen Regierung angeboten wird.

Zur Einhaltung der in vorstehend stipulirtem Vertrage verzeichneten Punkte verpflichten beide Kontrahenten sich gegenseitig auf Manneswort und Cavaliersehre."

Dieser seltsame Kontrakt wurde in zwei Exemplaren ausgefertigt und von Neuhoff und Krackwitz unterschrieben. Aus den beiden Feinden waren nunmehr in der That Bundesgenossen geworden.

* * *

Es war ein wonnig schöner, duftdurchtränkter Morgen, als der „Silihdar" mit schwellenden Segeln in die See stach. Auf dem Hinterdeck des Schiffes standen Neuhoff und Krackwitz und schauten der entschwindenden Küste Afrika's nach, Beide in tiefe Gedanken versunken. Hell überstrahlt vom Sonnenglanze dehnte sich Algier vor ihnen aus, drüben die weißen Felsen mit den Bastionen von Bab Asun und zu Füßen des trotzigen Mauerwerks Sidi Hussein's schimmernde Gärten.

Mehr und mehr versank die Küste, über der sich jetzt hellgraue, roth durchleuchtete Wolken zusammenzuballen begannen. Eine halbe Stunde später zog der „Silihdar" durch das hohe Meer, und von Algier war nichts weiter zu entdecken als ein blasser, verschwimmender Streifen.

„Kommen Sie, Krackwitz," bemerkte Neuhoff, „wir wollen durch ein Glas Cyperwein die erregten Nerven stärken!"

In stiller wogenumrauschter Kajüte begannen sie nun die Pläne Neuhoff's eingehender zu besprechen. An der Hand zahlreicher Ausarbeitungen, Entwürfe und Dokumente legte ihm Neuhoff seine Ideen, der Insel Korsika die alte Selbstständigkeit zurückzuerobern, klar, und Krackwitz, der anfänglich nur mit halbem Ohre den Entwickelungen und Auseinandersetzungen des Abenteurers zugehört hatte, kam bald in die Lage, mit großer, stetig wachsender Spannung die kühnen Entwürfe des Vortragenden zu verfolgen. Krackwitz entsann sich, mit welchem Enthusiasmus Ripperda ihm zu öfterem von der großen geistigen Bedeutung Neuhoff's gesprochen und wie er stets ungläubig den Kopf geschüttelt und halb ironisch dazu gelächelt hatte. Mit einem Schlage war nun seine Ansicht in das Gegentheil verkehrt worden; mochte Neuhoff sittlich auch tief, sehr tief gesunken sein, daß er trotz alledem ein ungewöhnlicher Geist, eine ganz geniale Natur, war nicht zu leugnen. Krackwitz staunte vor dem organisatorischen Talent dieses Mannes, vor der Unerschöpflichkeit seiner Berechnungen und seiner tiefen Kenntniß der diplomatischen Verhältnisse. Es war nicht zu bezweifeln, daß der Plan Neuhoff's zum Gelingen führen mußte, wenn nicht außergewöhnlich widrige Hemmnisse dazwischen traten, und Krackwitz zögerte nicht, dem neuen Bundesgenossen seine Bewunderung über dessen Thatkraft auszusprechen.

„Ich freue mich doppelt, gerade aus Ihrem Munde dies Urtheil zu hören, bester Junker," entgegnete Neuhoff, seine Papiere zusammenschiebend; „lange genug habe ich mich mit meinen Ideen getragen und lange genug gezögert,

an ihre Verwirklichung zu gehen. Aber hat erst vor kurzer Zeit ein französischer Marquis, der unglückliche Gentil v. Langallery, es bis zum Kaiser von Madagaskar gebracht, warum soll nicht ein deutscher Baron König von Korsika werden?" —

Krackwitz antwortete nicht; er dachte über die Ungerechtigkeit des Schicksals nach, das über dem Haupte dessen, der in verwegenem Sturmlauf Recht, Sitte und Religion fast Schritt für Schritt mit Füßen getreten, eine Königskrone hielt, und die Hände des Andern, der Zeitlebens nur nach Gutem gestrebt, in Sklavenfesseln schlug. —

In trüber Stimmung erschien der Junker am nächsten Morgen auf dem Deck des „Silihdar". Beängstigende Träume waren die Begleiter eines kurzen dumpfen Schlafes gewesen und hatten ihn eine erholende Ruhe nicht finden lassen. Die frische Seeluft, die über das Verdeck wehte, that Krackwitz wohl; er ließ sich einen Stuhl bringen und nahm dicht am Steuerrade Platz. Weit hinter ihm lag Algeriens Gestade, aber seltsam genug, in die Jubelstimmung des Junkers, der Heimath entgegen zu steuern, mischten sich plötzlich angstvolle, herzbeklemmende Gedanken. Wie würde er Pasquita wiederfinden? In einer Art banger Vorahnung hatte er am Tage seiner Hochzeit dem treuen Niko gesagt, er möge Pasquita unverweilt nach Vieneck unter die Obhut der alten Kastellanin bringen, wenn ein widriges Ungefähr ihn, den Junker, von ihr trennen sollte. Auf Niko's Verläßlichkeit ließen sich Häuser bauen, und das war's, was Krackwitz selbst in den Stunden bitterster Verzweiflung noch immer eine gewisse Beruhigung ge-

währt hatte. Nirgends auf der Welt konnte Pasquita besser und sicherer aufgehoben sein, als in Vieneck, aber das sich unruhig abmarternde Hirn des Junkers hatte noch keine Antwort auf die quälende Frage gefunden: ist Pasquita auch glücklich aus Genua entkommen? Ist sie nicht ein Opfer der teuflischen Berechnung Don José Pacheco's geworden? —

„Erfreuen Sie sich scharfer Augen, Krackwitz?“ tönte hinter dem Träumenden die fragende Stimme Neuhoff's. „Schauen Sie einmal nach Westen hinüber. Ist das nicht die Flagge Marokko's, die von den Schiffen herabweht?“

Krackwitz blickte durch das Fernrohr, das Neuhoff ihm reichte. In der Nähe der dort auftauchenden Küste kreuzte ein kleines Geschwader, acht Schiffe zählte der Junker. Er strengte die Augen an, um die Farben der Flaggen zu erkennen, es war schwer möglich aus dieser Entfernung.

„'s sind Marokkaner, Herr!“ rief einer der in den Strickleitern hängenden Matrosen herab; „ich erkenn' es genau; irr' ich mich nicht, so ist das größte Schiff der ‚Biahkimilla‘!“

„Der ‚Biahkimilla‘, das Schiff Osman Pascha's? Das wär' ein erfreuliches Zusammentreffen!“ rief Neuhoff. „Aendert den Kurs — den Marokkanern entgegen!“

Der Befehl wurde ausgeführt, und im Verlaufe einiger Stunden schwamm der „Silihdar“ inmitten des Kriegsgeschwaders. Eine Anfrage durch das Sprachrohr nach dem ‚Biahkimilla‘ gab die Gewißheit, daß Osman Pascha sich auf dem Schiffe befinde. Ein Boot wurde herabgelassen,

dann stiegen Neuhoff und Krackwitz in dasselbe ein und ließen sich an Bord des schwerfällig gebauten und wahrhaft gigantische Dimensionen zeigenden ‚Biahkimilla‘ rudern. Die Schiffstreppe rasselte herab. Oben stand in prächtiger orientalischer Kleidung, einen rothen Fez auf dem Haupte, in der goldburchwirkten gelbseidenen Schärpe einen krummen türkischen Säbel, Ripperda, oder vielmehr jetzt Osman Pascha, der Freund und Feldherr Kaiser Mustapha's. Heller Sonnenschein lag auf seinem intelligenten Gesicht, seine Rechte winkte grüßend den Ankommenden entgegen, ein Lächeln spielte um seinen Mund.

„Gott zum Gruße, Baron Neuhoff!“ rief er in deutscher Sprache, „ich hätte nicht erwartet, daß wir uns so bald wiedersehen würden! Wen bringen Sie uns da, einen Gast oder einen Gefangenen?“

„Einen Freund, Don Ripperda, einen alten getreuen Freund! Hat denn die Sonne Afrika's sein Angesicht so braun gebrannt, daß Sie den Junker v. Krackwitz nicht wiedererkennen?“

Ein Schrei ertönte, ein gellender Freudenschrei — dann drängte sich aus der Umgebung Osman Pascha's eine verwachsene Gestalt hervor, klomm wie eine Katze die Schiffstreppe herab und stürzte auf Krackwitz zu.

Den ersten Gruß aus der Heimath brachte Niko, der bucklige Niko! —

Die Zeit drängte, Neuhoff und Krackwitz durften nur wenige Stunden an Bord des ‚Biahkimilla‘ verbleiben. Osman-Ripperda trug sich mit der Absicht, nach Ceuta zu segeln, um dort den verhaßten Spaniern eine Nieder-

lage zu bereiten. Es war demgemäß anzunehmen, daß von dem Augenblick an, wo Ripperda's kleine Flotte vor Ceuta erscheinen werde, die Straße von Gibraltar für jedes marokkanische Schiff, also auch für den ‚Silihdar' gesperrt sein würde. Letzterer mußte also noch vor dem ‚Biahkimilla' die Meerenge passiren, wenn er nicht auf unbestimmte Zeit zurückgehalten werden wollte.

So groß auch die Freude Ripperda's war, Krackwitz wiederzusehen und so vielerlei er mit ihm zu plaudern hatte, er war rücksichtsvoll genug, für die erste Stunde den Junker mit Niko allein zu lassen, damit dieser ihn über das Schicksal Pasquita's beruhigen könne. Nachdem der erste wilde Jubel des Buckligen sich gelegt, ging es ohne Umschweife an das Erzählen. In einem Winkel der Kabine Ripperda's saßen Herr und Diener dicht bei einander, Beide mit glückstrahlenden Gesichtern und freudeglänzenden Augen.

„Hölle und Teufel, Jungherr, das war eine angstvolle Stunde in der Via Livornese zu Genua! Warum hab' ich dem trunkenen Matrosen nicht gleich meinen Degen in den Leib gerannt? Dann hätt' ich Ihnen und mir die ganze traurige Zeit erspart, die hinter uns liegt! Der Schuft, der Matrose, hatte mir einen Hieb über'n Kopf versetzt, der mich wie eine Maus zu Boden streckte. Ich muß eine gute Viertelstunde ohnmächtig da gelegen haben, als ich aber die Augen wieder aufschlug, kniete ein Mann in der Tracht der italienischen Hausirer neben mir und rieb mir die Schläfe mit einer übelriechenden scharfen Essenz ein. Mein hilfsbereiter Samariter war niemand Anderes als Gonzales, unser seltsamer Freund, Diaz Gonzales, Jung-

herr, Sie entsinnen sich seiner doch noch von unserem Spazierritt in die Sierra Nevada? Gonzales war uns an jenem Abend heimlich gefolgt, seine feine Nase hatte von vornherein Unheil gewittert. Er war aber zu spät gekommen, um Sie noch aus den Klauen Ihrer Entführer retten zu können. Ich war kaum auf den Füßen, blutenden Kopfs und mit zitternden Knieen, so suchten wir zunächst in der ‚Palme von Sidon‘ und dann in dem ganzen verwünschten Stadtviertel nach Ihrer Spur — vergeblich! Nun ging's nach dem Gasthause zurück, und dort erfuhren wir zu unserem maßlosen Staunen von Donna Pasquita, Sie hätten zu ihr geschickt und ihr sagen lassen, daß Sie erst am nächsten Morgen zurückkehren würden, da Sie sich an Bord der ‚Thetis‘ befänden und die Stunde des Hafenschlusses verpaßt hätten. Nun war es klar, daß Sie das Opfer irgend einer Niederträchtigkeit geworden waren. Während ich zum Schutze der Donna Pasquita im Hause blieb, setzte Gonzales in der ihm eigenen energischen Weise seine Nachforschungen fort. Sein erster Verdacht war auf Sennor Pacheco gefallen, der sich Tags über mehrfach in verdächtiger Art in der Nähe des Hotels gezeigt hatte. Gonzales ließ von seinen Leuten das Haus Pacheco's umstellen und befahl, ihn sofort zu benachrichtigen, falls der Don seine Wohnung verlassen sollte. In aller Frühe des kommenden Morgens unternahm Pacheco eine Promenade nach dem Hafenplatz, und hinter ihm her schlich Diaz Gonzales. Pacheco stellte sich dicht an die Quaimauer und schien die Abfahrt eines Schiffes, das sein besonderes Interesse in Anspruch nehmen mochte, abwarten zu wollen. Eine halbe

Stunde später ließ er sich bei Donna Pasquita anmelden und erzählte ihr, daß er am Abend vorher auf der ‚Thetis‘ mit Ihnen zusammengetroffen und von Ihnen beauftragt worden sei, der Sennora mitzutheilen, eine unaufschiebbare politische Mission hätte Sie nach Korsika berufen, von wo Sie erst in etwa zehn bis zwölf Tagen zurückkehren würden. Bis dahin möge sich Donna Pasquita unter seinen, Pacheco's, Schutz stellen und der Sicherheit halber Quartier im spanischen Gesandtschaftshause beziehen. Der Plan war zu plump angelegt, um ihn nicht durchschauen zu können; auf Gonzales' Rath brachte ich die Sennora, um sie für alle Fälle vor Pacheco's Nachstellungen geschützt zu wissen, in einem Bauernhause des Dorfes Sestri unter, und ging dann gemeinsam mit Gonzales gegen den spanischen Schurken vor. Eines Abends wurde Don Pacheco auf einem Spazierritt durch den Wald von Cornigliano durch maskirte Männer überfallen und gebunden; man setzte ihm einen Dolch an die Kehle und ließ ihm die Wahl, zu sterben oder zu gestehen, was er mit Ihnen angefangen habe. Das Mittel war drastisch, aber es wirkte. Der feige Halunke bat zitternd um sein Leben und gab uns leichenblaß an, daß er Sie, als seinen Nebenbuhler in der Gunst Sennora Pasquita's, durch einen Kapitän Wichmannshausen auf dessen Schiff, den ‚Ephemeros‘, habe schleppen und entführen lassen. Wohin der ‚Ephemeros‘ gesegelt sei, wollte Pacheco nicht wissen. Der Don wurde entlassen und hatte, kaum unseren Händen entronnen, nichts Eiligeres zu thun, als uns die Polizeibehörden auf die Fersen zu hetzen. Trotzdem entkamen wir allesammt glücklich nach Livorno, und von hier

aus begann nun unter der Führung Gonzales' eine lange, ermüdende und doch vergebliche Jagd nach dem ‚Ephemeros‘, den wir in allen Häfen des Mittelmeers gesucht haben. Sie wissen, Jungherr, welche Ehrfurcht ich von jeher vor der Donna Pasquita im Herzen gehegt habe; zu jener Zeit aber habe ich erkennen gelernt, daß sie eine wahrhafte Heldin ist, und meine Ehrfurcht ist zur Bewunderung geworden! Durch die Vermittelung des Diaz Gonzales war uns ein vollständig armirtes Schiff zur Verfügung gestellt worden. Die Bande des Gonzales bildete die Bemannung, er selbst war unser Führer, Donna Pasquita aber blieb ebenfalls an Bord. Ein Jahr lang oder darüber hatten wir unter mancherlei Abenteuern, die alle glücklich, wenn auch nicht alle gefahrlos verliefen, das Mittelmeer durchkreuzt, da wurde Donna Pasquita plötzlich krank. Sechs Wochen lang mußte sie in Marseille liegen bleiben, ehe sie von dem schweren Fieber, das sie gepackt hatte, genas. Als sie endlich gesundet, wollte sie die Jagd nach dem ‚Ephemeros‘ fortsetzen, doch das litt ich nicht, denn nicht zum zweiten Male konnte ich zugeben, daß meine theure Herrin sich den mannigfachen Gefahren des Seelebens aussetzte. Gonzales, der sich uns in dieser Zeit als treuester Freund bewährt hat und dem Donna Pasquita trotz des geheimnißvollen Schleiers, den seine Abkunft und seine Persönlichkeit deckt, ganz vertraute, versprach, auf eigene Hand die Nachforschungen fortzusetzen, und auf dieses Versprechen hin entschloß Ihre Gattin sich endlich, mit mir nach Bieneck zu reisen. Dort wußte ich sie wenigstens in sicherer Hut und unter gewissenhafter, mütter-

licher Pflege! Im Januar dieses Jahres traf Ihr Brief, Jungherr, in Bieneck ein; ein Kauffahrteischiff hatte das Schreiben von Algier nach Venedig gebracht, und von Venedig aus war es zuerst durch die Konsulate, dann durch die Post weiter befördert worden. Fünfviertel Jahr lang war der Brief in der Welt umhergeirrt, um endlich glücklich in unsere Hände zu gelangen! Soll ich Ihnen den Jubel beschreiben, der auf der Burg herrschte, als jene Zeilen uns Nachricht gaben, daß Sie wenigstens noch lebten, wenn auch in entwürdigender Gefangenschaft? Es kostete mir und meiner alten Mutter Mühe genug, Donna Pasquita zu überreden, von der beschwerlichen Reise zu Ihrer Befreiung abzustehen. Allein machte ich mich schließlich auf den Weg, zunächst nach Spanien, wo ich der Verabredung gemäß Gonzales aufsuchen wollte. In der Vollmondnacht vorigen Monats stand ich zum zweiten Male auf ‚Aly Athar's Fluch' und fand dort an Stelle des Gonzales, der krank darniederlag, seinen Genossen Zanarelli, seinen intimsten Vertrauten, der ihn auch während seiner Reisen am Grabmal Almahadi's vertreten hatte. Zanarelli begleitete mich nach Gibraltar, verhalf mir dort zu einem Schiffe, und so steuerte ich denn hoffnungsfreudig der algerischen Küste zu, um heute früh mit dem Geschwader Ripperda-Pascha's und wenige Stunden später mit dem, den ich suchte, mit Ihnen, einziger, theurer, heißgeliebter Jungherr, zusammenzustoßen!"

Wortlos, doch in mächtiger Bewegung, zog Krackwitz den treuen Burschen an seine Brust und küßte ihn.

Drei Stunden später kreuzte ein tunesisches Transportschiff die Flotte Ripperda's und brachte die überraschende Nachricht, daß an demselben Tage, an welchem Neuhoff und Krackwitz Algier verlassen, daselbst ein Aufstand ausgebrochen sei. Es handelte sich um eine Empörung der Janitscharen gegen den Divan; der greise Dey Abderrahman Corabdy war plötzlich verschieden, und der Divan hatte den Aga Sidi Hussein zu seinem Nachfolger proklamirt. Dagegen rebellirten die Janitscharen, die den Aga seiner Strenge wegen haßten. Es kam zu blutigen Excessen, in denen Sidi Hussein seinen Tod finden sollte.

Seltsame Wendung des Schicksals! Vor drei Tagen hatte Krackwitz, um aus der Sklaverei erlöst zu werden, jenen verhängnißvollen Kontrakt mit Neuhoff geschlossen, und heute mußte er erfahren, daß von zwei Seiten zugleich ihm die Befreiung nahe gewesen war: durch Niko und infolge des plötzlichen Todes seines Gebieters Sidi Hussein, des Janitscharen-Aga's!

3.

Eine Reihe von Jahren ist in's Land gezogen seit jenem Tage, da wir zum ersten Male den Junker v. Krackwitz auf den Tuffenberg nach Bieneck, in die Burg des Raugrafen v. Sedkerka begleiteten, aber diese lange Zeit hat nicht einen Stein an dem alten Gemäuer zu lockern vermocht. Trotzig und rüstig wie seit Jahrhunderten schaut die stolze Veste hinab in's Thal; der letzte der fünf Wartthürme ragt immer noch gigantisch hinein in die blaue Luft, nur das Epheugespinnst ringsum ist dichter geworden

und die Schwalbenpaare in den Schießscharten scheinen sich vermehrt zu haben. Hell scheint die Sonne auf die Fensterreihen der Mittelfront und die Ulmen im Burggarten, in dem die Rosen blühen und der gelbe Ginster sich in schweren Ballen an das Gemäuer hängt.

Der Burggarten ist der einzige Theil des Schlosses, der eine Veränderung zeigt. Ueber dem Grabe des letzten Bieneckers, des Grafen Alexander, unter der hundertjährigen Ulme gleich rechts vom Eingang, ist ein Denkstein aufgerichtet worden. Er zeigt auf seiner Oberfläche ausgemeißelt das Bild des alten Grafen in Lebensgröße. Ein Panzer umhüllt den Leib, ein Schlachthelm krönt den Kopf, hohe besporte Stiefeln bedecken die Beine. Die Hände sind auf der Brust zum Gebet gefaltet, die todten, steinernen Augen blicken zum Himmel auf. Rings um das Bild aber steht mit lateinischen Lettern: „Hier ruhet in Gott der feste Ritter und hochedle Herr Alexander Raugraf Sedkerka und Freiherr v. Selbitz, geboren an Pauli Bekenntniß Tag anno domini 1653, gestorben in der Gnade des Herrn am Tage Mariä Heimsuchung 1715. Sei ihm der Himmel offen!“

Dicht neben dem Grabe des letzten Sedkerka erhebt sich ein zweiter Todtenhügel, und darunter schlummert Jakobus Stiefel, der alte Kastellan, der Vater Niko's, den ewigen Schlaf. Seit sein Herr, der Raugraf, oben auf der Plattform des Wartthurmes angesichts der sinkenden Sonne ausgeathmet, war's auch mit Jakobus abwärts gegangen, immer weiter abwärts, bis zum Grabe. Frau Mareiken hatte ihm die Augen geschlossen, und dann war sie allein

zurückgeblieben in der öden, weiten Burg. Ihr Niko weilte zur Zeit mit dem Junker im fernen Spanierlande. „Auch in dem Jungherrn fließt das Blut der Sedkerka's," hatte Frau Mareiken geseufzt, als wieder Jahr für Jahr verging, ohne daß die Beiden sich sehen ließen, aber um so heißer betete die fromme Alte allabendlich für das Wohlergehen ihres Junkers und ihres Jungen.

Der ereignißreichste Tag im Leben Mareiken's aber war jener gewesen, an dem Niko in Begleitung einer schönen, schwarzäugigen jungen Dame in Bieneck eingetroffen war. Eine unsagbare Angst hatte anfänglich das Herz Mareiken's umschnürt, als Niko ihr diese Donna als die Gattin des Junkers vorgestellt hatte. Eine „Fremdländische", eine „Spaniolin" die Gebieterin auf Bieneck, die Ehefrau Ihres geliebten Junkers, das wollte der guten Alten gar nicht zu Sinn! Steif und würdevoll und ohne mit einem Wort nach dem Junker 'zu fragen, hatte sie Pasquita bewillkommnet und ihr die Zimmer der hochseligen Gräfin Renate Sophie zur Wohnung angewiesen. Erst nachdem ihr Niko von den schweren Schicksalsschlägen erzählt, welche das arme junge Weib schon in den ersten Wochen ihrer Ehe betroffen, war das Eis gebrochen, das sich beim Erscheinen der „Fremdländischen" um Mareiken's Herz aufgeschichtet hatte.

Pasquita verstand es, sich in Bälde die volle, ungetheilte Zuneigung der alten Kastellanin zu gewinnen. Es hielt das um so weniger schwer, als sie gerade jetzt das Bedürfniß fühlte, sich einer treumeinenden Seele anschließen zu können; die ganze Erscheinung und das ganze Wesen

der Frau Mareiken aber hatte etwas so Mütterliches, daß Pasquita sich von Anbeginn an zu der Greisin hingezogen fühlte.

Nach den aufregenden Monaten und der schweren Krankheit, die das junge Weib durchzumachen gehabt, war der Aufenthalt in Bieneck für sie ein wahrhaftes Paradies. Die blühenden Gelände des Neckars standen an anmuthiger Schöne den Gefilden ihrer Heimath nicht nach, das deutsche Wesen, das sie umgab, erinnerte sie an die zu Köln verlebte glückliche Jugendzeit. Sie fand Zerstreuung und Erheiterung darin, viel mit der harmlosen Bevölkerung des Dorfes zu verkehren; sie unterstützte die Armen, pflegte die Kranken und war der Abgott der Kinderwelt.

Am liebsten aber weilte sie auf der Plattform des Wartthurmes und schaute weltvergessen und träumend in den Sonnenball hinein. Weit über die Lande zogen dann ihre Gedanken, und aus den Wolken, die den Horizont umsäumten, erstieg wie eine Fata Morgana das Bild des theuren Verschollenen. — —

So lange Bieneck auch stand, selten wohl hatte es seligere, glückstrahlendere Gesichter gesehen, als an jenem Tage, an dem die erste Nachricht von dem Vermißten eingetroffen war. Von der Zinne des Wartthurmes flatterte da, gleichsam als Jubelgruß in die Ebenen hinein, die Flagge mit den Wappenfarben der alten Sedkerkas, und unten in der Burgkapelle lagen Pasquita, Niko und Mutter Mareiken auf den Knieen und dankten Gott aus inbrünstigem Herzen für seine unerschöpfliche Güte. Der Bote, der den Brief des Jun-

kers aus Heidelberg, wo die Taxis'sche Post eine Station unterhielt, nach Bieneck gebracht hatte, ritt reichbeschenkt wieder von dannen, und in dem Dorfe wurden auf Pasquita's Befehl zur Feier des Tages Eßwaaren, Wein und Geldspenden vertheilt.

Die sorgende Ueberlegung kam nach, als der erste Jubel, die erste berauschende Freude sich ein wenig gelegt hatte. Der Brief Hans Kaspar's aus Algier war länger als ein Jahr unterwegs gewesen; was aber konnte in diesem Jahre sich nicht Alles ereignet haben! Krackwitz schrieb nicht wild verzweifelt, nicht hoffnungslos unglücklich, im Gegentheil. Er erkannte die vornehme Gesinnung und die Humanität Sidi Hussein's, seines Gebieters, an, aber aus jedem Worte des langen Briefes sprach eine heiße, verzehrende Sehnsucht nach seinem Weibe und nach der theuren Heimath am Neckarstrande. Vergeblich habe er — so hieß es in dem Schreiben des Junkers — versucht, verschiedene christliche Schiffsrheder, die durch Handelsverbindungen nach Algier geführt worden seien, dazu zu bewegen, die für ihn gezahlte Kaufsumme bei Sidi Hussein zu deponiren und ihn mit zurückzunehmen, es habe keiner unter diesen hartherzigen Kaufleuten, die meist selbst mit Menschen handelten sich gefunden, der ihm dies Vertrauen hätte erzeigen wollen. Flucht sei bei der strengen Bewachung, bei dem absoluten Mangel jeglicher Hilfsmittel eine Unmöglichkeit, und Sidi Hussein sei bei allen seinen Vorzügen doch zu sehr Mohammedaner, um einen seiner theuer bezahlten Sklaven ohne Entschädigung frei zu geben.

Also hatte Krackwitz geschrieben vor länger als einem Jahre, in der ungewissen Erwartung, daß der Brief glücklich in die Hände seiner Lieben gelangen könne!

Dann war Niko hinausgezogen und Pasquita auf dem Tuffenberge zurückgeblieben mit sorgender Seele und in qualvoll banger Spannung. — —

Mit bunten Farben war der Herbst in's Land gezogen, hatte auf den Höhen am Neckar die Trauben gereift und von den Ulmen im Burggarten das grüne Laub geschüttelt. Da sprengte eines Tages ein Reiter über die Schloßbrücke, ein Kurier. Er kam von Straßburg, allwo ihm von zwei Herren ein Schreiben zur Besorgung übertragen worden war. Frau Mareiken nahm den Brief in Empfang, aber sie hatte kaum einen Blick auf die Adresse geworfen, als sie einen Freudenschrei ausstieß: das war die Handschrift Niko's!

Krackwitz und sein getreuer Knappe waren wohlbehalten in Straßburg eingetroffen und hatten von hier aus ihr Kommen angezeigt. Und nun rüstete sich Bieneck zum Empfang seines Herrn. Durch eine fieberhafte Thätigkeit suchte Pasquita ihre Erregung zu meistern, durch ungewohnte Grobheit gegen die Mägde Mutter Mareiken ihre Freudenthränen zurückzudrängen. Im Dorfe und auf dem Schloßberg stiegen überall grüne Ehrenpforten empor; Park, Garten und Wald mußten ihre letzten schmückenden Schätze hergeben, um die Ankunft des Junkers verschönen zu helfen. Das war ein Leben! Die Winzer und Tagelöhner im Dorf ließen ihre Arbeit ruhen, die Schule wurde geschlossen, allgemein war ja das traurige Schicksal bekannt

geworden, das den „Jungherrn" so lange von der heimischen Scholle ferngehalten hatte, und allgemein war die Freude über seine Wiederkunft!

Endlich war der langersehnte Tag herangekommen! Die Glocke auf dem Kirchthurm läutete zum Einzug und begleitete das Hurrahrufen der Dörfler und den Gesang der Schulkinder, die sich unter des Herrn Kantors Oberleitung im Schloßhofe aufgestellt hatten. Dann fuhr ein schwerer Wagen, mit vier Braunen bespannt, durch das Burgthor, hastig wurde der Schlag aufgerissen, und schluchzend vor überseliger Freude lag Pasquita an des Junkers Brust.

* * *

Das waren glückliche Monde, die nun folgten! Es schien, als wolle das Schicksal Krackwitz vergessen machen, was er Böses erduldet und ihn durch die Gegenwart für die Vergangenheit entschädigen. Die reinste, ungetrübteste Harmonie herrschte auf Bieneck. Mit Ernst und Eifer widmete sich der Junker — so wurde er noch immer genannt, obwohl der „jung' Herr" allmählig in das rüstige Mannesalter gerückt war — der Verwaltung seiner Besitzung, und treu zur Seite stand ihm dabei sein Weib. „Bei aller meiner Liebe zu Dir," sagte ihr Krackwitz einmal, „hab' ich im innersten Herzen eigentlich doch immer gefürchtet, Du würdest Dich nicht leicht in die deutschen Verhältnisse finden. Auch diese Furcht war grundlos. Du bist, stand Deine Wiege auch jenseit der Pyrenäen, doch eine echt deutsche Hausfrau geworden!" Ein Kuß besiegelte diesen Lobspruch.

Als der Herbst wiederum die Blätter der Ulmen gelbroth zu färben begann, war in Burg Bieneck ein neuer Gast eingekehrt: Pasquita hatte ihrem Gemahl einen Erben geschenkt, einen dicken, strampelnden Jungen, der dem in Seligkeit schwimmenden Vater mit kräftiger Lunge entgegenschrie. Durch dieses Ereigniß kam frisches Leben in's Schloß. Seit einem Jahrhundert hatten Bieneck's Mauern solch' zappelndes Junkerlein nicht gesehen.

Um in das stille Glück seines Hauses auch nicht den kleinsten Schatten fallen zu lassen, hatte Krackwitz es bisher vermieden, Pasquita mit jenen Enthüllungen vertraut zu machen, die Garcilosо ihm auf seinem Todtenbette mitgetheilt. Nach wie vor hielt sie den Professor für ihren Vater, und täglich sprach sie ihr Abendgebet unter dem kleinen Pastellbilde, das sie aus Segovia als das Porträt ihrer früh verstorbenen Mutter mitgenommen und dem sie einen Platz über dem Betpult in ihrem Schlafzimmer angewiesen hatte. Krackwitz fürchtete, ihr glückerfülltes Herz von Neuem in Furcht und Zweifel zu versetzen, und deshalb hütete er sich, den Glauben Pasquita's zu erschüttern. Ihm selbst brachte der Gedanke an die dunkle Geburt seines Weibes freilich manch' unruhige Stunde. Die frappirende Aehnlichkeit jenes Damenporträts in der geheimen Nische des ehemaligen Studirzimmers Sedkerka's mit Pasquita, das seltsame Zusammentreffen, daß der Maler dieses Bildes denselben Namen trug, wie jener andere Maler, der Pasquita als kleines Kind in das Haus Garcilosо's gebracht hatte, und schließlich der Umstand, daß nach des Professors Mittheilungen die Mutter seiner Pflegetochter Anita ge-

heißen, wie das Original jenes geheimnißvollen Porträts, all' das ließ Krackwitz kaum im Zweifel darüber, daß das Bild in der Nische Anita Serabella Ljomares, die Mutter seines Weibes darstelle. Welcher Zusammenhang aber bestand zwischen Anita und seinem Ohm, dem verstorbenen Grafen? Hatte ein Band der Liebe sie Beide verknüpft, war Pasquita die Tochter des Ohms? Auch diese Möglichkeit lag nahe, doch das, was Krackwitz bei Erwägung derselben erschreckte, war die Erinnerung an des greisen Kastellans mahnendes Wort vom „sündigen Weiberauge", das einst des Grafen edles Herz „verdorrt und versengt" haben sollte. In einer einsamen Stunde betrat Krackwitz einstmals das Studiengemach Sedkerka's, das jetzt als Gastzimmer diente, und öffnete die geheime Nische, von deren Existenz er allein wußte. War das ein „sündig Weiberauge", das auf ihn herabschaute? Nein, das war das dunkle, mildglänzende Auge Pasquita's, das war ihr seelenvoller, zum Herzen dringender Blick! Dieses Auge konnte nicht lügen, Krackwitz wußte es, aber damit war der Zweifel in seiner Brust nicht gehoben. —

Durch Vermittelung der Konsulate hatte der Junker in Salamanka nach den Antecedentien und der etwaigen Verwandtschaft des Malers Bartolomeo Lecco forschen lassen. Nach langer Zeit kam eine wenig zufriedenstellende Antwort zurück. Der betreffende Maler war im Jahre 1704 oder 1705 in Salamanka gestorben und ebendaselbst begraben worden; sein geringes Vermögen war, da er keinerlei Erben hinterlassen, der Stadt zugefallen. Das war Alles, das heißt, so gut als nichts! Seufzend mußte sich Krack-

witz in das Unvermeidliche fügen und von der Zeit Aufklärung erhoffen.

Die politischen Ereignisse der europäischen Staaten, insbesondere der südlichen Länder, verfolgte der Junker, so weit ihm dies durch seine persönlichen Verbindungen möglich, mit größtem Interesse. Er dachte mit Schrecken an den Tag, an dem der Baron v. Neuhoff ihn an die Erfüllung seines Kontraktes erinnern und aus dem friedlichen Familienleben abermals in Kampf und Streit hinausrufen werde. Sein letztes Zusammentreffen mit dem kühnen Abenteurer hatte freilich seine frühere Meinung über Neuhoff erheblich zum Besseren verändert, die Persönlichkeit des Barons erinnerte Krackwitz aber zu sehr an das Mißgeschick, das er durch ihn erlitten, und so kam es, daß der Gedanke, von Neuem in die Lebenskreise jenes Mannes gezogen zu werden, ihm doppelt bitter erschien.

Und doch war in Hans Kaspar nicht ein einziges Mal der Gedanke rege geworden, auf irgend eine Weise die Verpflichtungen, die er übernommen, zu umgehen. Neuhoff sollte die Schätze Meno Almahadi's erhalten und er selbst wollte sie ihm überbringen, alles Weitere aber Diaz Gonzales überlassen; Krackwitz wußte, daß kein Mensch auf der Welt so scharf darüber wachen werde, daß das Vermächtniß des Mauren im Sinne Abu Tarik's verwendet würde, als Gonzales.

Ueber das Fortschreiten des Unternehmens Neuhoff's war Krackwitz trotz seiner eifrigen Bemühungen völlig im

Unklaren geblieben. Die wenigen deutschen und auswärtigen Zeitungen brachten nur geringe Nachrichten über Korsika, das nach allgemeiner Ansicht noch in tiefer Barbarei und Unkultur versunken war.

So kam das Jahr 1736 heran. Unter brausenden Stürmen hatte der Lenz seinen Einzug gehalten, und unter den Frühlingsschauern, die vom Himmel strömten, waren im Thal und auf den Höhen die Knospen aufgebrochen. An einem Maimorgen war's, als in den Burghof von Bieneck eine schwerfällige Karosse einfuhr, der ein elegant gekleideter Herr in besten Mannesjahren entstieg. Wenige Minuten später meldete Krackwitz' Kammerdiener diesem, der Baron v. Droste bäte in wichtiger Angelegenheit vorgelassen zu werden. Krackwitz war der Name des Fremden als der eines angesehenen westphälischen Adelsgeschlechtes nicht fremd, wohl aber die Persönlichkeit des Herrn, der ihn mit formvollendeter Höflichkeit begrüßte.

„Ich bitte um Vergebung, Herr v. Krackwitz, wenn ich Sie vielleicht zu ungelegener Zeit störe," sagte der Baron Droste, „aber ich komme in einer Angelegenheit, die nach den mir zugegangenen Mittheilungen keinen Aufschub duldet. Sie selbst werden mir Recht geben, wenn ich Ihnen sage, daß ich ein Vetter Theodor's v. Neuhoff, des Königs von Korsika, bin und in dessen Auftrage vor Ihnen stehe."

Ein Zucken ging durch den Körper des Junkers und ein fahler Schein flog über sein Gesicht, dann verbeugte er sich vor dem Baron und bat ihn, Platz zu nehmen.

Droste faßte sich kurz. Er überreichte Krackwitz einige Papiere. Zunächst einen Brief Neuhoff's an Droste, der nach einigen einleitenden Worten folgendermaßen schloß: „Als Ihr aufrichtiger Freund und guter Anverwandter kann ich endlich nicht ermangeln, Ihnen zu eröffnen, daß es mir nach vielen Verfolgungen und Widerwärtigkeiten gelungen ist, persönlich nach Korsika zu kommen und das Anerbieten der hiesigen getreuen Einwohner, die mich zu ihrem Oberhaupt und König erklärt und aufgenommen, zu acceptiren. Ich würde mich glücklich schätzen, mein sehr werther Vetter, wenn Sie mich durch Uebersendung einiger Personen aus meiner Freundschaft erfreuen und trösten wollten, damit ich sie nach Zufriedenheit employiren und ihnen an meinem Glücke Theil geben könnte." Datirt war der Brief vom 18. März 1736 und unterzeichnet: „Der Baron v. Neuhoff, erwählter König von Korsika, unter dem Namen Theodor I." *) Eingelegt in dieses Schreiben war ein zweiter, an Krackwitz adressirter Brief, der auf dem Umschlage den Vermerk: „Mit der Bitte eiligster Bestellung" trug und kurz lautete: „Theurer Freund und werthester Bundesgenosse. Wenn Sie diese Zeilen erhalten, werden Sie bereits aus den Journalen wissen, daß ich — nachdem ich im verflossenen Jahre den ihrigen ähnliche Schicksale in der Berberei verlebt, allwo ich gefangen und als Sklave verhandelt wurde, mich aber durch die Flucht befreite —

*) Dieser Brief Neuhoff's an den Baron Droste ist vollständig abgedruckt in Cambiaggi's vierbändiger, Friedrich dem Großen gewidmeter „Geschichte der Korsen".

am 12. Martii in Aleria gelandet und von Matra, Paoli, Costa und Giafferi im Namen der Nation zum Könige von Korsika proklamirt worden bin. Das Volk jauchzt mir zu und begrüßt mich als Retter, und zu Gott hoffe ich, daß es mir auch gelingen wird, mein Land glücklich zu machen. Näheres erfahren Sie durch meinen Herrn Vetter, den Baron Droste, der Ihnen dieses Schreiben übermittelt. Sie aber, werther Freund, bitte ich in Erinnerung an unser Abkommen, ungesäumt aufzubrechen und Ihr Versprechen zu erfüllen; ich denke, daß ich Sie zu Anbeginn des Monats August in meinem Hoflager zu Cervione erwarten kann. Von ganzem Herzen der Ihrige Theodorus rex." Außer diesen beiden Briefen hatte Herr v. Droste Krackwitz noch eine Nummer der „Voix de Marseille", der einzigen in der genannten Stadt erscheinenden Zeitung, überreicht, in welcher der folgende, Krackwitz besonders interessirende Artikel angestrichen war: „Wie uns von zuverlässigen Persönlichkeiten aus Bastia mitgetheilt wird, scheinen die Angelegenheiten Korsika's durch eine noch ziemlich mysteriöse Affaire in ein neues Stadium treten zu wollen. Im Hafen von Aleria ist nämlich jüngstens ein englisches Schiff, wie man sagt, dem britischen Konsul zu Tunis gehörig, und mit demselben eine sehr vornehme Person angelangt, die von Einigen für den Prinzen Stuart, von Anderen für einen Herrn v. Syburg und von noch Anderen für den Fürsten Rakoczy ausgegeben wurde. Alles dies trifft nicht zu, doch weiß man heut' auch nicht mehr, als daß jener Fremde sich zur römischen Religion bekennt und den Namen T h e o d o r führt. Seine

Kleidung bestand in einem langen Kaftan von scharlachrother Seide, maurischen Pantalons und gelben Schuhen; er trug ferner einen spanischen Hut mit weißer Feder, einen Schleppsäbel und einen Scepterstab. Er besaß ein Gefolge von zwei Offizieren, einem Sekretär, einem Prediger, einem Oberhofmeister, einem Hofmeister, einem Küchenmeister, drei Sklaven und vier Lakaien und hat zehn Kanonen, siebentausend Flinten, zweitausend Paar Schuhe und eine große Menge von allerhand Vorrath, ingleichen verschiedene Kisten mit Gold- und Silbermünzen an's Land schaffen lassen. Die Anführer der Korsen haben den Fremden mit großen Ehrenbezeigungen empfangen und ihm den Titel eines Vicekönigs beigelegt, wie er denn auch bereits vier Korsen zu Obersten ernannt, zwanzig Kompagnien errichtet und jedem Gemeinen ein Feuerrohr, ein Paar Schuhe und eine Zechine hat reichen lassen. Es verlautet, daß er sich demnächst nach Casincha unweit St. Pellegrino begeben wird, und er erwartet nur noch einige große Kriegsschiffe (die am 15. April eintreffen sollen), um die Genuesen mit aller Macht zu Lande und zur See anzugreifen, zu welchem Zwecke er noch weitere Kompagnien errichten wird. Man versichert, daß er von einigen katholischen Potentaten abgeschickt worden sei, und daß diese sein Unternehmen auf jede Weise unterstützen wollten, daher denn auch zu Genua große Furcht herrscht und man allerseits die Sache der Genuesen auf genannter Insel als verloren betrachtet. Einige neuere Nachrichten fügen hinzu, daß vorbemeldeter Fremder seinen Hofstaat immer prächtiger einrichtet, auch einen Namens Hyacinth Paoli zu seinem

Schatzmeister und einen der Vornehmsten zu Aleria zum Ritter ernannt habe." *)

Als Krackwitz die Papiere des Barons v. Droste durchgelesen, starrte er schweigend einige Minuten aus dem Fenster hinaus. Es war kein Traum, es war Wahrheit! Der heimathlose Abenteurer war der Beherrscher eines Volkes geworden, die Stirne, hinter der bisher ein frevelhafter Leichtsinn die tollsten Pläne und Ränke ausgebrütet, schmückte nun das königliche Diadem. Theodorus rex, Herrscher von Gottes Gnaden und durch die Wahl der korsischen Nation, rief seinen Bundesgenossen! —

Herr v. Droste räusperte sich leise. Krackwitz erhob sich rasch.

„Nehmen Sie meinen verbindlichsten Dank für Ihre Vermittelung, mein Herr Baron," sagte er. „Wenn ich recht vermuthe, wollen auch Sie das Unternehmen Ihres Vetters unterstützen helfen."

„Mit Gut und Blut," entgegnete Baron Droste. „Wo es gilt, Scharten und Rostflecke von einem adeligen Wappen fortzubringen, soll ein Edelmann dem anderen helfen. Ich habe auch in der Verwandtschaft geworben und Anklang gefunden, Gott gebe, daß der Name Neuhoff im Kampfe für das höchste Gut eines tapferen Volkes wieder zu Ehren komme!"

---

*) Noch im Jahre der Ankunft Neuhoff's in Korsika, 1736, erschien in Frankfurt a. M. ein kleines Buch: „Nachricht von dem Leben und Thaten des Baron Theodor v. Neuhofen, und der von ihm gekränkten Republik Genua, herausgegeben von Giovanni di San Fiorenzo," das auch den oben mitgetheilten Zeitungsartikel wiedergibt.

Krackwitz reichte dem wackeren Cavalier die Hand.

„Sollten Sie vor mir in Cervione eintreffen, so sagen Sie dem König, ich sei unterwegs. Sagen Sie ihm, ich ließe Weib und Kind zurück und ein glückliches Heim, aber ich hielte mein Wort; er möge auch des seinen gedenken.“

Noch ein Händedruck, dann schied der Baron Droste.

Zwei Tage später rollte der Reisewagen des Junkers vom Tuffenberge den Weg nach Heidelberg hinab. Vorn saß Niko, rothbäckig und vergnügt wie immer, im Fond Krackwitz, tief in seinen Mantel gehüllt, schweigend und ernst.

Als der Wagen die Lisière des Waldes erreicht hatte, der das Thal nach Süden zu absperrte, richtete Hans Kaspar sich noch einmal hoch auf und schaute zurück. Drüben lag Bieneck und — war das nicht ein weißes Tuch, das von der Höhe des Wartthurmes glänzte?

Krackwitz traten die Thränen in die Augen. „Schirm' Dich Gott, mein Liebling,“ murmelte er, „schirm' Dich Gott, mein Kind — Du Hort meines Glückes, lebe wohl!“

4.

Auf dem Südabhang der Sierra Nevada, zwischen den Städten Loja und Alhama, drängt sich ein kleiner Bach, der von den Höhen herab in das Bett des Yenil fällt, durch ein tiefes und enges Thal, das von allen Seiten von wildgestalteten Felsen eingeschlossen ist. Das Wasser des Baches ist klar und durchsichtig und hebt sich von dem

blauschwarzen Schiefergestein fast wie ein Silberfaden ab. Senkrecht steigen an seinen Ufern die Felsen empor und bilden auf der Nordseite einige hundert Fuß über dem Spiegel des Flusses ein kleines Plateau, von dem aus ein mühselig zu passirender Saumpfad weiter in die Berge führt.

In mondheller Julinacht hielt auf diesem Plateau eine kleine Gesellschaft von Männern Rast. Während im Hintergrunde einige Kerle in verschlissenen Sammetjacken und rothen Schärpen die Maulthiere hüteten, hatten weiter vorn, unweit des schroff in die Tiefe fallenden Abhanges, sich vier besser gekleidete Gestalten um ein flackerndes Feuer gelagert. Der Becher, den einer der Knechte aus dem mitgeführten Schlauche immer von Neuem mit Malaga füllte, kreiste, aber auch der feurige Trank wollte die Vier nicht recht in Stimmung bringen.

„Reich' mir noch einmal den Humpen, Zanarelli," sagte der Mann mit dem zu Zöpfen geflochtenen schwarzbraunen Kopfhaar und den aus dem bleichen Gesicht fast fieberhaft herausglühenden Augen, „der Wein wärmt mich, und — bei dem Propheten! — selbst in dieser göttlichen Sommernacht zehrt's eisig kalt an meinem Gebein! Wie Sie mich verwundert und mitleidig anschauen, Herr v. Krackwitz! Freilich, Sie hätten's wohl kaum gedacht, daß Sie den wilden Gonzales als gebrochenen Mann wiedersehen würden!"

„Sie übertreiben, Gonzales," erwiederte der Angeredete. „So böse, wie Sie es darstellen, ist's wahrlich noch lange nicht. Sie stehen in der Blüthe Ihrer Mannesjahre, und

Ihre gesunde Natur wird sich doch wieder durchringen. Nein, Gonzales, nicht Ihr Aeußeres ist's, was mich mit Schmerz erfüllt; schaue ich Sie mitleidsvoll an, so geschieht es deshalb, weil ich Sie als — Gonzales wiedergefunden habe und nicht als Abu Bessam ben Tarik. Ich hoffte, Sie würden dieses wilde Räuberleben hinter sich gelassen und sich der Menschheit zurückgegeben haben."

Den tiefen Seufzer, den Gonzales ausstieß, überklang das bittere Lachen Zanarelli's.

„Ich habe vergeblich versucht, auch einmal sein Mentor zum Guten zu sein," sagte der alte Bandit. „Als jene verhängnißvolle Kugel auf Gonzales abgefeuert wurde, die ihm die Rippe zerschmetterte und ihn zehn Wochen lang mit dem Tode ringen ließ, da sagte ich mir: ‚Das ist eine Mahnung von oben, nun sei es genug des Rachezuges gegen die Unterdrücker des Volkes!' Und als dann Gonzales an meinem Arme zum ersten Male über Aly Athar's Plateau die Sonne aufgehen sehen konnte, da wurde aus mir, der ich in wilden Abenteuern grau geworden bin, ein Bußprediger. ‚Komm' mit mir in die weite Welt, Gonzales,' sagte ich zu dem genesenen Freunde, ‚dahin, wo uns Niemand kennt und wo wir in Ehren unser Brod essen können. Zwölf Jahre lang haben wir Rache geübt, nun laß uns Frieden machen. Die Erde ist groß, und ist in Europa kein Platz mehr für uns Beide, so schnüren wir unsere Bündel und ziehen hinüber in die neue Welt!' Er wollte nicht, ich scheine zum Prediger verdorben zu sein!"

„Ich *wollte* nicht — nein, Zanarelli, ich *konnte* nicht!"

rief Gonzales heftig. „Die heiße Lust, Rache zu üben an den Verächtern und Bedrückern meines Volkes, ist mir zum Fluche geworden, das ungebundene Leben in den Bergen hat mir die Ruhe zum friedlich bürgerlichen Erwerbe geraubt. Ich bin eben zu nichts mehr gut, als zum Räuber. Ich wollte ein Rächer meines Volkes werden, und ich bin ein elender Brigant geworden, ich habe dabei meinen Glauben verloren. Schweig', Zanarelli, Du änderst mich nicht mehr! In der Sierra Bergen und Schluchten ist meine Heimath, nicht in den Städten."

Krackwitz winkte Zanarelli hinter Gonzales' Rücken mit der Hand.

„Sie haben Recht, Freund," sagte er in beruhigendem Tone, „gerade jetzt, in der fieberhaften Aufregung, die Sie als Nachwirkung Ihrer Krankheit zeitweise noch überkommt, würde Ihnen ein Gebundensein an ein bürgerliches Leben doppelt lästig erscheinen. Einer Natur, wie der Ihrigen, hilft zu völliger Genesung, auch der geistigen, mehr Leben und Aufregung als Ruhe. Ich meine daher auch, daß unsere Reise nach Korsika eine ersprießliche Abwechselung für Sie sein wird."

„Ich glaube, die lange Krankheit hat auch meiner Seele und meinem Gemüth geschadet, Junker, ich fühle, daß allerhand Gespenster in mir aufgewacht sind, Leidenschaften und Verirrungen, die mir sonst fremd waren. Mißtrauisch und argwöhnisch bin ich geworden und geizig dazu — ja, geizig, ist das nicht lächerlich bei Einem, der zeitlebens vor dem gleißenden Golde einen Ekel empfunden hat? Seit dreißig Jahren habe ich auf die Stunde ge-

wartet, wo ein Zufall die drei Ringe Boabdil's zusammenführen und ich meiner Stellung als Schatzhüter enthoben sein würde, und nun möchte ich mich am liebsten lang ausgestreckt über die Schätze legen, sie fest, ganz fest halten und keinem Menschen auch nur eine Pistole an Werth davon geben!"

„Sollte das, was Sie eine plötzlich in Ihnen aufgetauchte Neigung zum Geiz nennen," warf Krackwitz ein, „nicht nur eine naturgemäße Befürchtung sein, daß das Erbe Almahadi's nicht im Sinne Ihres Vaters verwendet werden könnte?"

Gonzales stutzte und warf dem Sprechenden einen irren, seltsam scheuen Blick zu.

„Möglich," erwiederte er kurz, „doch nein, nein — das ist es nicht! Ich bin ja da, zu wachen über den neuen König von Korsika, und glauben Sie mir, Junker, ich habe ein offenes Auge. Soll das Gold Almahadi's doch einmal unter die Menschheit kommen, so soll's auch zu deren Nutzen sein, und dafür werde ich sorgen. Ihr Vorschlag gefällt mir; wir bringen die Schätze zunächst nach Livorno und geben sie dem Bankhause Lupani zur Verwaltung." Gonzales stürzte mit einem Zuge einen neuen Becher Malagaweines hinab. „Es schmerzt mich doch, Junker," fuhr er mit stockender Zunge fort, „daß wir all' das blanke Gold dem deutschen Baron geben sollen! Hätten wir Ripperda damit helfen können, es wäre besser gewesen!"

„Sie wissen doch, daß Osman Pascha die Streitaxt begraben und sich völlig vom politischen Gebiete zurück-

gezogen hat?" fiel Zanarelli mit einem unruhigen, fast ängstlichen Blick auf Gonzales ein. „Seit ihm die Spanier bei einem Ausfall vor Gibraltar seinen getreuen Saint-Martin gefangen genommen und angesichts des Meeres auf einem Felsen am Ufer gekreuzigt haben, will er nichts mehr von dieser Nation wissen. Sein alter Freund, der Kaiser Mustapha, ist auch gestorben, und so ist er denn von Mequinez fort und nach Tetuan gezogen, wo er unter dem Schutze des Pascha's Muhamed mit Weib und Kind ein behagliches Leben führt."

Krackwitz nickte. „Durch Briefe erfuhr ich von diesem Wechsel, erfuhr ich auch, daß Ripperda sich recht glücklich fühlen soll, endlich in den Hafen der Ruhe eingelaufen zu sein. Ich gönn's ihm von Herzen, denn von allen den kleinen und großen Staatsmännern, mit denen ein wunderliches Geschick mich im Laufe der Jahre zusammengeführt, war er der preiswertheste, weil er der ehrlichste und unbestechlichste war."

„Und der Einzige, der auch ein Herz für das Maurenvolk hatte," ergänzte Gonzales, sich mühsam erhebend.

„Vorsicht, Diaz!" rief Zanarelli und faßte den halb Taumelnden am Arm. „Siehst Du nicht, daß zwei Schritte vor Dir der Abhang gähnt? Ein Fehltritt und Du liegst zerschmettert unten."

„Dann wär's vorbei — was weiter!" murmelte der Bandit, aber er richtete sich doch straffer auf und trat von der gefährlichen Stelle zurück. „Es ist Zeit, aufzubrechen, wir müssen den Mondenschein benutzen. Sind Sie bereit, Sennor?"

„Zu jeder Zeit." Krackwitz erhob sich und mit ihm Niko, der dem Geplauder der Anderen schweigend zugehört, dafür aber mit dem Malaga eifrig Zwiesprache gepflogen hatte.

Die Maulthiertreiber, Genossen des Gonzales, auf deren Treue und Zuverlässigkeit er bauen konnte, führten die Thiere herbei, dann stieg man auf.

Tief in die Berge hinein führte der schmale Weg. Nach einer halben Stunde erweiterte sich der Pfad, die Felsen wichen zurück, und der Huftritt der Maulthiere verklang in dem hoch emporwuchernden Grase. Krackwitz benutzte die Gelegenheit, an Zanarelli heranzureiten.

„Sagen Sie mir um Gottes willen, Obrist," flüsterte er, „was ist mit Gonzales geschehen? Diese Veränderung ist ja furchtbar!"

Der Alte zog die breiten Schultern empor.

„Wie ein Kind könnte ich weinen, und doch muß es ertragen sein," gab er mit schmerzlichem Ausdruck zurück. „Als ihn die feindliche Kugel getroffen, stürzte er mit dem Kopf auf einen scharfzackigen Felsblock. Nur eine Anschwellung am Hinterhaupt war zu sehen, die bald wieder verging, aber seit jenem Tage kommen oft Stunden bei ihm, in denen er vollkommen irre redet. Ich glaubte anfangs an eine Nachwirkung seiner Krankheit, in deren Verlauf er häufig wie ein Wahnsinniger delirirte, doch ich fürchte, es sitzt tiefer, ich fürchte, ein neues Leiden, ein unheilbares, bereitet sich vor. Sie glauben nicht, wie ich mit dem Armen leide! Jahre lange Freundschaft verbindet mich mit ihm, ich habe sein edles Herz kennen,

habe ihn wie einen Bruder, einen Sohn lieben gelernt! Und ihn nun so enden sehen zu müssen, langsam dem Verfall, dem gräßlichsten Tode entgegen gehend ... ja, Junker, das ist furchtbar!"

Stumm ritt Krackwitz einige Minuten neben Zanarelli her, dann hub er von Neuem an: „Schon einmal fragte ich Gonzales, welch' finstere Gewalten ihn, der in jedem Berufe hätte Bedeutendes leisten können, in dieses Leben gedrängt haben; er verwies mich auf später. Nicht Neugierde ist's, die mich diese Frage wiederholen läßt, sondern Mitleid und innigste Theilnahme für einen Mann, der sich mir als wahrhafter Freund gezeigt hat."

„Sie wollen wissen, wie Gonzales zum Räuber geworden? Wie tausend Andere, Sennor! Er liebte ein Weib, eine Stammesgenossin. Da sah eines Tages ein reicher, vornehmer Spanier das schöne braune Kind im schmutzigen Maurenviertel der Stadt, und er bot ihr an, zu ihm zu kommen. Apuja folgte der Lockung nicht, denn sie war tugendhaft und liebte Gonzales wieder. Nicht acht Tage vergingen, da war Apuja verschwunden, geraubt von dem Spanier. Gonzales kannte den Schurken und stürmte bebend vor Zorn in sein Haus. Dort herrschte große Bestürzung. Auf den prächtigen Teppichen im Treppenflur hatte sich soeben eine junge Maurin erdolcht, ihr Blut färbte die Teppiche, die über die Fliesen gebreitet worden waren, dunkelroth. Gleich einem Wahnsinnigen stürzte Gonzales neben der Leiche Apuja's nieder und bettete das todesbleiche Haupt der Geliebten an seine Brust. Plötzlich erschien mit verzerrtem Gesicht und rollen-

dem Auge der Spanier im Treppenhaus. ‚Hinaus mit dem Maurenvolk, mit dem heidnischen Gesindel!‘ herrschte er seinen Dienern zu. ‚Schafft die Leiche der Selbstmörderin fort, den Burschen aber peitscht mir vom Hofe!‘ Noch ehe er ausgesprochen, stand Gonzales vor ihm, in der Rechten den Dolch, mit dem Apuja sich getödtet, hoch in der Luft blitzte der Stahl, und mit einem Aufschrei brach der Spanier zusammen. Durch die Kette der entsetzten Lakaien aber floh der Rächer Apuja's. Seit dieser Zeit war Abu Bessam ben Tarik verschollen, und in den Bergen tauchte Diaz Gonzales, der Banditenhäuptling, auf."

Ein heller Ruf schallte durch die linde Nacht.

„Nun, Ihr plaudert ja mit einander, als tausche ein junges Liebespaar seine ersten Geständnisse aus!" rief Gonzales, sein Maulthier wendend. „Wir sind zur Stelle, steigen Sie ab, Sennor, wenn ich bitten darf, meine Leute können bei den Thieren zurückbleiben!"

Man hatte in einem tiefen, kesselförmigen Thale Halt gemacht. Von der Westseite des Thalkessels stürzte ein schmaler, doch ziemlich reißender Wildbach über das Geröll, durchfurchte den Wiesengrund und bahnte sich ostwärts weiter den Weg.

Gonzales, Zanarelli, Krackwitz und Niko klommen, jeder eine angezündete Fackel in der Hand, am Ufer des Flüßchens die Felsen hinauf. Auf halber Höhe des Berges senkte sich der Boden ein wenig, und an dieser Stelle bildete der Bach einen kleinen See. Es hatte den Anschein, als entspringe das Flüßchen in diesem See, denn der Lauf desselben ließ sich nicht weiter verfolgen, da

nach Westen zu die Bergwand einige fünfzig Fuß hoch fast senkrecht emporstieg. Dicht am Wasser und dicht an die Felswand herangeschoben lag ein großer, unbehauener Granitblock, und auf ihn wies Gonzales.

„Das ist das letzte Hinderniß," sagte er, zu Krackwitz gewendet. „Der Stein verdeckt den Eingang zu einer Höhle, in die sich zur Zeit der Maurenverfolgungen die Vorahnen des Villagios geflüchtet hatten. Das Geheimniß dieser Höhle verblieb der Familie des Villagios, kein Anderer wußte darum, und deshalb ließ der ehemalige Gouverneur von Puerto im Einverständnisse mit meinem Vater die Schätze Almahadi's hieher schaffen. Ein sichererer Aufbewahrungsort war in ganz Spanien schwerlich zu finden, denn abgesehen davon, daß diese Gegend der Sierra selten von eines Reisenden Fuß betreten wird, ist uns auch die Natur selbst zur Behütung unseres Geheimnisses entgegen gekommen. Nun helfen Sie mir, den Block bei Seite zu schieben."

Den vereinigten Anstrengungen der vier Männer gelang es nach einer mühevollen Viertelstunde, den Granitblock von seiner Stelle zu rücken, und nun öffnete sich hinter demselben im Felsen ein rundes Loch, groß genug, um auf Händen und Füßen hineinkriechen zu können.

Gonzales ließ sich auf die Kniee nieder, streckte die Fackel, die er in der Rechten hielt, gerade vor sich aus und begann dann, mit der linken Hand vorsichtig nach vorwärts fühlend, in die Oeffnung hinein zu rutschen. Die drei Anderen folgten ihm in der gleichen beschwerlichen Weise.

Die seltsame und mühevolle Art der Vorwärtsbewegung dauerte nicht lange. Schon nach der ersten Minute begann der Höhlengang sich zu erhöhen, so daß die vier Männer sich erheben und aufrecht weiterschreiten konnten. Fast eine Viertelstunde lang führte der Gang, der vor Jahrhunderten oder Jahrtausenden durch unterirdische Wassermassen gebildet worden sein mochte, in den Berg hinein. Ein beständiges Gurgeln und Rauschen schlug an der Männer Ohr — es war das Flüßchen, wie Zanarelli zu Krackwitz bemerkte, das, auf dem Gipfel entspringend, sich durch die Felsen durchgearbeitet hatte und auf dem Grunde des kleinen See's vor dem Eingang der Höhle wieder an das Tageslicht trat. Mit jedem Schritte verstärkte sich das Brausen und Rauschen, bis es zu donnerndem Getöse anschwoll, als der Höhlengang sich plötzlich zu einer weiten Grotte öffnete.

Mit einem unwillkürlichen Ausruf des Erstaunens blieb Krackwitz stehen. Das Bild, das sich seinen Augen zeigte, war von so wunderbarer Großartigkeit, wie er ein zweites noch nicht gesehen. Die Wände der Grotte zeigten seltsam barocke Formationen, riesenhafte natürliche Säulen strebten empor, und an der Decke schimmerte und glitzerte es, als schaue der Sternenhimmel auf die vier Männer hernieder.

Im Hintergrunde der Höhle stürzte der kleine Fluß aus einer Höhe von über hundert Fuß als Wasserfall herab. Hoch oben in der Felsenwölbung that sich eine schmale, längliche Oeffnung auf, und aus ihr brausten die sprühenden Massen nieder in ein natürliches Becken.

Aus dem ersten, tief ausgehöhlten Becken flossen die Wasser wildschäumend durch einen schmalen Zugang in einen zweiten Erdschacht hinein. Hier war ein eisernes Wehr angebracht, durch welches man die Verbindung zwischen den beiden Wasserbecken schließen konnte. Geschah dies, so stieg das Niveau des ersten Schachtes an, und die Wellen konnten im Verlauf einiger Stunden die ganze Grotte überfluthen, um sich durch den Höhleneingang einen neuen Weg in's Freie zu suchen.

„Auch dieses Wehr stammt noch aus der Maurenzeit," sagte Gonzales, während er die eherne Platte langsam herabgleiten ließ. „Die Verfolgten waren dadurch in die Lage versetzt, sich selbst und ihre Feinde vernichten zu können. Zwei Stunden nur währt es."

Das eiserne Wehr fiel herab, und innerhalb weniger Minuten war das zweite Becken wasserleer. Auf dem Grunde desselben sah Krackwitz nun eine große Anzahl mäßig umfangreicher lederner Säcke liegen. Die meisten derselben waren nach Gonzales' Aussage mit Goldbarren, andere mit tunesischen Doppelpiastern und älteren Münzen, noch andere mit Edelsteinen und Schmuckgeräth gefüllt.

Das Hinaufschaffen der Ledersäcke aus dem Erdschacht verursachte trotz ihrer bedeutenden Schwere keine besondere Mühe. Zanarelli stieg in das Becken hinab und befestigte das Ende eines starken Taues an den ersten Sack, der dann durch Niko, Gonzales und Krackwitz emporgezogen wurde. In gleicher Weise wurden auch die übrigen Säcke in die Höhe gebracht, so daß nach Ablauf zweier, wenn

auch anstrengungsreicher Stunden die Arbeit gethan war. Das Wehr wurde von Neuem geöffnet und die angesammelten Wasser schossen brausend und zischend in den Erdschacht ein und von dort in das Flußbett.

„Das wäre vollbracht!" sagte Zanarelli und trocknete sich die feuchtgewordene Stirne. „Nun handelt es sich nur darum, unsere kostbare Waare ohne Aufsehen nach Malaga zu schaffen. Mit dem Morgengrauen trifft der Rest unserer Bande in der Verkleidung von Bauern mit Pferden und Maulthieren im Thale ein. Wir umnähen sodann die ledernen Säcke mit grober grauer Leinwand, so daß es den Eindruck erweckt, als reisten wir allesammt mit Getreide und Hülsenfrüchten zu Markte —"

Zanarelli brach erschrocken ab. Ein leise vibrirender Ton zitterte durch die Grotte, dann ein lauter Schrei.

Der bucklige Nicko hatte sich in verzeihenswerther Neugier einem der geheimnißvollen Säcke genähert und ihn befühlt und beklopft. Gonzales mußte das gesehen haben, denn er stürzte mit verzerrtem Gesicht und hervorquellenden, unheimlich glänzenden Augen auf den entsetzt Zurückweichenden los und packte ihn an der Kehle.

„Schurke," schrie er, „ich erwürge Dich, wagst Du noch einmal, mit frevler Hand die Schätze Almahadi's anzutasten!"

Schreckensbleich sprang Zanarelli vor.

„Um Himmels willen, Krackwitz, helfen Sie mir den Unglücklichen bändigen! Das ist einer jener furchtbaren Anfälle, mit denen Gonzales seit seiner Verwundung zu kämpfen hat!"

Und mit kräftiger Faust riß der alte Bandit seinen Häuptling von Niko los; Gonzales brach in die Kniee.

5.

Es war in den ersten Tagen des August, als Krackwitz mit seinen Genossen auf der ‚Esperanza‘ von Malaga aus in See ging.

Das Gold Almahadi's war glücklich in die Stadt transportirt worden. Nach eingehender Vorberathung zwischen Gonzales, Krackwitz und Zanarelli hatte der Letztere, der mit Eilpferden vorangereist war, an verschiedenen Orten eine erhebliche Anzahl tunesischer Doppelpiaster in die landesübliche Münze umgewechselt und einen wohlausgerüsteten Schooner gemiethet. Von Seiten Zanarelli's wurde der volle Werth des Schiffes bei einem Bankier hinterlegt; kehrte der Schooner zur festgesetzten Zeit nicht in den Hafen zurück, so fiel die hinterlegte Werthsumme dem Eigenthümer des Schiffes zu, der Miether wurde dagegen Besitzer des Schiffes. Derartige Geschäfte kamen zu jener Zeit, in der man den Transport zur See dem beschwerlicheren zu Lande bei Weitem vorzog, häufig vor.

Wie alle Kauffahrteischiffe, so war auch die ‚Esperanza‘ zum Schutze gegen die Seeräuber mit einigen allerdings ziemlich kleinen Kanonen ausgerüstet. Zanarelli sorgte in der Stille dafür, daß die Armirung für alle Fälle verstärkt wurde. Die alte Bemannung der ‚Esperanza‘ entließ er gegen gute Entschädigung, da die Bande des Gonzales an ihrer Statt eintreten sollte.

Der Wechsel der Verhältnisse schien auf Gonzales'

Gemüthszustand schon jetzt eine wohlthätige Wirkung auszuüben. Die furchtbaren Wuthanfälle, unter denen er zu leiden hatte und die zweifellos auf eine heftige Erschütterung des Gehirns zurückzuführen waren, hatten sich seit jener Nacht in der Grotte nicht wiederholt. Auch sein düsteres melancholisches Wesen war gewichen.

Nun flog die ‚Esperanza' hinaus auf das blaue Meer. Unten im Packraume lagen neben- und übereinander geschichtet die grauen Säcke mit der Hinterlassenschaft des Meno Almahadi. Durch einen genuesischen Handelsmann, der am Tage vor der Ausfahrt der ‚Esperanza' in Malaga eingetroffen war und den man in einer Taverne kennen gelernt, hatte Zanarelli einige neuere Zeitungen, sowie verschiedene öffentlich publizirte Erlasse der Dogaria von Genua erhalten, die er nun mit bezeichnenden Randbemerkungen seinen Genossen vortrug.

Am meisten Interesse erregte das Manifest des Dogen Joseph Maria Dorla gegen den König Theodor, ein Aktenstück, das den Erwählten Korsika's einfach für einen Schwindler erklärte. „Auf die uns zugegangene Nachricht" — so lauteten einige Stellen des betreffenden Edikts — „daß in unserem Reiche Korsika im Hafen von Aleria das kleine Kauffahrteischiff des englischen Kapitäns Dick Kriegsvorräthe und eine gewisse berüchtigte, orientalisch gekleidete Person an's Land gesetzt hat, welcher es unbegreiflicher Weise gelungen, sich bei den Häuptern und beim Volke beliebt zu machen, ist von uns, dem Dogen, den Governatoren und Prokuratoren der Republik Genua, in Erfahrung gebracht worden, daß jene Person sich für

den Baron v. Neuhoff ausgibt und sich bisher umherirrend und vagabundirend mit wenig Glück in der Welt bemerkbar gemacht hat.“ Nachdem nunmehr dem Baron Neuhoff eine ganze Reihe von Gaunereien, die er unter falschem Namen in fast allen Ländern des Kontinents verübt haben sollte, vorgezählt worden war, hieß es in dem genuesischen Manifest warnend weiter: „Unter so bewandten Umständen und solchen unbezweifelten Zeugnissen, und da dieser Mensch sich in die Lage gesetzt hat, Korsika zu beherrschen, mithin unsere Unterthanen von dem ihrem natürlichen Fürsten schuldigen Gehorsam böswillig abzuwenden, und da auch zu befürchten ist, daß eine Person von so schändlichen Absichten im Stande ist, noch mehr Verwirrungen und Unruhen unter unserem Volke anzuzetteln: so haben wir beschlossen, kund und offenbar zu machen und zu erklären, wie wir es mit gegenwärtigem Edikt also thun, daß dieser genannte Baron Theodor v. Neuhoff als ein wirklicher Urheber neuer Empörungen, Verführer des Volks, Störer der allgemeinen Ruhe, des Hochverraths und des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig ist, demnach alle durch unsere Gesetze bestimmten Strafen verwirkt hat. Also verbieten wir demnach Allen, mit gedachter Person Umgang oder Verkehr zu pflegen, und wir erklären Diejenigen, so ihm Hilfe und Beistand leisten oder sonst um unser Volk noch mehr zu verwirren und zum Aufruhr zu reizen, die Partei dieses Menschen halten werden, als den schwersten Strafen verfallen.

Gegeben in unserem königlichen Palaste am 9. Mai 1736.

Joseph Maria.“

„Das ist eine Sprache so voll Kraft und energischen Tones, wie ich sie diesen genuesischen Krämersleuten kaum zugetraut hätte," bemerkte Zanarelli lachend. „Nicht minder energisch hat aber König Theodor seine Entgegnung zu formuliren verstanden, und das, was mir im Besonderen an dieser Antwort gefällt, ist der siegesgewisse Humor, mit dem Neuhoff den schmähenden Feind abfertigt. Der genuesische Handelsherr, mit dem wir gestern zusammentrafen, hat mir auch eines dieser Contre-Manifeste, die durch korsische Agenten überall angeschlagen worden, gegeben. Hört nur, wie lustig unser Freund sich zu vertheidigen weiß! ‚Theodorus, König auf Korsika, sendet dem Dogen und Senat zu Genua seinen Gruß und viel Geduld. Es ist mir noch nicht eingefallen, daß ich wohl eine Unterlassungssünde begangen habe, weil ich meinen Entschluß, nach Korsika zu gehen, Hochdenenselben nicht zu wissen that; um die Wahrheit zu sagen, hielt ich solche Förmlichkeit für unnöthig, da ich dachte, das Gerücht würde Sie ohnehin schon davon benachrichtigt haben. Weil es mir aber scheint, als beklagten Sie sich darüber, daß ich Ihnen mein Vorhaben verschwiegen, finde ich mich bemüßigt, Ihnen aus Bürgerpflicht — wie Jeder, welcher verzieht, seinen Nachbarn es anzeigt — zu melden, daß ich aus Ueberdruß über mein langes und vieles Umherreisen endlich zu dem Entschlusse gekommen bin, meine Wohnung zu wechseln und mir ein Plätzchen in Korsika zu erwählen; da dies Land nun in Ihrer Nachbarschaft liegt, nehme ich mir die Freiheit, Ihnen durch ebendies Schreiben meine Visite abzustatten. Weil aber das Weg-

ziehen zwischen Nachbarn oft Streit erregt, so will ich mich deshalb weiterer Komplimente enthalten und gleich von unseren Angelegenheiten reden, um so mehr, als man mir versichert, daß Ihnen unsere neue Nachbarschaft sehr lästig sei. Die von Ihnen gegebene Erklärung, daß ich ein Störer des Friedens und ein Volksverführer sei, ist die sonnenklarste Lüge der Welt, da Jedermann weiß, daß Sie erst durch Ihre Regierung und Grausamkeit den Frieden und die Ruhe aus Korsika verbannt haben. Ihre Staatsmaximen haben unter dem Scheine, den Frieden zu befördern, die armen Korsen in ein Blutbad gestürzt. Im Uebrigen will ich nicht vergessen, Ihnen zu vermelden, daß die Meinigen glückliche Fortschritte machen, dieweil Sie wohl gehört haben werden, daß ich über so viel Truppen verfüge, als ich nothwendig habe. Dabei möchte ich Sie um die Gefälligkeit ersuchen, daß sich in den zwischen meinen und Ihren Truppen etwa vorfallenden Gefechten doch Jemand von Ihren Landsleuten blicken lassen möge, der das Kommando über sie führe. Aber ich glaube wohl, daß ich die Erfüllung meiner Bitte nicht erreichen werde, weil Sie sämmtlich mit Ihren Wechselbriefen und Wuchergeschäften so viel zu thun haben, daß der Geist der Tapferkeit in Ihnen nicht aufkommen kann. Deshalb vermeine ich auch ganz und gar nicht, daß Sie mit Ihren Truppen jemals Ehre einlegen werden.

Gegeben im Lager von Bastia. Theodorus.

Sebastiano Costa,

Staatssekretär und Großkanzler des Königreichs.'"

„Diese Antwort gefällt auch mir!" lachte Krackwitz.

„Es liegt ein männlicher Humor in ihr, der mir mehr behagt, als die öden Schimpfworte des Dogen. Ich gönne dem stolzen und übermüthigen Genua, das noch vom Ruhme der Vergangenheit zehrt, diese demüthigende Abfertigung, denn, mag man auch gegen das Vorleben Neuhoff's sagen, was man will: preiswerther und tapferer ist es jedenfalls, für die Freiheit eines unterdrückten Volkes männlich einzutreten, als einem freien Volke durch hinterlistige Grausamkeit die Sklavenketten aufzuzwingen. Dem Baron v. Neuhoff hat nie im Leben meine Zuneigung gehört, dem Glücke des Königs von Korsika aber weihe ich gern ein volles Glas!"

Krackwitz nickte Gonzales und Zanarelli zu und leerte seinen Becher. Zanarelli folgte seinem Beispiel, doch Gonzales starrte bewegungslos hinaus auf das blaue Meer, auf dessen Gischtkämmen sich weiße Möven schaukelten. Der schwermüthig träumende Zug, der sich seit seiner Krankheit so häufig auf seinem Antlitz zeigte, lag auch jetzt wieder auf diesen melancholisch schönen Zügen.

„Schmeckt Dir der Trunk nicht, Gonzales?" fragte Zanarelli lustig; „Du schaust wieder einmal so mißmuthig in die Welt hinein, als gebe es keine Sonne am Himmel. Woran denkst Du, Gonzales?"

Großen Auges und ernst blickte der Gefragte den Sprechenden an.

„Ich dachte darüber nach," erwiederte er grollenden Tones, „warum es nicht auch uns Mauren vergönnt sein soll, die Freiheit zu erringen. Sind wir weniger tapfer als dieses Volk der Korsen?"

„An Eurer Tapferkeit, Gonzales, wird Niemand zweifeln, der die Geschichte Eurer Nation kennt," gab Krackwitz zurück, „aber nicht immer führt Tapferkeit allein zum Siege. Im großen Kampfe der Völker sprechen noch andere Faktoren mit, als die Kraft der Faust und der Muth in der Brust. Soll ich's offen gestehen, so muß ich sagen, daß ich ein zweites Emporblühen des Maurenthums, zumal in den Grenzen Europa's, immer für eine Unmöglichkeit erachtet habe, weil ich glaube, daß die Kultur und damit auch die Macht des Orients ihren Höhepunkt überschritten hat. Die ganze mohammedanische Welt geht dem Verfall entgegen; wie in der Natur, so gibt's eben auch im Völkerleben ein Werden, Steigen und Vergehen. Wie lange wird es noch währen, und auch die romanischen Völker, die jetzt an der Spitze der Civilisation marschiren, treten zurück und lassen andere, vielleicht einmal uns Deutsche, in den Vordergrund, bis in weiteren Zeiträumen abermals andere Nationen die weltbeherrschenden werden."

Mit ironischem Lächeln erhob sich Gonzales.

„Für den Hoffnungslosen gibt's keinen Trost, und dem zu Tode Verwundeten schafft's schwerlich Linderung, wenn er weiß, daß es Anderen ebenso ergehen wird, wie ihm. Aber selbst das größte Leid nimmt ein Ende — und auf dieses Ende warte auch ich!"

Mit raschen Schritten kehrte Gonzales in die Kajüte zurück.

„Das alte aufgeregte Wesen kommt wieder," sagte Zanarelli kopfschüttelnd, „Gott gebe das Beste! Kurz nach unserer Abfahrt von Malaga revidirte ich die Kajüten und

Packräume, und da schon fiel mir die Seltsamkeit Gonzales' auf. Ich fand ihn auf den Goldsäcken sitzen und mit sich selbst sprechen, wirre, unzusammenhängende Worte. Als ich ihn beim Namen rief, schaute er mich mit stierem, glanzlosem Blicke gleichgiltig an, mir schnitt dieser Blick in's Herz! Oefter schon ist der Gedanke in mir aufgetaucht, als habe eine eigenthümliche fixe Idee sich des armen Gonzales' bemächtigt: die Idee, wir könnten die Schätze Almahadi's, die einst das neue Maurenreich errichten helfen sollten, verschwenden und verstreuen. Sie entsinnen sich jenes schrecklichen Augenblicks in der Maurengrotte, da Gonzales sich auf Ihren Diener stürzte, meinend, der harmlose Bursche wolle sich an dem Golde vergreifen. Von diesem Tage an hegt er auch gegen Sie und sogar gegen mich Mißtrauen, auch gegen mich, der ich seit einer langen Reihe von Jahren durch treue Waffenbrüderschaft mit ihm verbunden bin! Aus seinem Herzen kommt dieses Mißtrauen nicht, denn sein Herz kenne ich, aber aus seinem, Gott sei's geklagt, gestörten Gemüth!" —

Am Morgen des dritten Tages nach der Abfahrt der ‚Esperanza' von Malaga machten sich die ersten charakteristischen Vorboten eines heftigen Sturmes bemerkbar. Der Himmel hing bleifarben über dem Meere, das sich glatt und unbewegt wie ein Spiegel vor den Reisenden ausdehnte; nicht ein Lüftchen rührte sich, die glühende Hitze benahm fast den Athem.

Gegen Mittag brach der Orkan los. Trotzdem alle Vorbereitungen getroffen worden waren, sich so gut als möglich gegen das Wüthen dieses Dämons zu schützen,

war schon der erste Stoß ein so gewaltiger, daß die ‚Esperanza‘ vollkommen auf die Seite geworfen wurde. Das Bleigrau des Himmels hatte sich urplötzlich in ein tiefes Schwarz verwandelt, das von mattvioletten Farben durchzogen schien, dann gellte ein furchtbarer Ton über die See, wie ein langgezogener Schrei aus hunderttausend Kehlen, und der Sturm brach los. Das Meer war in einer Minute bis in seine Tiefen aufgerührt. Wolken und Wasser schienen sich vereinigen zu wollen, denn die ersteren senkten sich in tiefdunklen Schleppen bis zu den Masten herab, während die Wogen ungebändigt wild zum Himmel peitschten. Falbe, schwefelgelbe Blitze erhellten von Zeit zu Zeit die tiefe Finsterniß, die über den empörten Wassern lag.

Obwohl die Segel längst eingezogen worden waren und nur noch die kahlen Masten standen, drückte der Sturm doch so gewaltig auf diese nieder, daß ein Kentern des Schiffes nicht unmöglich erschien. Zanarelli, der die Mannschaft in der großen Kajüte vereinigt hatte, da die Wogen rettungslos Alles vom Deck spülten, befahl daher, daß die Masten gekappt werden sollten. Kein murrender Laut ließ sich hören, obwohl die Ausführung dieses Befehls bei der geringsten Unvorsichtigkeit den Tod herbeiführen konnte; drei Burschen sprangen vor, die an Taue geschnürt wurden und dann den gefahrvollen Weg auf das von den Wellen übergossene Deck antraten.

An eine Verständigung durch Kommandoworte war bei dem ungeheuren Getöse, das der Sturm verursachte, nicht zu denken. Unter der Fallthüre, die nach den Mannschafts-

kojen führte, kauerten die Leute und hielten mit den nassen Händen die Taue fest, an deren äußerste Enden die Leidensgenossen gebunden waren. Ein starkes Rucken an den Tauen sollte das Zeichen sein, daß die Arbeit beendet war.

Eine Viertelstunde verstrich. Durch das Heulen des Orkans schien es den Wartenden, als ertöne ein dumpfes Krachen, ein Brechen und Splittern. Dann ruckte es am ersten Seil, die Matrosen zogen an und durch die halbgeöffnete Fallthüre polterte ein schwerer, lebloser Körper herab. Der Sturm hatte sein erstes Opfer gefordert. Auf der Stirne des armen Burschen zeigte sich eine klaffende Wunde, die jedenfalls der stürzende Mast in der Dunkelheit geschlagen hatte.

Von Neuem zogen die Matrosen am Seile — aber was war das? Welch' seltsam' Geräusch ließ sich hören? Ein Brausen, Rollen und Glucksen ertönte, wie von eindringenden Wassern. Triefend vor Nässe, leichenhaft blaß, mit schlotternden Knieen wurde der zweite Bursche vom Deck herabgezogen. Auf der Kajütentreppe brach er zusammen.

„Der Vordermast hat ein Leck in das Deck geschlagen," stöhnte er, „die Wellen dringen in die Kabinen!"

Ein vielstimmiger Schrei erscholl, aber die Stimme Zanarelli's übertönte diesen gemeinsamen Ruf der Angst.

„Die Wergsäcke herbei!" brüllte er, „verstopft das Leck!"

Rüstige Hände beeilten sich, den Befehl auszuführen, man wußte ja, daß sich's um Tod und Leben handelte! Ein Blick aber nur auf die gähnende Oeffnung, die der

fallende Mast geschlagen, zeigte, daß jede Mühe umsonst, daß Rettung unmöglich war. Der Sturm mußte den Mast mit furchtbarer Gewalt niedergelegt haben, denn nicht nur das Deck, sondern auch ein Theil der Backbordwand war durchschlagen, und gerade hier flutheten die Wasser mit unwiderstehlicher Gewalt durch die zersplitterten Spanten hindurch.

Im Laufe der nächsten Viertelstunde mußte das Schiff sinken! —

(Schluß folgt.)

Braunes Pulver.

Novelle

von

Alfred Stelzner.

1. (Nachdruck verboten.)

Vor einem jener altmodischen, hochgegiebelten Fachwerkhäuser, die der Hafengegend Hamburgs ein so charakteristisches Gepräge aufdrücken, wandelte ein eleganter Fremder, der an dem holperigen Straßenpflaster der Butenkajen augenscheinlich kein Genüge fand, mit zögernden Schritten auf und ab. Zu seinen Füßen stauten sich an hoher Quaimauer die schmutziggelben Fluthen des Elbestromes, auf denen Hunderte von röthlichen Lichtreflexen sich wiegten und schaukelten und die Fahrzeuge umtanzten, welche die Wasser des Binnenhafens nach allen Richtungen durchfurchten.

Der naßkalte Märzabend mischte trübe Nebel unter die eigenthümlichen Dünste, die dampfende Schlote und getheerte Schiffsplanken den Hafenbewohnern jahraus jahrein so reichlich spenden, trübe, rußige Nebel, welche die an sich schon spärliche Straßenbeleuchtung zu einer nächtigen Dämmerung herabdrückten.

Der Fremde, der den Eingang des Hauses nicht aus den Augen verlor, dessen Geduld jedoch auf eine harte Probe

gestellt schien, murmelte etwas unwillig vor sich hin, zog sich den Pelz fester um die Schultern, drückte seinen Hut tiefer in die Stirn und hemmte nach einer längeren Weile unschlüssigen Auf- und Abgehens plötzlich den Schritt.

Immer wieder waren seine Blicke forschend an der Front des Hauses hinaufgeschweift, in dessen höhlenartigem Eingang vor wenigen Minuten ein junges, einfach gekleidetes Mädchen verschwunden war, dessen ganze Erscheinung ihn so gefesselt hatte, daß er demselben von seinem Hotel am Jungfernstieg bis hieher gefolgt war.

Die Fensterreihe des dritten Stockwerks war bisher dunkel gewesen; jetzt bemerkte er mit einem Lächeln der Genugthuung hinter einem Fenster plötzlich Licht aufflackern.

Schnell entschlossen näherte er sich dem Hauseingange, dessen gähnende Finsterniß nach der Straße zu durch einen, von der Seite einfallenden dunkelrothen Lichtschimmer gemildert wurde, betrat den Flur, und musterte ein in die Augen fallendes, plump gemaltes Thürschild, aus dessen blechernen Beulen er in der Dämmerung nothdürftig die beiden Worte „Eckhoff, Heuerbaas" herausbuchstabirte.

Diese Entdeckung schien seinen Entschluß in eine andere Bahn gelenkt zu haben. Er befand sich, wie aus der Inschrift des Schildes hervorging, vor der Thüre eines Stellenvermittlers für Seeleute, die, wie er sich wohl erinnerte, meistens eine Schenke mit ihrem Geschäftslokal zu verbinden pflegen, und die rothe, in dem oberen Rahmen der Thüre eingelassene Lichtscheibe zu seinen Häupten sollte vermuthlich auch dazu dienen, das Auffinden des Drückers zu erleichtern. Er tastete jedoch vergebens nach einem solchen.

Ehe er indessen recht überlegt hatte, unter welchem Vorwande er den Heuerbaas ansprechen sollte, um durch ihn Auskunft über jenes Mädchen zu erlangen, von dem er nicht zweifelte, daß dasselbe im Hause wohne, wurde die Thüre plötzlich aufgerissen und eine vierschrötige Mannsgestalt sichtbar.

„Was ist denn da zu fingern?" brummte eine grobe Baßstimme mißtrauisch. „Was wünscht der Herr?" fuhr der Heuerbaas höflicher fort, als der elegante Fremde kaltblütig über seine Schwelle in ein Stübchen trat, das kaum fünf Schritt im Geviert messen mochte, und aus dem ihm dicker Tabaksqualm entgegenquoll.

„Ein reelles Geschäft sollt Ihr machen, Bester," versetzte der Fremde in fließendem Deutsch, dessen leichter Accent kaum den Ausländer verrieth. „Das paßt Euch doch, he?"

Der beruhigte Geschäftsinhaber grinste mit einem Male über's ganze Gesicht. Denn unter einem „reellen Geschäft" versteht der Heuerbaas die mehrere hundert Mark eintragende Unterbringung eines Knaben wohlhabender Eltern als Schiffsjunge.

Der Fremde schien die Wirkung seiner Worte vorausgesehen zu haben; unter einem besseren Vorwand hätte er sich bei dem Heuerbaas nicht einführen können.

Mit vertrauenswürdigster Miene spann er sein Märchen weiter, indem er fragte: „Habt doch 'nen guten Platz an der Hand?"

„Wird sich finden, Herr, wird sich finden," zögerte der Geschäftsmann, den eckigen Kopf zwischen den Schultern

wiegend und mit dem Zeigefinger kritisch in seiner Thonpfeife herumstochernd. „Ist aber nicht billig, Herr!"

„Weiß schon!" bestätigte der Fremde. „Mein Freund muß bluten — so nennt Ihr's ja wohl — wenn er seinen Jungen gut untergebracht sehen will. Seht Euch ordentlich um! Dieser Fünfziger ist Euch gewiß nicht unangenehm zur Bestreitung vorläufiger Auslagen."

Der Heuerbaas steckte die Banknote, die Jener seinem Portefeuille entnommen hatte, schmunzelnd ein und war doppelt überrascht, als der noble Fremde, der nicht einmal einen Namen genannt, das „Geschäft" erst in den nächsten Tagen gründlich abzuwickeln bestimmte und der Unterredung unvermittelt eine andere Wendung gab.

„Wer wohnt bei Euch im dritten Stock, Heuerbaas? Ich sah da gestern ein Gesicht am Fenster, das in mir alte Erinnerungen wachrief."

„Wittwe Haidecker!" versetzte der Gefragte nach einem prüfenden Blick auf den Fremden kurz.

„Haidecker!" wiederholte dieser sinnend, mit den behandschuhten Fingern den kurzgestutzten Schnurrbart streichend. „Dacht' ich's doch!"

„Kennt der Herr am Ende die alte Hexe?" fragte der Heuerbaas lauernd.

„Seid wohl gar Feind mit einander?" suchte der Fremde auszuweichen und den Arglosen zugleich auszuholen.

„Spinnefeind ist sie mir!" bekannte der Heuerbaas, „spinnefeind, seitdem ihr einziger Sohn über Bord ging. Hat sich umgebracht aus Trotz, aus Furcht vor ungerechter Strafe — 's ist doch 'ne Eselei, denk' ich! Und mir gibt

die Alte schuld, weil ich ihren Einzigen auf dem besten Dampfer anmusterte, den ich an der Hand hatte. Ein Prachtjunge war's aber, der Willi Haidecker, breit und stattlich, von Ihrer Figur, Herr, aber blond. Die Matrosenheuer ist der arme Teufel mir schuldig geblieben, und die geizige Alte will nichts herausrücken."

Der Fremde hatte den Worten gespannt, doch äußerlich gleichgiltig gehorcht.

„Wie hieß der Dampfer?" warf er dann hin, als ob er nur irgend etwas fragen wollte.

„Auf dem ‚Rosario' hatt' ich ihn geheuert, die besten Planken, Herr, die zwischen hier und Westindien schwimmen."

„Der ‚Rosario,' richtig! So hieß das Schiff!" bestätigte der Fremde. „Kapitän . . ."

„Neubert, Herr!"

„Ganz recht! Ich entsinne mich. Und das Unglück ereignete sich vor Jamaika, nicht wahr?"

„So viel ich weiß," berichtigte der Heuerbaas, „vor Porte au Prince."

„Vor etwa — warten Sie — vor zwei Jahren, wie?"

„'s ist länger her, Herr! Ja, 's sind gerade drei Jahre. Im April werden's drei Jahre."

„Hm!" machte der Fremde nachdenklich. „Hat die Alte mehr als eine Tochter?"

„Nur die eine! Haben der Herr sie gesehen?"

Der Fremde zuckte die Achseln.

„Ein Prachtmädel, das Franzel!" betheuerte der Heuerbaas, kniff verschmitzt das linke Auge zusammen und schnalzte mit der Zunge, daß es knallte. „Zum Anbeißen, Herr!"

„Was Sie sagen! Da hat sich gewiß auch schon ein Liebhaber gefunden, wie?"

„So halb und halb!" meinte der Heuerbaas geringschätzig.

„Wer ist der Glückliche?"

„Den Herrn scheinen die Haideckers ja ganz besonders zu interessiren!" lachte der Gefragte, vertraulich mit den Augen blinzelnd.

„Ein wenig, allerdings!" meinte der Fremde kühl. „Der Willi Haidecker war mir bekannt. Ich fuhr derzeit als Passagier auf dem ‚Rosario'!"

Der Heuerbaas machte ein verblüfftes Gesicht. Wenn es aber auch in ihm aufdämmern mochte, daß sein Gast ihn anlog, so fehlten ihm doch die Beweise, auf Grund deren er seine Zweifel hätte rechtfertigen können. Sein aufkeimendes Mißtrauen war dem Fremden indessen nicht entgangen.

„Wie sagtet Ihr noch, daß der Verlobte der Franzel Haidecker hieße?" fragte er gleichgiltig, sich langsam der Flurthüre zuwendend.

„Davon sagte ich noch gar nichts!" versetzte der Gewitzigte mit unangenehmem Lächeln. „Wenn aber dem Herrn daran gelegen ist — Baier heißt er, Hartwig Baier. Verlobt sind sie aber noch nicht. Zweifle, ob's überhaupt so weit kommt. Die Alte möchte höher hinaus!"

Unwillkürlich hatte der Heuerbaas eine erläuternde Handbewegung gemacht, die der Fremde sich sogleich zurecht legte.

„Er wohnt hier im Hause?"

„Zwei Treppen hoch, Herr!"

„Was ist der Mann?"

„Denke mir, er ist Werkführer! Früher arbeitete er auf der Pulverfabrik, seit Kurzem im hiesigen Laboratorium."

Der Fremde mochte eine momentane Ueberraschung verrathen haben.

„'s ist nicht gefährlich!" witzelte der Heuerbaas. „Die Butenkajen ist sicher. Geesthacht liegt weit außer Schußweite!"

„Geesthacht!" wiederholte der Fremde betroffen, beherrschte sich jedoch schnell, so daß der Heuerbaas ihm nicht anmerkte, daß er auf's Höchste gespannt war, um so weniger, als eben ein Paar neue Gäste, die den Fremden nicht eben sanft zur Seite schoben, lärmend in's Zimmer traten und den Alten ausgelassen begrüßten.

„Hübsch manierlich, Jungens!" schrie der Mann die augenscheinlich betrunkenen Matrosen an, sich mit den Ellenbogen ihrer derben Liebkosungen erwehrend. „Was soll denn der — der Kapitän da von Euch Kerls denken!"

Seiner Entschuldigung bei dem Fremden kam dieser jedoch beschwichtigend zuvor, indem er sich mit dem Versprechen, in den nächsten Tagen wieder vorzukommen, und einem herablassenden Gruße hastig verabschiedete. —

Wenn er wirklich die Absicht gehabt hatte, eine Bekanntschaft mit der Tochter der Wittwe Haidecker einzufädeln, so mußte er diese Absicht, wenigstens vorläufig, aufgegeben haben.

Von den lebhaftesten, ganz plötzlich wachgerufenen Vorstellungen bestürmt, wandte er sich, in's Freie tretend, der

Richtung zu, aus der er gekommen war, durcheilte mehrere Straßen, rief endlich eine ihm begegnende Droschke heran und ließ sich in sein Hotel führen.

„Mister Potter zu Hause?“ fragte er, vor demselben angelangt, den Portier, der den Wagenschlag geöffnet hatte und ihm beim Aussteigen behilflich war.

„Glaube wohl, Herr Baron!“ versetzte dieser, den Kutscher abfertigend. „Werde sofort nachsehen!“

Als der Fremde sich der Portierloge näherte, hörte er aus derselben seinen vollen Namen — Baron Giacomo Piccolittis — nennen, und bemerkte eintretend den Wirth neben einem Herrn, der sich aus dem vor ihnen aufgeschlagenen Fremdenbuch augenscheinlich Notizen gemacht hatte und nun ging, indem er prüfend seinen Blick auf den eintretenden Fremden heftete.

„Der Herr hat eine etwas aufdringliche Art, Einen zu fixiren,“ rügte dieser, als er sich dem Wirthe allein gegenüber sah.

„Berufssachen, Herr Baron!“ entschuldigte sich der Besitzer des Hotels „Zum Kronprinzen“ liebenswürdig. „Der Herr ist Geheimpolizist!“

„Ah!“

Der Fremde war um einen Schatten bleicher geworden und wandte sich hastig dem eintretenden Portier zu, der ihm meldete, daß Mister Potter auf seinem Zimmer anwesend sei.

„Liegt etwas Besonderes vor?“ warf er, zu dem Wirth zurückblickend, gleichgiltig hin. „Ist er auf der Jagd, der Mann des Gesetzes?“

„Das ist er immer, Herr Baron. Er beehrt uns pflichtgemäß jeden Abend mit seinem Besuch, um das Fremdenbuch zu revidiren. Uns Hoteliers übrigens ein lästiger Freund. Hinter jedem Namen sucht er eine Maske und hinter jeder Maske einen Spitzbuben."

„Liegt etwas Besonderes vor?" wiederholte Piccolittis nachlässig seine frühere Frage.

„Kann's nicht sagen, Herr Baron, der Mann ist sehr einsilbig und undurchdringlich."

„Es muß auch solche Käuze geben!" lachte der Fremde etwas gezwungen, grüßte den Wirth verbindlichst und wandte sich gelassen dem Treppenhause zu.

Seine Absicht, den Mister Potter sogleich aufzusuchen, mußte er aufgegeben haben, denn er schritt an dessen, im ersten Stock gelegenen Zimmer ohne Aufenthalt vorüber, um gleich darauf sein eigenes, in dem bereits die Lampen angezündet waren, zu betreten. Vorsichtig schloß er die Thüre hinter sich ab, überzeugte sich mit einem Blick, daß ein helles Feuer im Ofen loderte, und begann unverzüglich in seinem Handkoffer zu kramen. Erst als er den ganzen Inhalt desselben aufmerksam durchmustert und mehrere Zeitungen und Schriftstücke, wie auch einige Banknoten ausgeschieden hatte, die er sämmtlich bis auf ein Zeitungsblatt in kleine Fetzen zerriß und in's Feuer warf, legte er Hut und Pelz ab.

„Eigentlich gar zu ängstlich!" murmelte er, dem Flammenspiel zusehend und leise auflachend, vor sich hin. „Aus dem harmlosen Zeug hätte doch wohl Niemand auf Walter

Garrison geschlossen. Aber trau Einer den Halunken mit ihrer unverschämten Witterungsmanie!

Hm!“ fuhr er nach einer Weile sinnend fort, „die Zeitungen schwatzen doch sonst immer Alles aus. Wenn man Verdacht geschöpft, oder nur ahnte, daß ich mich hierher gewandt — durch sie hätt' ich's zuerst erfahren. Aber kein Wort davon! Man vermuthet mich in London. Das ist sicher. Oder hätt' ich irgend eine Andeutung etwa übersehen?“

Er rückte einen Sessel in die Nähe des Ofens, nahm das vorhin abgesonderte Zeitungsblatt zur Hand, und begann sich in die Lektüre eines Artikels unter den „Vermischten Nachrichten“ zu vertiefen, welcher unter der Ueberschrift „Großartiger Betrug“ folgendermaßen lautete: „Ein Dresdener Bankier erhielt am 26. Februar früh von der deutschen Bank in Berlin die Anzeige, daß ein Amerikaner, Namens Garrison aus Philadelphia, 12,000 Mark bei ihm für Rechnung der deutschen Bank erheben würde. Bald nach dieser Nachricht kam Vormittags in das Dresdener Bankgeschäft ein ungefähr 30 Jahr alter Herr von kräftiger Statur, mit schwarzgelocktem Haar und Vollbart. Er sprach fließend deutsch, warf jedoch hin und wieder auch englische Ausdrücke dazwischen. Er zeigte einen amerikanischen Paß und eine Adreßkarte vor, lautend Garrison, Scott & Co., Importer and Jobbers of Dry Goods, Nro. 333 Market-Street, Philadelphia, und nannte sich Walter Garrison. Nachdem ihm hierauf die 12,000 Mark ausbezahlt worden, fragte er bei der Firma an, ob sie ihm einen sehr guten Check abnehmen würde und präsentirte einen solchen auf das

Bankhaus Seligmann Brothers in London über 1700 Pfund, der am 2. Februar von J. S. Seligmann in New-York ausgestellt war. Obwohl der Check à vista ausgestellt war und als ein Prima-Check sich erwies, somit eine Sekunda noch existiren mußte, ließ der Dresdener Bankier mit Rücksicht auf den guten Eindruck, den Garrison machte, und seine Einführung durch den Avisbrief der deutschen Bank, die sonst geübte Vorsicht außer Acht, nahm, ohne nach der Sekunda zu fragen, den Check an und gab dem Amerikaner sofort 850 Pfund, gleich 17,400 Mark, und über die weiteren 850 Pfund einen Wechsel auf die Agentur der deutschen Bank in London. Dem Bankier erschien später jedoch die Sache bedenklich; er fragte deshalb bei Gebr. Seligmann in London an und erfuhr von der Firma, daß die Sekunda des Checks bereits am 13. Februar bei ihr präsentirt und von ihr ausgezahlt worden sei. Unverzüglich ging von Dresden aus die telegraphische Nachricht an die Agentur der deutschen Bank in London, den Wechsel, welchen die Dresdener Firma ausgestellt hatte, bei der Präsentation nicht zu honoriren. Dieser Auftrag kam jedoch zu spät; bereits am 28. Februar war der Betrag von 850 Pfund von Garrison bei der Agentur erhoben worden. Der angebliche Amerikaner hat sich also unverweilt nach Verübung seines raffinirten Schwindels von Dresden nach London begeben. Allem Vermuthen nach hat man es in diesem Falle mit demselben überaus geriebenen Gauner zu thun, dem man infolge ganz ähnlicher, an andern Orten begangener Verbrechen bisher vergebens nachstellte. Es ist dringend zu wünschen, daß die Zucht-

hausmauern seinem abgefeimten Treiben bald und für immer ein Ziel setzen."

„Bald und für immer!" höhnte Piccolittis, nachdem er aufmerksam zu Ende gelesen und auch das Zeitungsblatt den Flammen übergeben hatte. „Werde mich schon vorsehen!"

Zerstreut begann er mit dem Medaillon an seiner Uhrkette zu spielen, einer in Gold gefaßten Kapsel aus geschliffenem Rubin, die eine weißliche Substanz zu enthalten schien.

„Hm, man wird mich in London suchen, vielleicht in New-York, in Philadelphia — hier sicher nicht!"

Er murmelte noch Allerlei vor sich hin, stützte das Kinn in beide Hände und schien sich in lebhafte Erinnerungen zu verlieren.

Der gewiegteste Menschenkenner hätte es Bartolo Giacomo Piccolittis nicht angesehen, welch' abenteuerliches und wildbewegtes Leben derselbe trotz seiner Jugend bereits hinter sich hatte. Seinem Aeußeren nach war man recht wohl auf eine bedeutende Persönlichkeit zu schließen berechtigt. Schon das ausdrucksvolle Auge unter den leichtgeschwungenen Brauen hatte etwas Ueberlegenes und verrieth kraftbewußte Selbstständigkeit, wie die scharfgeschnittenen Züge überhaupt bei leidenschaftlichem Empfinden eine ungewöhnliche Willenskraft. Als einziger Sohn eines wohlhabenden italienischen Beamten in Mailand war er, früh verwaist, auf Betrieb eines gewissenlosen Vormundes in seinem achtzehnten Jahre mündig erklärt werden und sodann nach Wien gegangen, um dort die Rechte zu studiren. Ohne

sittlichen Halt aufgewachsen und nachläßig erzogen, wurde in Gesellschaft gleichgesinnter Kommilitonen mehrere Jahre lustig in den Tag hineingelebt, bis der Leichtsinnige durch die unangenehme Entdeckung, daß sein väterliches Erbtheil zum größten Theile aufgezehrt sei, eines schönen Tages wie aus einem Rausch zur nüchternen Erkenntniß erwachte. Da ihn nichts an seine Heimath fesselte, entschloß er sich kurz, mit den Trümmern seines Vermögens sein Glück in der neuen Welt zu versuchen. In New-York begann für ihn ein sehr abenteuerliches Leben. Er errichtete nach einander verschiedene Geschäfte, die bei seiner mangelnden praktischen Erfahrung indessen immer wieder zu Grunde gingen. Mittellos zog er endlich in's Innere des Landes, von Ort zu Ort, von Farm zu Farm sich kümmerlich durchschlagend, bis er sich auf Anrathen eines Fabrikanten nach Philadelphia wandte, wo es ihm aus bescheidensten Anfängen durch glückliche Umstände gelang, als Zwischenhändler mit Zeugen und ähnlichen Waaren sich ein kleines Vermögen zu erwerben, mit dem er auf die verschiedenste Art und stets mit merkwürdigem Glück spekulirte. Als er auf dem besten Wege war, ein reicher Mann zu werden, ereilte ihn sein Schicksal in Gestalt einer ebenso schönen wie charakterlosen Kreolin, deren Bruder mit ihm in geschäftliche Beziehungen getreten war. Er liebte das Mädchen mit der ganzen Gluth seiner leidenschaftlichen Natur, und die Kokette wußte den Bethörten mit ihren Reizen so dämonisch zu umstricken, daß er alsbald willenlos in ihren Banden schmachtete. Nach wenigen Monaten jedoch schon sollten ihm die Augen schrecklich geöffnet werden. Er sah seine erste Liebe,

in der er vertrauensvoll und hingebend aufgegangen war, auf's Schändlichste verrathen und sich durch den Bruder der sauberen Geliebten wieder zum Bettler gemacht, wie er es ehemals gewesen. Die Kreolin war in Begleitung eines angeblichen Plantagenbesitzers aus Philadelphia spurlos verschwunden. Piccolittis forderte den Bruder der Treulosen zum Duell heraus und erschoß ihn. Der tragische Ausgang seines kurzen Liebesglückes war im höchsten Grade für Piccolittis verhängnißvoll. Ruhelos, unfähig sich zu sammeln und sein Interesse irgend einem anderen Gegenstande als seiner verrathenen Liebe zuzuwenden, verfolgt von dem Schreckbilde des Getödteten, sank er von Stufe zu Stufe. Aus schwerer Krankheit kaum zum Leben zurückgewonnen, haßte er die Menschen und verachtete sich selbst. Mit dem finsteren Trotz des in seinem maßlosen Selbstgefühl im Innersten Gedemüthigten that er den ersten Schritt auf der abschüssigen Bahn des Verbrechens; mit der Kaltblütigkeit des Verlorenen glitt er unaufhaltsam tiefer und tiefer, so daß ihm bald jede Umkehr abgeschnitten war, und er schließlich über seine gefährlichen Hochstapeleien beinahe etwas wie innere Befriedigung zu empfinden vermochte. Je öfter er unbehelligt den Nachstellungen der Polizei entgangen war, desto verwegener wurden seine Unternehmungen, bei denen ihm seine elegante Erscheinung und sein vertrauenerweckendes Wesen in hohem Grade zu Statten kam. Auch der letzte Betrug war gelungen, und schon sann er auf einen neuen.

Als er nach Einkassirung des erschwindelten Geldes von London nach dem Festlande zurückkehrte, hatte er auf dem Dampfer Mister Potter kennen gelernt, der Vertreter einer

der ersten englischen Pulverfabriken war und sich in Begleitung seiner Nichte nach Hamburg eingeschifft hatte. Das besondere Vertrauen dieses Herrn hatte Piccolittis dadurch gewonnen, daß er ein lebhaftes Interesse für die kränkliche und nichts weniger als reizvolle Nichte zur Schau gestellt. Piccolittis war übrigens noch zusehends in der Achtung des Engländers gestiegen, als dieser hörte, daß man den Italiener im „Kronprinzen" allgemein mit dem Baronstitel anredete; er ahnte nicht, daß dieses Mißverständniß durch denselben absichtlich dadurch herbeigeführt war, daß er bei Vorlage des Fremdenbuches die Schlußbuchstaben seines Vornamens Bartolo in geschickter Berechnung zu verstümmeln gewußt hatte.

Das ominöse Zusammentreffen mit dem Geheimpolizisten in der Portierloge, wie sogar die Thatsache, daß gerade sein Name genannt wurde, als er ankam, schrieb Piccolittis — und wohl mit Recht — einem bloßen Zufalle zu. Die außerordentliche Vorsicht, die er bei seinem letzten Unternehmen mit allen Mitteln der Verstellung und Verkappung beobachtet hatte, überhob ihn aller Bedenken. Trotzdem aber muthete ihn jenes Zusammentreffen wie eine ungünstige Vorbedeutung so unbehaglich an, daß er seinen Aufenthaltsort sofort zu wechseln sich wohl entschlossen hätte, wenn sein Interesse nicht gefesselt und sein Geist nicht durch ein neugeplantes Unternehmen auf's Lebhafteste beschäftigt gewesen wäre, das ihm, wenn es glückte, Hunderttausende einbringen mußte.

Eine merkwürdige Verkettung von Umständen, die seine rege Phantasie nach allen Seiten zu seinem Vortheile

weiterknüpfte, hatte die Unterredung mit jenem Heuerbaas vor ihm bloßgelegt, und längst war es bei ihm beschlossene Sache, die losen und doch ineinander strebenden Fäden weiter auszuspinnen und womöglich in einen für ihn glänzenden Knoten zu schürzen. Auch das entzückende Geschöpf, dem er vor kaum zwei Stunden gefolgt war, auf's Seltsamste gefesselt durch eine in's Blonde und Liebliche übersetzte Aehnlichkeit mit jener, einst geliebten Kreolin, sollte dabei sein eigen werden.

Er wußte, daß die englische Pulverfabrik, deren Vertreter Mister Potter war, seit Jahren Anstrengungen machte, um hinter die Zusammensetzung des braunen Schießpulvers zu kommen, das in der deutschen Fabrik zu Geesthacht angefertigt wird und als Schießpulver unerreicht ist. Als nun der Heuerbaas Piccolittis gegenüber jenes Hartwig Baier erwähnte, der als Werkführer im Laboratorium der Geesthachter Pulverfabrik angestellt sein sollte, war blitzartig eine abenteuerliche Idee im Gehirne des Italieners aufgetaucht. Wenn es ihm gelang, diesem Hartwig Baier durch List oder Gewalt das Geheimniß der Pulverbereitung zu entreißen, so war er mit einem Schlage ein gemachter Mann. Denn daß man ihm in England das Rezept um ein Vermögen abkaufen würde, wußte er. Aber wie die Sache am besten in's Werk setzen — das war die Frage.

Nach längerer Zeit sprang Piccolittis plötzlich aus seinen Grübeleien auf, ordnete hastig seine Toilette, verschloß behutsam die benutzten Koffer und machte sich mit siegesgewissem Lächeln auf den Weg, um Mister Potter aufzusuchen. —

Gideon Potter war eine jener typischen Gestalten der vornehmeren englischen Gesellschaft, deren ganzer Physiognomie man die Nationalität auf hundert Schritt anzusehen pflegt. Er lag nachläßig in einem Fauteuil vor einem mit Schriftstücken bedeckten Tisch, die Beine weit von sich gestreckt, das ergraute Haupt hintenüber gelehnt, so daß die röthlichen Zipfel seines Backenbartes wagrecht von demselben abstanden. Die hellen, wässerigen Augen ruhten ausdruckslos auf einem mit Zahlen beschriebenen Zettel, den er in der Linken hielt, während die Finger seiner Rechten in einem Haufen kleiner, brauner, unregelmäßig geformter Körperchen spielten, die auf der Tischplatte verstreut lagen. Er schien von seinen Kalkulationen nicht eben befriedigt zu sein, denn mürrisch rief er sein „Come in!“ als es jetzt an seiner Thüre pochte.

„Störe doch nicht?“ fragte Piccolittis, an der Thüre stehen bleibend, liebenswürdig.

Der Engländer schüttelte den Kopf und bot dem Näherkommenden mit einer gemessenen Handbewegung einen Stuhl an.

„Das Fräulein Nichte ist hoffentlich wieder wohlauf?“ fuhr Piccolittis in englischer Sprache fort, die er vollkommen beherrschte.

„Kann's nicht sagen,“ vermeinte Potter. „Im Gegentheil, schlechter!“

„Thut mir aufrichtig leid!“ heuchelte Piccolittis voller Theilnahme.

„Wird morgen zu Hause bleiben müssen mit ihrer ewigen Migräne,“ brummte Potter. „Und da Sie keine Lust und

mir's abgeschlagen haben, mich zu begleiten, so werde ich mir die Geesthachter Pulverfabrik wohl allein ansehen müssen."

„Ich hab' mir's anders überlegt," versetzte Piccolittis lebhaft. „Gerade deshalb beeilte ich mich, Sie noch heute Abend aufzusuchen."

„Well! Desto besser. Die Fabrikation des berühmten Pulvers wird Sie sicherlich interessiren. Man hat mir einen eigenen kleinen Dampfer zur Verfügung gestellt, auch einen Beamten als Führer, der heute Mittag im Auftrage des verhinderten Direktors sich bei mir meldete. Die Leute sind wirklich recht zuvorkommend. Das muß ich anerkennen, trotzdem unsere Firma ein guter Kunde ist. Und wenn wir auch von der inneren Einrichtung aus Rücksicht auf das Geschäftsgeheimniß nicht Alles sehen werden, so lohnt die großartige Anlage doch an sich schon eines Besuches."

„Welche Zeit haben Sie bestimmt?"

„Um zwei Uhr morgen Nachmittag haben wir uns am Dampfschiffssteg am kleinen Grasbrook einzufinden, wo uns Mister Baier erwartet."

„Baier?" fragte Piccolittis aufhorchend.

„So heißt der Mann, der uns führen wird!" bestätigte Potter, und fuhr dann, mit dem Finger auf einem Plan, der vor ihm ausgebreitet lag, herumfahrend fort: „Sehen Sie, hier der Grasbrook mit dem Dampfschiffssteg, hier die Norderelbe — nun flußaufwärts in weitem Bogen bis Duneberg nahe vor Geesthacht — dort, dicht am Ufer, die vier oder fünf rothen Punkte sind die Gebäude der Pulverfabrik. In einer guten Stunde per Dampfer von hier aus zu erreichen."

Piccolittis war den Erläuterungen zerstreut gefolgt. Er hatte mehrere jener braunen, haselnußgroßen, von Luftkanälen durchzogenen Körperchen, die auf dem Tische lagen, in die Hand genommen und betrachtete sie sinnend.

„Gehörige Dinger, wie?“ meinte Potter, ihm zusehend. „Jammerschade, daß wir noch immer das nur in deutschem Besitz befindliche Geheimniß der Herstellung mit so schwerem Gelde bezahlen müssen!“

„Das wäre Schießpulver?“ fragte Piccolittis anscheinend erstaunt.

„Ich dachte, ich hätt's Ihnen schon gezeigt,“ versetzte der Engländer gelassen. „Was Sie da in der Hand haben, sind allerdings einzelne Körner von der gröbsten Sorte des berühmten braunen Geschützpulvers, das in Deutschland, so viel ich weiß, ausschließlich von der Geesthachter Fabrik hergestellt wird, und das wir seit seiner Erfindung zu unserem größten Leidwesen von Deutschland beziehen müssen, da wir seine Zusammensetzung nicht kennen und es trotz aller Versuche nicht nachzuahmen vermögen.“

„Das erzählten Sie mir allerdings schon,“ meinte Piccolittis, „Sie sagten mir jedoch auch, daß die englische Regierung kein Opfer scheuen würde, um endlich doch hinter das Geheimniß der Zusammensetzung zu kommen, daß sie den ersten in England selbst fabrizirten Centner dieses braunen Pulvers mit Gold aufwiegen würde.“

„Das sagte ich,“ bestätigte Potter ruhig. „Schon unsere Firma würde dem Entdecker des Geheimnisses jeden Preis dafür zahlen.“

„Nennen Sie einmal eine bestimmte Summe," scherzte Piccolittis so obenhin.

„Nun," meinte Potter mit einer abwägenden Handbewegung, „sagen wir fünftausend Pfund, oder getrost zehntausend, unter Umständen fünfzehntausend und noch mehr. Wir würden wohl zahlen müssen, was der Entdecker eben verlangte. Das läßt sich kaum schätzen, weil die höchste Summe selbst immer noch vortrefflich angelegt wäre."

„Hm, fünfzehntausend Pfund! Die würden Sie also bestimmt zahlen?"

„Würde ich!" bestätigte Potter einfach.

„Viermalhunderttausend Franken etwa!" lächelte Piccolittis, ohne seine Erregung merken zu lassen. „Das wäre schon der Mühe werth! Die müßte man doch eigentlich zu gewinnen trachten! Wann gehen Sie nach England zurück — nach Portsmouth, wie Sie sagten?"

Potter sah erstaunt über die unvermittelte Frage zu seinem Gaste auf.

„Wenn nichts dazwischen kommt übermorgen, Verehrtester, das wäre Sonnabend Abend."

„Und wann würden Sie die viermalhunderttausend Franken auszahlen, wenn Sie bis dahin im Besitze der kostbaren Entdeckung wären?"

Der Engländer sprang auf, blickte Piccolittis starr in's Gesicht und murmelte etwas Unverständliches vor sich hin.

„Unsinn, Herr!" brummte er dann vernehmlicher. „Was wollen Sie damit sagen?"

Piccolittis wiederholte seine Frage, als ob es sich um

eine einfache Geschäftssache handelte, mit einer Ruhe, die dem Pulverfabrikanten offenbar imponirte.

„Wenn das möglich wäre," versetzte er in einer gewissen Erregung, „so würde ich auf der Stelle zahlen, das heißt in Checks oder guten Wechseln auf erste englische Häuser."

„Ganz gut," stimmte Piccolittis bei. „Die Bedingungen sind annehmbare, und ich werde bald darauf zurückkommen. Ich bin natürlich durchaus nicht in der Lage, heute schon behaupten zu können, daß mir die Entdeckung gelingen werde. Ich will jedoch zum Mindesten Alles daran setzen, zu versuchen, ob sie mir glücken wird. Es mag Ihnen freilich seltsam erscheinen, daß gerade ich daran denke, diesen Preis zu gewinnen, und doch werden Sie mir vielleicht zugeben, daß ebensowohl durch Mutterwitz und Unternehmungsgeist dem kostbaren Geheimniß auf die Spur zu kommen wäre, als durch wissenschaftliche Untersuchungen und chemische Analysen."

Der Engländer blickte ihn mit seinen wasserblauen Augen starr an.

„Im Uebrigen," fuhr Piccolittis fort, „haben Sie mit der ganzen Geschichte nichts zu thun, als bei günstigem Erfolg die Entdeckung in Empfang zu nehmen und — zu bezahlen. Das Uebrige ist ausschließlich meine Sache. Einverstanden?"

Er streckte dem Engländer die Rechte hin, in welche dieser zögernd einschlug.

„Das Alles kommt mir wahrhaftig beinahe wie ein schlechter Witz vor," meinte er kopfschüttelnd.

„Aber Sie werden doch zahlen, wenn es soweit ist?"

„Das werde ich — wenn es soweit ist.“

„Topp!“ rief Piccolittis. „Ich halte Sie beim Wort. Sie werden die Güte haben, mich morgen am Dampfschiffssteg beim Grasbrook zu erwarten. Ich finde mich Punkt zwei Uhr ein.“

„Sie wollen schon gehen?“

„Das Geheimniß läßt mir keine Ruhe,“ lächelte Piccolittis. „Sie haben mir ja auch vorläufig nur zwei Tage Zeit bewilligt. Da darf ich keine Minute verlieren.“

„Auf morgen also!“

„Empfehlen Sie mich gehorsamst Ihrer Nichte!“

Der alte Herr schaute dem sich Entfernenden kopfschüttelnd nach. Vergeblich grübelte er darüber, wie der Italiener es anstellen wolle, durch Mutterwitz und Unternehmungsgeist, wie er so eigenthümlich und fast befremdlich betont hatte, in kürzester Zeit einem der sorgsamst behüteten Geheimnisse auf den Grund zu kommen und sich dasselbe anzueignen, ohne mit sich selbst oder mit den Behörden des Landes in Konflikt zu gerathen. Der Geschäftsmann beruhigte sich schließlich in der tröstlichen Ueberlegung, daß seine eigene ehrenwerthe Person — wie Jener ihn versichert hatte — in keiner Beziehung in das bedenkliche Wagniß verwickelt werden sollte.

2.

Es war um die Mittagsstunde des nächsten Tages, als Piccolittis, ohne auf den drei düsteren und lebensgefährlichen Stiegen des Hauses an der Butenkajen Jemandem begegnet zu sein, an die Stubenthüre der Wittwe Haidecker

klopfte. Ungeduldig hatte er das erste Zusammentreffen mit dem Mädchen, das seine Phantasie auf's Lebhafteste beschäftigte, herbeigesehnt, dennoch aber seinen Besuch so lange verzögert, weil es in seiner Absicht lag, nach demselben alsbald auch jenen Hartwig Baier im zweiten Stock aufzusuchen, den er mit einiger Sicherheit wohl nur über Mittag zu Hause anzutreffen hoffen konnte.

Franzel Haidecker fuhr erschrocken zurück, als sie in dem Fremden vor der geöffneten Thüre sogleich jenen Herrn wieder erkannte, dessen wiederholten Annäherungsversuchen sie sich gestern Abend kaum hatte entziehen können.

„Ich habe Ihrer Frau Mutter eine wichtige Mittheilung zu machen, mein Fräulein," begann Piccolittis mit einschmeichelnder Stimme und höflich den Hut ziehend. „Sie ist doch zu Hause?"

„Sie muß gleich zurückkommen," stammelte die Tochter der Wittwe mit niedergeschlagenen Augen und verlegen über ihr tiefes Erröthen den Kopf senkend.

„Darf ich einstweilen näher treten?" fragte Piccolittis, der sich an der lieblichen Verwirrung des Mädchens weidete und dem es sehr willkommen war, dasselbe allein anzutreffen.

Ohne eine vielleicht ausweichende Antwort abzuwarten, überschritt er die Schwelle und trat auf die stumme Einladung des Mädchens, das sich vor der imponirenden Sicherheit und Dreistigkeit des Fremden schüchtern zurückgezogen hatte, in das auf's Dürftigste ausgestattete Stübchen, das jedoch durch die köstliche Aussicht auf den von zahllosen Fahrzeugen belebten Hafen und das jenseitige,

weithin zu überblickende Ufer des Elbstromes etwas Einladendes und Anheimelndes hatte.

Als Piccolittis bemerkte, daß das Mädchen ihn allein zu lassen beabsichtigte, wandte er sich zurück und meinte mit bestrickendem Lächeln: „Ich würde aber nur unter der Bedingung auf Ihre Frau Mutter warten, mein Fräulein, wenn Sie mir Ihre liebenswürdige Gesellschaft nicht vorenthielten. Sie waren ohne Zweifel mit jener Handarbeit beschäftigt, als ich schellte.“ Er deutete auf ein Tischchen am Fenster. „Ich würde sehr bedauern, wenn Sie sich durch meine Gegenwart abhalten ließen, dieselbe fortzusetzen.“

„Ich wollte die Mutter holen, mein Herr,“ versetzte das Mädchen verwirrt. „Sie ist drüben bei der Nachbarin.“

„Bitte, bleiben Sie! Es eilt nicht. Ich habe Zeit genug, um deren Rückkunft abzuwarten. Sie werden es zufrieden sein, wenn ich Ihnen inzwischen von Ihrem Bruder Willi erzähle, der so viel Liebes über das herzige Franzel zu plaudern wußte.“

Das Mädchen, das unschlüssig gezaudert hatte, sah bei den letzten Worten erstaunt zu dem Fremden auf, und begab sich dann zögernd zu ihrem soeben verlassenen Sitz am Fenster.

Piccolittis folgte der lieblichen Gestalt des Mädchens mit glühenden Blicken. Die Anmuth ihrer blühenden Formen berauschte ihn ebenso sehr, wie der berückende Glanz der großen, dunklen Augensterne, die mit den goldblonden, leicht in die Stirn fallenden Haaren einen fesselnden Gegen-

satz bildeten. Er sagte sich bewundernd, daß er ein reizenderes Geschöpf kaum vorher gesehen hatte, und war doppelt überrascht, so viel Schönheit bei einem Mädchen aus einer so niederen Gesellschaftssphäre anzutreffen.

Er hatte sich einen Stuhl herangeholt und ihr gegenüber Platz genommen. Stumm sah er eine Weile dem Spiel ihrer emsig arbeitenden Finger zu.

„Wissen Sie wohl," hob er dann plötzlich mit leiser Stimme an, „weshalb ich Ihnen folgte und sehr betrübt war, als Sie mich mit einem vorwurfsvollen und mich doch so entzückenden Blicke abfertigten?"

„Wie sprechen Sie, Herr!" stammelte das Mädchen bestürzt.

„Wie mir um's Herz ist," flüsterte Piccolittis innig. „Wissen Sie nicht, daß es Empfindungen und Leidenschaften gibt, die im Augenblicke, da sie entstehen, wie durch ein Wunder auch schon zu Riesengröße auflodern und die plötzlich überstürmte Seele zu unaufhaltsamem Gefühlsaufschwunge hinreißen?"

Das Mädchen schien die bisherige Schüchternheit plötzlich bewältigt zu haben. Sie unterbrach die überschwängliche Rede des Italieners, indem sie sich hastig erhob.

„Ich darf Sie nicht hören, Herr! Ich will nicht!"

Ehe Piccolittis sich aus seiner Ueberraschung über die plötzliche Entschlossenheit des wie umgewandelten Mädchens zu einer Entgegnung aufraffte, hatte dasselbe, stumm an ihm vorüberschreitend, das Zimmer verlassen.

Im Begriffe, ihr zu folgen, hörte er draußen eine krächzende Stimme, die mit keifenden Worten die heftigsten

Vorwürfe darüber erhob, daß man einen „wildfremden Menschen“ eingelassen hätte. Gleich darauf humpelte ein altes, abschreckend häßliches Weib durch die Thüröffnung, das mißtrauisch an derselben stehen blieb und den Fremden mit giftigen Blicken betrachtete.

Piccolittis zweifelte nicht, daß er die Wittwe Haidecker vor sich habe, wenn er auch nicht begriff, wie dieses Weib eine so schöne Tochter haben konnte. Er erinnerte sich auch, daß der Heuerbaas von einer „alten Hexe“ gesprochen hatte, und fand diese kurze Charakteristik jetzt selbst sehr treffend.

Der dürre Körper der Alten war infolge einer Rückgratsverkrümmung tief vornüber geneigt, so daß, da sie den Kopf in den Nacken gebeugt trug, das spitzige Kinn mit dem überlangen Hals wie ein drohender Stachel unter dem verkniffenen, lippenlosen Munde herausragte. Das Unheimlichste in dem, von Falten und Runzeln übersäeten Antlitz waren ohne Zweifel jedoch die schwarzen, stechenden Augen, die mit bösem Blick an dem Fremden hingen, und mit deren einem sie beständig krampfhaft zwinkerte.

„Habe ich das Vergnügen,“ hatte Piccolittis die Eintretende alsbald mit liebenswürdigem Lächeln begrüßt, „Frau Wittwe Haidecker zu sprechen?“

„Vergnügen? Glaub's nicht! Was will der Herr?“ eiferte die Alte scharf und unfreundlich, ohne sich von der Stelle zu rühren, während ihre Blicke argwöhnisch im ganzen Zimmer herumschweiften und zuletzt wieder auf Jenem haften blieben.

„Ich komme im Auftrage Ihres unglücklichen Sohnes,“

log Piccolittis, „um Ihnen und der Franzel seine letzten Grüße und — seine Ersparnisse zu überbringen."

Er hatte einen kleinen, ledernen Beutel aus der Brusttasche gezogen und überreichte ihn der Alten auf der flachen Hand.

„Ist's die Möglichkeit!" kreischte die Alte, den Beutel mit gieriger Hand an sich reißend und seinen Inhalt mit funkelnden Blicken musternd. „Ist's die Möglichkeit! So hat der Sausewind, der Thunichtgut — Gott verzeih' mir die Sünde — in seinem letzten Stündlein die alte Mutter doch nicht ganz vergessen!"

„Zweihundert Mark in Gold!" betonte Piccolittis, da er im Augenblicke mit Genugthuung durchschaut hatte, daß selbst die Gefühle der Mutterliebe bei der Alten durch Habsucht und Geiz längst verdrängt sein mußten.

„So setz' der Herr sich doch!" meinte sie plötzlich mit lauernder Freundlichkeit. „Und darf man denn wissen, wie der Herr sich nennt?"

Piccolittis, der sich in gemessener Entfernung von der Alten niedergelassen hatte, nannte seinen Namen und erzählte auf weitere Fragen ein sinnreiches Märchen über seine zufällige Bekanntschaft mit dem Sohne der Wittwe, indem er die am gestrigen Abend beim Heuerbaas ermittelten Hauptpunkte der Katastrophe vor Porte au Prince geschickt zu einem abgerundeten Ganzen verknüpfte und ausmalte, das selbst in der gefühllosen und verknöcherten Alten vorübergehend eine wehmüthige Regung hervorzurufen schien. Auch bemerkte der Italiener recht wohl, wie seine Zuhörerin mehr und mehr aufthaute, und daß sich zwischen ihnen

augenscheinlich eine gewisse, durchaus beabsichtigte und wohl berechnete Vertraulichkeit einzustellen beginne.

„Erst nach drei Jahren," schloß er endlich seine rührende Geschichte, „war es mir vergönnt, die einmal übernommenen Pflichten zu erfüllen, und das bedaure ich um so schmerzlicher, als mir dadurch erst jetzt Ihre angenehme Bekanntschaft und diejenige Ihrer reizenden Tochter zu Theil wurde. Soll ich Ihnen gestehen, meine liebe Frau Haidecker, was Ihr Sohn mir eines Tages prophezeite, als er zärtlich seiner schönen Schwester gedachte? Er meinte, ich würde das Franzel sehen und mich vom Fleck weg in das Mädchen verlieben!"

„Ei, ei!" äußerte die Alte, das Kinn senkend und den eleganten Fremden mit verstohlenen Blicken taxirend.

„Und ich schwöre Ihnen, daß diese Prophezeiung in Erfüllung gegangen ist."

„Ei, ei, ei! Was Sie da sagen! — Hm, und wohin soll das führen, wenn man fragen darf? Unsereins paßt doch wohl nicht zu dem feinen Herrn."

„Die Schönheit adelt," erklärte Piccolittis mit Pathos.

„'s klingt gut, lieber Herr," meinte die Alte geschmeichelt. „Man sieht's mir kaum noch an, nicht wahr, daß mir das Franzel aus dem Gesicht geschnitten ist? So sah auch ich aus mit achtzehn Jahren!"

Piccolittis unterdrückte ein Lachen und beeilte sich, der alten Hexe zu versichern, daß noch manche Spuren in ihrem durchgeistigten Antlitz auf eine frühere außerordentliche Schönheit zu schließen berechtigten.

„Es sollte mich aber wundern," meinte er dann so oben-

hin, „wenn das schöne Franzel noch frei wäre. Sie ist am Ende gar schon verlobt, gestehen Sie's nur!"

Die Alte runzelte die Stirn, fuchtelte abwehrend mit den hageren Armen in der Luft herum und brach in ein unheimlich grelles Lachen aus.

„Der Lump, der Pfennigbeißer!" höhnte sie erbost, „hat dem Mädchen den Kopf verdreht. Möcht' aber nur wissen, wie der 'ne Frau ernähren wollt'. Und wie lange wird's dauern, er braucht nur einmal seine Stelle zu verlieren, da lägen sie mir alle Beide auf der Tasche, und ich könnte das Pärchen durchfüttern! Und der Herr sieht mir doch wohl an, daß ich eine blutarme Frau bin, blutarm!"

„Welche Stelle," forschte Piccolittis, gleichgiltig aus dem Fenster blickend, „hätte denn dieser Hartwig Baier, wie Sie ihn nannten, eigentlich zu verlieren?"

„Nannte ich ihn?" grollte die Alte. „Nun, 's ist einerlei! Weshalb sollt's der Herr nicht wissen, da er sich doch für das Franzel interessirt. Auf der Pulverfabrik arbeitete er früher, der Baier, seit Kurzem aber ist er Gehilfe beim Doktor Hohlwill, das ist nämlich der Chemiker der Fabrik."

„Vortrefflich!" murmelte Piccolittis unwillkürlich so laut vor sich hin, daß die Alte es hörte.

„Kann's nicht sagen, Herr. Mit Hängen und Würgen ist er auf neunzig Mark Gehalt gesetzt; ist doch zum Gotterbarmen, diese Quacksalberei!"

„Da wohnt also der Baier in Geesthacht, nicht wahr?"

„Nein, hier!" brummte die Alte. „Nur einmal die

Woche braucht er zur Fabrik, wenn er den Doktor dahin begleitet."

Piccolittis horchte hoch auf.

„Sonnabends, nicht wahr?" rieth er auf's Geradewohl.

„Alle Sonnabende!" bestätigte die Alte, die, ohne es zu ahnen, ihren Gast zu den kühnsten Kombinationen angeregt hatte.

Sie war überrascht, als derselbe nach längerem Schweigen sich plötzlich erhob und nach seinem Hute griff.

„Ich vergesse Zeit und Ort in Ihrer liebenswürdigen Gesellschaft," erklärte er mit einem süßlichen Lächeln. „Ich verlasse Sie in der Hoffnung, daß Sie mir gestatten, recht bald wieder vorzusprechen. Grüßen Sie mir das Franzel und sagen Sie ihr, daß ich bis über die Ohren in sie verliebt und glücklich wäre, wenn sie sich mir zu eigen geben würde. Die Mutter hätte doch Nichts dagegen, he?

In der Thüre drehte er sich noch einmal um.

„Ich werde schon heut' Abend wiederkommen, wenn Sie erlauben!" meinte er mit zweideutigem Lächeln. „Sorgen Sie nur dafür, liebe Frau, daß das Franzel zu Hause ist und nicht wieder davon läuft! Auf Wiedersehen also!"

Die Alte blickte dem Italiener, der sich schnell entfernte und die Flurthüre selbst hinter sich in's Schloß drückte, eine Weile starr nach. Endlich lösten sich ihre Züge in ein häßliches Grinsen auf und die krampfhaft geschlossenen Finger, die bis dahin den kleinen Lederbeutel umkrallt gehalten hatten, ließen nach. Hastig humpelte sie in's Zimmer zurück, riegelte sich ein, begann mit gierigen Blicken die Goldstücke zu prüfen und zu zählen, und verschloß den

neugewonnenen Schatz schließlich in einer alten, eisenbeschlagenen Truhe, die sie unter Lumpen und abgelegten Garderobestücken in ihrem Kleiderspinde verborgen hielt.

Piccolittis war während dessen, nachdem er sich überzeugt hatte, daß die Alte ihm nicht nachspionirte, durch den dunklen Treppenflur bis fast an's Ende der Stiege des dritten Stockwerks und damit vor der Wohnung Desjenigen angelangt, dem er seinen Besuch zugedacht hatte, als er plötzlich einen jungen, hochgewachsenen Mann bemerkte, der mit Befremden zu ihm aufblickte und schon eine Weile an der Stelle verharrt haben mußte, weil sein Herannahen über die knarrenden Stufen dem Italiener nicht hätte entgehen können.

Piccolittis glaubte etwas wie Mißtrauen und Eifersucht in den offenen Zügen des ihm langsam Ausweichenden zu erkennen, und wie ein Blitz durchfuhr ihn der Gedanke, daß er dem Gesuchten gegenüberstände, der soeben nach Hause gekommen sein mochte, und ihn vermuthlich die Wohnung seiner Verlobten zu seinem augenscheinlichen Befremden hatte verlassen sehen. Im Nu hatte er den Vorwand, unter dem er sich ihm zu nähern, und ihn auszuholen sich vorgenommen, der veränderten Situation angepaßt.

Eilig und dem zur Seite Tretenden einen fragenden Blick zuwerfend, schritt er vorüber, und blieb erst am anderen Ende des Flurs plötzlich wie unschlüssig stehen. Zögernd wandte er sich um, zog in wohlüberlegter Berechnung seine Uhr zu Rathe, lüftete sodann höflich den Hut, und fragte seinen Gegner, der im Begriffe stand, ihm den

Rücken zu kehren, mit verbindlichem Lächeln: „Habe ich am Ende die Ehre, Herrn Baier zu begrüßen?“

„Der bin ich!“ versetzte der Gefragte, den Schritt hemmend, und den Fremden von Neuem fixirend. „Was steht zu Diensten?“

„Ich hatte mir vorgenommen, Herr Baier,“ begann Piccolittis seine Netze zu spinnen und sich seinem Opfer liebenswürdig nähernd, „Sie in dieser Stunde aufzusuchen, weil ich in einer für uns Beide bedeutsamen Angelegenheit mit Ihnen Rücksprache zu nehmen habe. Da ich jedoch die mir gemessene Zeit in der angenehmen Gegenwart der Wittwe Haidecker und deren Tochter verpaßte, war ich entschlossen, Sie zu bitten, mich morgen Nachmittag in meinem Hotel aufzusuchen.“

Als Baier überrascht schwieg, stellte er sich ihm mit kurzen Worten, doch mit gewinnendster Freundlichkeit als Baron Piccolittis vor, und zwar als einen Freund des Mister Potter, indem er bemerkte, daß er in dessen Gesellschaft unter Baier's Führung heute verabredetermaßen die Geesthachter Pulverfabrik besuchen werde.

„Wenn ich nun auch an jenem Entschluß festhalte,“ fuhr er fort, als Baier in plötzlich veränderter Haltung sich höflich vor ihm verbeugt hatte, „Sie zu bitten, mich morgen zu einer gründlicheren Rücksprache in meinem Hotel aufzusuchen, so kann ich die Berührung einer Hauptfrage doch schon jetzt nicht unterdrücken, da ein Zufall mich mit Ihnen bekannt gemacht hat, insbesondere, da sich uns zu einer vertraulichen Besprechung in Gegenwart des Mister Potter wohl keine Gelegenheit bieten

dürfte. Wenn Sie mir deshalb ein Paar Minuten widmen könnten —“

Zuvorkommend geleitete Baier den vornehmen Gast in sein bescheidenes Zimmer, und nöthigte ihn, artig und in gemessener Entfernung von ihm stehen bleibend, Platz zu nehmen. Piccolittis lag jetzt vor Allem daran, durch scheinbar offenes und biederes Verhalten seinen Nebenbuhler vertrauensselig zu machen.

„Sie ahnen wohl nicht, Herr Baier,“ begann Piccolittis daher, nachdem er es sich bequem gemacht, mit sonderbarem Lächeln, „was ich bei der Wittwe Haidecker zu suchen hatte?“

„Ich habe mir wirklich schon den Kopf darüber zerbrochen, Herr Baron.“

„Kann mir's denken!“ lachte Piccolittis, der nunmehr auch Baier mit großer Beredtsamkeit sein interessantes Märchen über seine Bekanntschaft mit dem längstverstorbenen Sohne der Wittwe auftischte.

„Erst nach drei Jahren,“ schloß er seine rührende Geschichte, „war es mir vergönnt, den Hinterbliebenen die letzten Grüße des Verstorbenen und seine nicht unbeträchtlichen Ersparnisse zu überbringen, und das bedaure ich um so schmerzlicher, als mir dadurch erst jetzt die Bekanntschaft der reizenden Tochter zu Theil wurde!“

Baier war den überzeugenden Mittheilungen seines Gastes gespannt gefolgt, von der letzten Wendung jedoch nichts weniger als freudig berührt.

„Sie waren ein wenig eifersüchtig,“ lächelte Piccolittis,

„als Sie mich vorhin aus der Wohnung der Wittwe kommen sahen. Gestehen Sie's nur!"

„Hm!" wich Baier verlegen und zugleich über die ungenirte Art des Fremden verwundert aus. „Ich hoffe, dazu keinen Grund zu haben!"

„Wollen sehen, Herr Baier! Ich gehe immer ohne Umschweife und kurz entschlossen auf mein Ziel los, und diesem Grundsatz, an dem ich von jeher festhalte, habe ich alle, und ich muß sagen, recht schöne Erfolge meines Lebens zu danken. Deshalb erkläre ich Ihnen von vornherein, daß mir das Mädchen, die Franzel Haidecker, so außerordentlich gefallen hat, daß ich entschlossen bin, sie zu meinem Weibe zu machen, sie zu heirathen, wenn," fuhr er begütigend fort, als er Baier heftig zusammenschrecken sah, „wenn das entzückende Geschöpf mich lieben könnte, wenn sie ihr Herz nicht schon ernstlich einem Anderen zugewandt hätte. Gerade Ihnen mußte ich diese ganze Enthüllung machen, weil ich hörte, daß eben Sie als dieser Andere in Frage kommen, daß Sie Ansprüche auf dieses Mädchen zu haben vermeinen. Ist dem so? Ich hoffe, Sie werden mir ebenso offen und rückhaltlos antworten, wie ich Ihnen entgegenkam. Also — liebt das Mädchen Sie? Glauben Sie sich wahr und wahrhaftig geliebt?"

„Das ist meine sicherste und innigste Ueberzeugung," stammelte Baier, der aus seiner steigenden Verblüffung in eine peinliche Bestürzung gefallen war.

„Schön!" meinte Piccolittis lächelnd. „Das ist Ihre Ueberzeugung! Sollte es sich wirklich so verhalten, so muß

ich mit schwerem Herzen zurücktreten. Es fehlt nur noch, Herr Baier, daß auch ich mich überzeuge, ob das Mädchen Sie liebt. Das wird noch heute geschehen, damit ich Ihnen morgen meine letzten Entschließungen mittheilen kann. Offen gestanden," fuhr er fort, ohne Baier, der ihn zu unterbrechen strebte, zu Worte kommen zu lassen, „offen und ehrlich gestanden, wollte es mir allerdings schon bei meinem soeben stattgehabten Besuche so vorkommen, als ob das Herz des Mädchens nicht mehr frei sei, denn als ich in kurzer Abwesenheit der Mutter, die ich erst hernach allein sprach, mir einige Andeutungen erlaubte, die gewiß nur meiner aufrichtigen Bewunderung und meiner so plötzlich erwachten Neigung entsprachen, schien das Mädchen mich absichtlich mißverstehen zu wollen, oder mag meine allerdings wohl erregten Worte am Ende gar als unpassende Zudringlichkeiten aufgefaßt haben. Ich hoffe dieses Mißverständniß aber noch heute zu beseitigen und mich zu überzeugen, ob Sie mit Recht ihrer Liebe versichert sein dürfen. Ich fühle eine so wunderliche Sympathie für das Mädchen, daß ich im Stande wäre, in diesem Falle wie ein Bruder für sie zu sorgen. Doch genug der Worte! Morgen sollen Sie meine Entscheidung erfahren. Ich erwarte Sie um fünf Uhr!"

Baier war dem ungeheuren Wortschwall gegenüber, der — wie er überzeugt sein mußte — doch für ihn einen so bedeutsamen Kern barg, ganz kleinlaut geworden und in nicht zu überwindender Erregung über die so gänzlich unverhofften Enthüllungen des wie im Sturmschritt vorgehenden, und ebenso seltsamen wie großmüthigen Fremden ab-

wechselnd erröthet und wieder erblaßt. Nur zu deutlich las man in seinen offenen Zügen, daß es Jenem wohl gelungen war, ihn tief in sein Lügennetz zu verstricken.

„Sie werden mich also morgen um fünf Uhr in meinem Hotel aufsuchen," ermahnte Piccolittis den Schweigsamen mit einem lauernden Blicke, „fragen Sie nur nach mir! — Sie können doch kommen?" setzte er nach einer Weile hinzu, um den Zerstreuten, der noch immer keine Antwort fand, absichtlich an seine Behinderung zu erinnern.

„Ob ich kann?" fuhr Baier aus seinem Nachsinnen auf. „Nein, Herr Baron, morgen ist es mir leider unmöglich, Ihnen aufzuwarten, denn ich habe in der Fabrik zu arbeiten."

„Würde mir leid thun! Ich habe eben nur die morgigen Nachmittagsstunden für Sie disponibel. Und übermorgen gedenke ich zu verreisen. Sie werden sich am Ende frei machen können?"

„Unmöglich, Herr Baron. Gerade morgen gar nicht!"

„Ah, ich erinnere mich! Wir haben ja Sonnabend morgen, und Frau Haidecker erzählte mir, daß Sie an diesen Tagen Ihren Doktor zur Geesthachter Fabrik zu begleiten pflegen. Wohl ein alter, gebrechlicher Herr, der Ihres starken Armes zu seinem Schutze bedarf?"

„O nein!" versetzte Baier eifrig, dem der lauernde Ausdruck in den Zügen des ihn Ausholenden entgangen war. „Wohl ist der Doktor alt und gewiß der Stärkste nicht, meine Begleitung jedoch . . ."

„Ich verstehe!" unterbrach Piccolittis ihn lebhaft, als ob er etwas gut zu machen hätte, „Sie fungiren als Assistent des Chemikers. Das ist der eigentliche Zweck. Es

wird Ihre Aufgabe sein, das Fabrikat, welches die Woche über gefertigt wurde, zu prüfen und zu begutachten."

Baier nickte ihm mit einem gewissen Berufsstolze zu.

„Muß höchst interessant sein!" meinte Piccolittis so, als ob er Baier einige höfliche und schmeichelhafte Redensarten schuldig sei. „Schade, daß ich so gar nichts von Chemie verstehe. Ihre Untersuchungen müssen viel Scharfsinn erfordern! Oder benützen auch Sie am Ende — wie heutzutage die meisten Männer der Wissenschaft — sogenannte Eselsbrücken, etwa Vergleichstabellen, aus denen die Zusammensetzung des Pulvers ohne Weiteres zu ersehen ist, und welche eine genaue Kontrole des Fabrikats ermöglichen."

Baier lächelte überlegen.

„Das wohl, Herr Baron! Die Hauptsache bleibt aber doch die Analyse."

„Die Analyse, sicherlich!" beeilte sich Piccolittis anzuerkennen und zugleich seine Netze weiter zu spinnen. „Und Sie haben gewiß die Woche über reichlich zn thun im hiesigen Laboratorium?"

„An Arbeit fehlt es nie."

„Muß wirklich höchst interessant sein und gewiß auch guten Verdienst eintragen, zumal Sie ja eine sehr verantwortliche Vertrauensstellung bekleiden. Trotzdem machte Frau Haidecker gegen Ihre pekuniäre Lage Bedenken geltend. Sie könnten doch gewiß eine Frau anständig ernähren, wie?"

„Der Gehalt ist sehr bescheiden, Herr Baron!" warf Baier kleinlaut ein.

„Das begreife ich nicht, da Sie doch, wie gesagt, eine sehr verantwortliche Vertrauensstellung einnehmen. Wenn

Sie nun, durch Ihren geringen Gehalt verleitet, Bestechungen sich zugänglich erwiesen und jene Tabellen für ein hübsches Sümmchen an fremde Konkurrenten verkauften, so hätten Ihre kniderigen Vorgesetzten den Schaden davon."

Baier schoß das Blut in's Gesicht.

„Herr Baron, ich bin ein ehrlicher Mann," brauste er auf. „Und außerdem trägt Doktor Hohlwill die Tabellen stets bei sich und gibt sie nie aus der Hand."

Der Italiener jubelte innerlich über die gelungene List. Er wußte jetzt, wo er den kostbaren Schatz zu suchen hatte.

„Wer zweifelt an Ihrer Ehrlichkeit," meinte er begütigend. „Ich erwähnte jene Möglichkeit ja nur, um die Unklugheit der Direktion Ihrer Fabrik zu charakterisiren, die einen Mann auf Ihrem verantwortlichen Posten so gering bezahlt und dadurch der Versuchung aussetzt. Daß Ihre Charakterfestigkeit jeder Verlockung gewachsen ist, bin ich überzeugt. Ich will sehen, daß ich Mister Potter bestimmen kann, ein gutes Wort für Sie einzulegen, damit man Ihren Gehalt anständig normirt. Ja, aber" — unterbrach er sich — „was wird aus unserer Zusammenkunft? Ich wollte eigentlich schon morgen Abend abreisen. Bis wann sind Sie in der Fabrik beschäftigt?"

„Bis gegen Fünf, Herr Baron!"

„Kommen Sie über Land oder per Dampfboot von Geesthacht zurück?"

„Auf dem Landwege."

„Es läßt sich machen!" meinte Piccolittis, der sich am Morgen eifrig auf der Karte umgesehen, nachdenklich. „Wann fährt der Omnibus aus Geesthacht?"

„Präzise Sechs, Herr Baron!"

„Hm, um Sechs! Da könnten Sie erst gegen Acht hier sein," sann Piccolittis vor sich hin. „Das ist recht spät. Es wundert mich übrigens, daß der Doktor kein eigenes Fuhrwerk benutzt. Da könnten Sie doch direkt von der Fabrik aus fahren, während Sie so bis Geesthacht einen recht abgelegenen — ich meine, zeitraubenden Wiesenpfad frequentiren müssen."

„Wir gehen ihn seit Jahren, Herr Baron!" versetzte Baier. „Und das Glas Bier, das der Doktor in Geesthacht vor Abgang des Omnibus zu spendiren pflegt, um den Pulverstaub hinunter zu spülen, schmeckt nach dem kleinen Marsch nur um so besser!"

„Das glaub' ich!" lachte Piccolittis.

Die Resultate der Unterredung hatten seine kühnsten Erwartungen befriedigt und einen festen Entschluß in ihm zur Reife gebracht. Während er sich bisher nur klar gewesen war, daß er Alles daransetzen müsse, um in den Besitz des kostbaren Geheimnisses zu gelangen, hatte die Unterredung mit Baier ihm die Mittel und Wege an die Hand gegeben, wie er vorzugehen hatte, um zum Ziele zu kommen.

„Wir haben nur noch zehn Minuten bis zwei Uhr, Herr Baron!" mahnte Baier, der auf seine Uhr gesehen hatte.

„Da müssen wir aufbrechen!" entschied Piccolittis. „Mister Potter wird der Erste sein am Grasbrook. Beeilen wir uns also! Ein Weiteres verabreden wir noch!"

3.

Der Führer des Mister Potter, der, einem geschäftlichen Höflichkeitsakt des Direktoriums entsprechend, der Einladung

zu einem Besuch der Geesthachter Pulverfabrik in Gesellschaft Piccolitti's gefolgt war, hatte sich nicht eben der Anerkennung des enttäuschten Engländers zu erfreuen. Ehrerbietig, doch einsilbig hatte Baier sich seiner Pflichten entledigt; höflich, aber — wie Potter grollte — gar zu verschwiegen, hatte er die den Besuchern zugänglichen Fabrikräume an ihrer Seite durchschritten.

„Daß dieses Pulver, wie alle anderen, der Hauptsache nach aus Kohle, Schwefel und Salpeter besteht," hatte der Engländer sich gegen Piccolittis, als sie am Abend in's Hotel zurückkehrten, verstimmt geäußert, „brauchte ich da oben wahrhaftig nicht erst zu lernen. Daß diese Materialien zerstampft, in rotirenden Trommeln mit Bronzeschroot gepulvert, dann gemengt, gefeuchtet, zwischen Walzen und hydraulischen Pressen verdichtet, hernach durch Maschinen gekörnt, polirt, getrocknet und ausgestäubt werden, diese Manipulationen weiß ich auch schon seit einem Menschenalter an den Fingern herzuzählen. Ich hätte wahrhaftig gescheidter gethan, unter Verzichtleistung auf diese zwecklose Besichtigung der Fabrik mich Ihnen auf Ihrem Spaziergang nach Geesthacht anzuschließen. Habe mir nichts als einen Schnupfen geholt!"

Piccolittis, der alle während des Nachmittags gelegentlich versuchten Anzapfungen und spöttischen Fragen Potter's, wie es denn mit der Ermittelung des bewußten Geheimnisses stehe, mit vielsagendem Achselzucken oder mit einem freundlichen „Abwarten!" oder „Werden ja sehen!" abgefertigt hatte, begegnete jenen knurrigen Reden seines Begleiters nur mit einem trockenen Lachen. Seine Vorstellungs-

kreise bewegten sich in ganz anderen Geleisen; galt es doch, die Eindrücke, die er im Laufe des Tages empfangen, und insbesondere die Terrainstudien, die er — ein Unwohlsein vorschützend, um sich von der weiteren Besichtigung der Fabrik zu befreien — auf seinem Spaziergang zwischen der Pulverfabrik und Geesthacht gesammelt, für seinen Zweck zu ordnen und die entscheidenden Schritte, die morgen zu thun waren, den bisher gewonnenen Erfahrungen und Thatsachen auf's Bedachtsamste und Genaueste anzupassen.

Etwas mittheilsamer wurde er erst, als der Engländer endlich auf seine, auf den nächsten Abend festgesetzte Abreise zu sprechen kam.

„Haben Sie schon Plätze auf dem ‚Southampton' belegen lassen?" fragte Piccolittis.

„Wird besorgt!" brummte Potter. „'s ist morgen noch Zeit genug!"

„Und die Abfahrt wird sich doch auf keinen Fall verzögern, wie?"

„Bewahre!" meinte Potter mit eigenthümlich gespanntem und unbehaglichem Lächeln. „Punkt Sieben mit der Ebbe dampfen wir ab."

„Das Schiff geht direkt vom Sandthor-Quai ab, nicht wahr?"

„Allerdings."

„Ich werde wahrscheinlich von der Wasserseite aus an Bord kommen," erklärte Piccolittis. „Sie haben wohl die Güte, vom Bug aus auf mein Signal zu achten. Ich werde ein rothes Licht im Kreise schwenken. Käme aber nicht gern vor sieben Uhr und so könnte es sich ereignen,

daß sich meine Ankunft um einige Minuten verzögerte. Sie werden dann Alles aufbieten, um den Kapitän bis höchstens ein Viertel auf Acht auf mich warten zu lassen, wie?"

„Werde mein Möglichstes thun," versetzte Potter, der gespannt gelauscht hatte, ohne jedoch durch weitere Fragen ein Vertrauen zu erzwingen, das ihm freiwillig nicht angeboten wurde.

Selbst als der Italiener nach dem gemeinschaftlich eingenommenen Abendessen im Hotel sich bei ihm für den Abend und den nächsten ganzen Tag entschuldigte, ließ er sich nicht merken, daß dessen geheimnißvolle Art ihm unbehaglich wurde. Er ahnte, daß Piccolittis etwas vorhabe, das ihn in Konflikt mit den Landesgesetzen bringen könne.

Ehe Piccolittis sich auf den Weg nach dem Hause an der Butenkajen machte, suchte er einen in nächster Nähe des Hotels gelegenen Juwelierladen auf, rief sodann eine von den am Jungfernstieg zahlreich haltenden Droschken heran und gab dem Kutscher das dem Hafen zugekehrte Ende des Rödingsmarktes als Zielpunkt der Fahrt an. —

Baier hatte kaum die Zeit erwarten können, die Geliebte nach der so inhaltschweren Unterredung mit Piccolittis wiederzusehen.

Vergeblich hatte er eine gute Weile in seinem Zimmer auf das verabredete Zeichen des Mädchens gewartet, das durch Klopfen auf dem Boden ihm anzuzeigen pflegte, daß sie allein sei und ihn erwarte, trotzdem er die Mutter, die ihre Besorgungen und Einkäufe gewöhnlich gegen Abend machte, gleich nach seiner Rückkunft hatte das Haus ver-

lassen sehen. Endlich riß ihm die Geduld und er eilte, um die einzige Gelegenheit, wo er Franzel Tags über unter vier Augen sprechen konnte, nicht vollends unbenutzt verstreichen zu lassen, mit hastigen Schritten aus seinem Zimmer.

Erst beim Anblick des ihn mit Widerstreben empfangenden Mädchens, das ihm heute bleicher als sonst und eigenthümlich still, jedoch schöner und begehrenswerther als je erschien, beschlich ihn ein leises Gefühl der Beängstigung.

„Was ist Dir, Franzel?" hob er mit vorwurfsvollem Tone an, als sie sich vor seinen stürmischen Liebkosungen verlegen abwandte. „Erst versäumst Du das Zeichen und läßt mich unten zappeln, und nun thust Du gar, als ob Dir mein Kommen nicht recht wäre. So sprich doch!"

„Die Mutter hat mir's streng verboten, Dich einzulassen," erklärte das Mädchen mit gepreßter Stimme. „Lange darfst Du nicht bleiben, Hartwig. Sie kommt heute früher zurück als sonst. Ich fürchte mich vor ihr," fuhr sie nach einer Weile leise fort. „Sie hat mich wieder geschlagen, als ich ihr sagte, daß ich nicht von Dir lassen würde."

Sie verhehlte ihm, daß die Mutter ihr unter harten Drohungen verboten hatte, ihm auch nur ein Wort über den Besuch des Fremden zu verrathen.

Baier blickte finster zu Boden.

„Wieder geschlagen!" murmelte er vor sich hin. „Ich glaube, Franzel, es wäre kein großes Unrecht, wenn Du eine solche Mutter verließest."

Das Mädchen, welches bisher eine erzwungene Fassung

mühsam beherrscht, war in Thränen ausgebrochen und schluchzte leise vor sich hin.

„Die Mutter ist zu hart," flüsterte sie. „Ich fühle mich so unglücklich, gar so elend. Ich ertrag's nicht länger."

In Baier bäumte sich bei diesen ergreifenden Schmerzausbrüchen ein wildes Gefühl von Zorn und Trotz gegen Alles auf, was sich seiner Vereinigung mit der Geliebten hindernd in den Weg stellte. Lange vermochte er kein Wort über die Lippen zu bringen.

„Sei guten Muthes, Franzel!" tröstete er endlich gefaßter. „Die Schmach hat zum Längsten gedauert. Bald wirst Du mein sein vor aller Welt, mein liebes, liebes Weib. Es wendet sich zum Guten mit uns. Der Fremde, der die Mutter besuchte, der Dir so freundlich zugethan ist, hat mir die schönsten Hoffnungen gemacht."

„Was sagst Du?" fiel das Mädchen ihm plötzlich erschrocken in's Wort. „Freundlich zugethan? Das sagte er Dir? So besuchte er auch Dich? Trau' ihm nicht, Hartwig, trau' ihm nicht; er ist mir unheimlich; er spielt falsches Spiel, er — er — nein, ich kann's Dir nicht sagen, ich bring's nicht über die Lippen —"

In Scham erglühend barg sie das Antlitz an seiner Brust.

„Du siehst Gespenster, süßes Herz," versetzte Baier. „Schon morgen wird sich's entscheiden, woran wir mit dem Herrn sind. Ich kann an eine solche Erbärmlichkeit, die Du ihm zutraust, nicht glauben."

Die Gelegenheit, sich weiter auszusprechen, wurde den Liebenden plötzlich jäh abgeschnitten.

Leise war die Thüre geöffnet worden, und mit heiserem Lachen trat die soeben zurückgekehrte Alte in's Zimmer, so daß Baier nicht minder wie das erbleichende Mädchen heftig erschraken.

„Dacht' es doch!" keuchte sie erbost und bebend vor Wuth. „Die schamlose Dirne scharmirt also noch immer mit dem Feuerwerker und schmiedet Ränke hinter meinem Rücken —"

„Frau Haidecker," unterbrach Baier sie scharf und in verhaltenem Zorn, „Sie behandeln Ihre Tochter unwürdig."

„Halt' Er's Maul!" schrie die Alte auf's Höchste gereizt. „Er will mir Vorschriften machen, he? Auf der Stelle verlaß der Mosje meine Wohnung!" Sie erhob drohend die Faust. „Sollt' doch wissen, was mein Hausrecht ist. Wie ein Einbrecher weiß der Habenichts sich einzuschleichen, um mein Kind zu bethören. Aber es ist das letzte Mal gewesen, das sage ich Ihm! Ich verbiete dem Mosje meine Wohnung für immer. Verstanden? Und wenn der Verführer nicht auf der Stelle jetzt meine Wohnung verläßt, so rufe ich um Hilfe!"

Sie stieß die Thüre auf und streckte drohend die Hand aus.

Baier war todtenblaß geworden. Wie unter furchtbaren Schlägen war er unter den Schmähreden zusammengezuckt, und einen Augenblick hatte es geschienen, als ob er sich, seiner nicht mehr mächtig, auf die Alte hätte stürzen wollen. Der Anblick des in sich zusammengekauerten Mädchens, das die Hände vor's Gesicht geschlagen hatte, mochte ihn jedoch zur Besinnung gebracht haben, und da er wußte

daß die Alte nicht umsonst zu drohen pflegte und er einen skandalösen Auftritt vor den Hausbewohnern jedenfalls vermeiden wollte, blieb ihm nichts übrig, als der hohnvollen Aufforderung derselben zu entsprechen.

Hastig flüsterte er dem Mädchen noch einige Worte zu und wandte sich dann zur Thüre. Sein plötzlich in ihm gefestigter Entschluß, die Geliebte dem furchtbaren Weibe zu entreißen, mochte ihm die Kraft geben, seine auf's Aeußerste empörten Gefühle zu beherrschen.

„Ich wünsche Ihnen, Frau Haidecker," äußerte er mit unheimlicher Ruhe, als er an ihr vorüberschritt, „daß Sie Ihr herzloses Gebahren nie zu bereuen haben."

Mit hastigen Schritten verließ er das Zimmer.

„Kümmere Er sich um Seine Sachen!" schrie die Alte ihm höhnisch nach und brach dann von Neuem in rohe Schimpfreden über den Davongegangenen aus.

„Bleib!" herrschte sie die Tochter an, die Miene machte, ebenfalls das Zimmer zu verlassen. „Und heule mir nicht. Das macht Dich nicht schöner! Solltest Deinem Schöpfer danken, daß ich Dir den Laffen vom Halse schaffe. Habe 'nen nob'leren Liebsten für Dich. Weißt Du, der von heut' früh, Willi's Freund! So dumm wirst Du doch nicht sein, Dich an 'nen pauvren Schlucker wegzuwerfen, so dumm doch nicht, den Anderen abzuweisen? Dem kommt es auf's Geld nicht an. Ich hoffe, Du wirst Deiner armen alten Mutter noch ein paar letzte gute Jahre gönnen."

Die Alte war nach diesen Worten eine Weile, mit den Armen in der Luft gestikulirend und unverständliche Reden vor sich hinmurmelnd, im Zimmer auf und ab gewandelt,

hatte sich endlich auf ein Sopha gesetzt, dessen Flicken unter sauberen Häkeldecken verborgen waren, und eine Handvoll Kupfer- und Nickelstücke, die sie mit nach Hause gebracht hatte, zu zählen begonnen.

Mit gesenktem Haupte hatte das Mädchen der herzlosen Rede gelauscht. Die Thränen waren ihr versiegt. Noch nie hatte sie der Mutter zu widersprechen gewagt; heute fühlte sie, daß etwas an sie herangetreten war, das über ihr ganzes ferneres Leben entscheiden mußte. Und doch fehlte ihr der Muth, das Wort der Trennung, das sich ihr auf die Lippe drängte, auszusprechen.

Das Schweigen aber wurde ihr unerträglich. Das monotone Geldgeklapper schnitt ihr in die Seele.

„Hast wieder gebettelt, Mutter!“ entschlüpfte es ihr unwillkürlich.

„Was geht's Dich an?“ lehnte die Alte schroff ab. „Willst doch leben, he?“

„Deshalb brauchst Du nicht betteln zu gehen, Mutter,“ versetzte das Mädchen bitter.

„Deshalb!“ brummte die Alte. „Und womit sollte ich arme, gebrechliche Frau denn mein Brod verdienen als durch Gebrechlichkeit?“

„Du bist nicht arm, Mutter, ich weiß es.“

„Was weißt Du?“ kreischte die Erschreckte plötzlich mit funkelnden Augen, die aus den Höhlen zu treten schienen, und sich weit vorbeugend, wie wenn sie nicht recht gehört hätte. „Sag's noch einmal! Sprich lauter! Ich verstand Dich wohl nicht.“

Das Mädchen schwieg eingeschüchtert. Erst nach einer

längeren Weile raffte sie sich zu einer entschlosseneren Haltung auf.

„Mutter," erklärte sie mit bebender Stimme, „laß uns auseinander gehen in allem Frieden. Noch können wir's vielleicht!"

Die Alte starrte sie eine Weile sprachlos an.

„Sieh Einer die undankbare Kröte!" lachte sie dann mit schneidendem Hohne. „Hab' Dich durchgefüttert, bis Du groß und stattlich geworden bist, hab' mir's vom Munde abgespart, daß ich 'ne Stütze hätt' an Dir in meinen alten Tagen —"

„Das Reden, Mutter, nützt zu nichts mehr. Nie und nimmer hab' ich mich Dir widersetzt. Und doch ist nichts als Unfrieden und Zank zwischen uns. Nun willst Du mich gar an einen Mann verkaufen, den ich nicht liebe, nur weil er Geld hat. Das ertrage ich nicht. Und deshalb laß es uns kurz machen. Ich geh' noch heut' — jetzt gleich."

Die Alte wurde unruhig. Obgleich sie merkte, daß das Mädchen am ganzen Leibe zitterte, sprach doch eine so finstere Entschlossenheit aus allen Worten Franzel's, daß die Alte es an der Zeit halten mochte, andere Saiten aufzuziehen, um ihr Ziel zu erreichen.

In weinerlichem Tone begann sie zu jammern und zu klagen über ihr freudloses Alter und wußte dem Mädchen mit so kläglichen und eindringlichen Worten ihr Unglück und die Herzlosigkeit zu schildern, die sie darin finden müßte, wenn das einzige ihr noch gebliebene Kind sie verlassen würde, daß Franzel wieder wankend wurde.

„Trau' meiner Erfahrung, liebes Franzel," fuhr die Alte, der die Bewegung der Tochter nicht entging, schmeichelnd fort, „die Liebe ist ein Rausch, der bald vergeht und am wenigsten der Sorge Stand hält. Im Leben rechnet man auch gar nicht mit Gefühl, da gilt nur baares Geld, immer nur Geld! Und die Liebe im Dachkämmerchen ist eine alberne Lüge, eine Verrücktheit, die irgend ein unverheiratheter Dummkopf ausgebrütet hat. Und wenn's nicht ein ehrlicher Mann wär', Franzel," begann sie nach einer Weile wieder, als ob sie die Gedanken des Mädchens, das beharrlich schwieg, erriethe, „hätt' er doch wohl Willi's Ersparnisse für sich behalten. Das wär' ihm doch ein Leichtes gewesen."

Das Mädchen schüttelte den Kopf. Sie mochte dem häßlichen Verdacht, der in ihr aufgekeimt war, keine Worte geben.

„Und ob er's ehrlich meint," fuhr die Alte lauernd fort, „wirst Du ja leicht merken. Er soll Dir die Ehe versprechen. Wirst Du ihm Dein Jawort geben, wenn er's thät, Franzel, mir zu Liebe, Deiner alten Mutter zu Liebe?"

„Darauf könnt man's ja ankommen lassen," meinte das Mädchen zögernd, nur um der peinlichen Unterredung ein Ende zu machen. Eine unsägliche Bitterkeit hatte sich ihrer bemächtigt.

„Komm', Herzenskind!" rief die Mutter mit gut gespielter Rührung. „Setz' Dich zu mir!"

Das Mädchen folgte der Aufforderung widerstrebend.

„Willst mir also wirklich die Herzensfreude machen," fuhr die Alte schmeichelnd fort. „Das ist hübsch von Dir!"

Sie hatte den Arm zärtlich um den Nacken ihrer Tochter gelegt und sie sanft an sich gezogen.

„Laß uns von was Anderem sprechen, Mutter!“ meinte Franzel, sich noch einmal aufraffend.

„Weshalb, Kind? Gibt es denn was Wichtigeres? Handelt es sich nicht um Deine Zukunft? Das Glück sucht Dich auf. Wärest Du nicht von Sinnen, es eigensinnig von der Hand zu weisen?“

In diesem Augenblicke wurde draußen heftig geschellt.

Das Mädchen fuhr zusammen, rührte sich jedoch nicht von der Stelle und weigerte sich, hinaus zu gehen.

Die Alte warf ihr einen bösen Blick zu und humpelte murrend aus der Thüre, um dem Einlaßbegehrenden zu öffnen.

Gleich darauf trat Piccolittis in's Zimmer, wandte sich jedoch sogleich zurück, als er bemerkte, daß die Alte ihm folgte.

„Nein, Mütterchen!“ lachte er in ausgelassener Laune. „So ist's nicht gemeint! Ich habe mit der Franzel allein zu sprechen. Ich schlage Euch vor, die Nachbarin inzwischen zu besuchen, damit Euch die Zeit nicht lang wird. Vorher sollt Ihr aber noch eine kleine Freude mit erleben. Ich hoffe nämlich,“ wandte er sich zu dem Mädchen, das regungslos und mit gesenktem Blick auf dem Sopha saß, „daß Franzel sich eine kleine Aufmerksamkeit gefallen lassen wird.“

Er näherte sich dem Sopha und präsentirte der jäh Erblaßten mit beziehungsvollem Lächeln ein kleines Lederetui.

„So nimm's doch!“ brummte die Mutter, als Franzel

keine Miene machte, das Dargebotene anzunehmen. „So öffne es doch!"

Schweigend kam die Getadelte dem Geheiße nach. Mit bebender Hand öffnete sie das Etui.

„Ist's die Möglichkeit!" bestaunte die Alte den enthüllten Granatschmuck. „Das laß ich mir gefallen. Siehst Du, Franzel, das ist Reichthum! Und die Brillanten möcht' ich erst sehen, die der Herr Dir zur Hochzeit schenkt! Wie sie blitzen, die rothen Dingerchen! Kostet doch wohl hundert Mark das da, wie?" grinste sie den Fremden an.

„Werde Euch morgen die Rechnung schicken!" fertigte Piccolittis die Alte lachend ab, faßte sie sodann fürsorglich unter dem Arm und schob sie unter liebenswürdigem Zureden zur Thüre hinaus.

„Und das herzige Franzel hat kein freundliches Wort für mich?" flüsterte er nach einer Weile, in der er das Mädchen mit trunkenen Blicken betrachtet hatte, zärtlich. „Muß ich Dir erst sagen, Mädchen," fuhr er leise fort, „daß es mich schmerzt, mein Geschenk verschmäht zu sehen, deshalb schmerzt, weil es ein Zeichen meiner Liebe ist."

Er hatte ihre beiden Hände ergriffen, die sie ihm, auf's Aeußerste bestürzt, kaum zu entziehen vermochte.

„Soll ich denn nicht wissen," fuhr er dringender fort, „ob Du mich liebst, wie ich Dich liebe, mit rasender Leidenschaft, die nichts kennt und achtet, als sich selbst?"

Das Mädchen erbebte unwillkürlich, aber sie schüttelte den Bann, in den seine Worte sie bisher geschlagen, energisch ab und sprang heftig auf.

„Verlassen Sie mich! Verlassen Sie mich auf der Stelle!“ rief sie zornig und ängstlich zugleich.

Piccolittis war über diesen Ausbruch einen Augenblick verblüfft und starrte verwundert auf das Mädchen, das jetzt aufgerichtet vor ihm stand und ihm mit zürnendem Blick fest in's Auge sah.

„Franzel!“ hörte sie es plötzlich so weich und innig flüstern, daß es sie unwillkürlich durchschauerte, „Du bist es wahrlich werth, daß ich um Dich werbe, wie um das Herrlichste, das mir auf meinem Lebenswege begegnet.“

Er war auf sie zugetreten und schaute mit flammenden Blicken auf das Mädchen nieder, das im Augenblick nicht wußte, wie es der seltsam veränderten Rede des Fremden begegnen sollte, und mit gesenkten Augen, wie gebannt unter dem dämonischen Einfluß seines Wesens, auf der Stelle verharrte.

Da fühlte sie sich plötzlich umschlungen und von glühenden Lippen geküßt.

Mit übermenschlicher Kraft stieß sie den Zudringlichen von sich, daß er ein paar Schritte zurücktaumelte, und stürmte laut aufschluchzend aus dem Zimmer. Sie war fest entschlossen, der Mutter mit aller Entschiedenheit zu erklären, daß sie ihr Unterkommen fortan bei einer in der Vorstadt wohnenden Verwandten suchen würde.

Piccolittis, der sich schnell aus seiner Verblüffung erholt hatte, eilte der Entschlüpften, ohne lange zu überlegen, nach.

Vergebens jedoch durchsuchte er die ganze Wohnung

nach dem Mädchen. Wie vorhin die Alte, mußte auch sie sich aus derselben entfernt haben.

Einen Augenblick noch zögerte er unschlüssig. Dann lachte er plötzlich höhnisch auf und schlug sich mit geballter Faust vor die Stirne, wie wenn er sich einer Dummheit anzuklagen hätte oder selbst nicht begriffe, was ihn vorhin so seltsam weich gestimmt, schritt zur Thüre und ging — wohl in der Ueberlegung, daß er allen Grund hätte, gerade in diesem Hause Aufsehen zu vermeiden — schnell von dannen.

4.

Unfreundlich und regnerisch war der nächste Abend angebrochen. Der Himmel war wie mit einem dichten, schmutziggrauen Schleier überspannt, der jeden freundlicheren Abschiedsgruß des zur Neige gehenden Tages neidisch auffing und zurückhielt. Ueber den lehmgelben Fluthen der Elbe lagerte ein fahler, von niedrig hängenden Rauchwolken durchsetzter Dunst, dessen langgezogene Streifen hie und da durch einen plötzlichen, wie aus unvorhergesehenem Hinterhalt hervorbrechenden Windstoß wirbelnd in kleine Fetzen zerrissen wurden.

Am rechten Ufer, nur eine kurze Strecke von den letzten, dicht am Wasser stehenden Häusern Geesthachts entfernt, lag einer jener, auf dem Strome zahlreich anzutreffenden Schleppdampfer vor Anker, die in kleinem und unscheinbarem Schiffskörper eine mächtige Maschine bergen, deren Stärke dem Fahrzeuge allein eine außergewöhnliche Fahrgeschwindigkeit gibt, es aber vor Allem in den Stand

setzt, große Lasten zu ziehen. Die dem Sicherheitsventil zischend entweichenden Dämpfe verriethen, daß die „Möve", so hieß der Schlepper, auf die Abfahrt vorbereitet sein mußte. Ein langes Brett, das die seichte Stelle des Flußbettes zwischen dem niedrigen Hintertheil des Schiffes und dem Uferrande überbrückte, schien anzudeuten, daß man Jemanden vom Lande her erwartete.

Der Mann, der vorn übergebeugt am Steuerruder saß und seiner kurzen Pfeife dichte Rauchwolken entlockte, sowie der Maschinist, der soeben langsam aus der Maschinenluke aufgetaucht war, beide Ellenbogen auf's Deck stützte und sich mit Behagen den scharfen Wind um den erhitzten Kopf streichen ließ, bildeten die ganze Besatzung des Fahrzeuges.

„Will mir doch nicht so ganz richtig mit diesem Herrn vorkommen, Jochen," warf der Erstere nach einer Weile in barbarischem Plattdeutsch brummig hin. „Es ist schon halb Sechs."

„Sorg' Dich nicht, Hannes," versetzte der Andere gelassen. „Richtig oder nicht, das scheert uns doch nichts. Der Herr bezahlt gut, und damit basta! Was er sonst will, geht uns nichts an!"

Mit diesen wenigen Worten hatte die kaum begonnene Unterhaltung auch schon ihr Ende erreicht. Beide Männer starrten schweigend vor sich hin und warteten, das im Voraus empfangene, sehr beträchtliche Trinkgeld in der Tasche, getrost der Dinge, die da kommen sollten.

Der Herr, von dem soeben zwischen den beiden Schiffsleuten die Rede gewesen, war gegen Fünf von der Stelle

aus, wo der Schlepper vor Anker lag, an Land gegangen und hatte den Bescheid hinterlassen, daß er in spätestens einer guten halben Stunde zurückkehren würde, und daß bis dahin Alles für die sofortige, möglichst zu beschleunigende Rückfahrt nach Hamburg bereit zu halten sei. Er hatte sich auf einem Wiesenpfad landeinwärts gewandt, und war den Blicken der ihm nachschauenden Schiffer alsbald hinter einer Hecke entschwunden.

Das Ziel des einsamen Wanderers, in dem man bei oberflächlicher Betrachtung schwerlich Piccolittis hätte vermuthen können, da er den Kragen eines bis auf die Füße reichenden Regenmantels bis an den Rand seines Südwesters aufgeschlagen trug, war eine alte, halbzerfallene Holzhütte inmitten des Wiesenweges zwischen der Pulverfabrik und Geesthacht, welche den Mähern und Heuern zum gelegentlichen Unterschlupf dienen mochte.

Seinem gründlich durchdachten Plane gemäß war Piccolittis zum Aeußersten entschlossen, da er meinte, daß im Falle des Mißglückens bis auf unwesentliche Kosten nichts zu verlieren, im Falle des Gelingens dagegen Alles zu gewinnen sei. Noch am gestrigen Abend, an dem er in finsterer Stimmung in sein Hotel zurückgekehrt, hatte er seine Koffer gepackt und sie mit denen Potter's an Bord des „Southampton“ schaffen lassen. Bis über Mittag war er mit Besorgungen in der Stadt beschäftigt gewesen, und besonders die miethweise Beschaffung eines geeigneten und seinen Ansprüchen an Schnelligkeit entsprechenden Fahrzeuges hatte so viel Zeit in Anspruch genommen, daß er sich Mantel und Hut, die ihm das Ansehen eines Lootsen

oder Flußschiffers gaben, erst auf dem Wege zum Hafen kurz vor Abfahrt nach der, den Schiffsleuten genau bezeichneten Uferstelle vor Geesthacht hatte besorgen können.

Unablässig nach der Richtung spähend, aus der er die beiden Männer erwartete, denen er seine letzte Begegnung auf dem europäischen Festlande zugedacht, stand er seit einer halben Stunde mit dem Rücken gegen die Baracke gelehnt, regungslos, nur von Zeit zu Zeit ungeduldig die Uhr ziehend und auf die Erde stampfend. Ihm mochte der Boden unter den Füßen brennen, und die Minuten schlichen ihm unerträglich langsam, als ob sie seinem nichtswürdigen Unternehmen trotzen wollten.

Es war ein Viertel vor Sechs geworden. Die Ungeduld des Harrenden hatte den höchsten Grad erreicht, als er in der Ferne endlich zwei Männer auftauchen sah, die er fortan nicht mehr aus den Augen ließ und deren Annäherung er mit unwillkürlichem Herzklopfen erwartete. Der Eine derselben, in dem er Baier erkannte, überragte seinen Begleiter um Kopfeslänge, wie Piccolittis sich überhaupt alsbald sagte, daß er mit diesem schmächtigen, in gebeugter Haltung neben Baier einhertrippelnden Gelehrten sicherlich leichtes Spiel haben würde.

Ohne sich von der Stelle zu rühren, ließ er die Beiden ruhig an sich herankommen und nöthigte sie, sich ihnen in den Weg stellend, durch einen biederen Gruß, den er ihnen, ohne den Hut zu lüften, entgegenrief, den Schritt zu hemmen.

Der kleine Gelehrte sah überrascht zu dem ihm unbekannten Manne auf und wandte sich dann mit fragender

Miene und verlegen an seiner Brille rückend, zu seinem Begleiter.

Offenbar erkannte Baier den Fremden in seiner Vermummung nicht wieder. Er hätte Piccolittis sicherlich auch an jedem anderen Orte eher vermuthet, als in dieser abgelegenen Gegend, wo derselbe nach seinem Dafürhalten nicht das Geringste zu suchen hatte. Trotz des Mißtrauens, das durch Franzel, die er — seitdem die erboste Alte ihm gestern die Wohnung verboten — nicht wiedergesehen, erregt worden, war er fest entschlossen, Piccolittis verabredetermaßen gleich nach seiner Ankunft in Hamburg im Hotel aufzusuchen, um sich volle Klarheit zu verschaffen. Er ahnte nicht, daß Franzel, die von der Mutter nicht mehr aus den Augen gelassen wurde, vergebens Alles aufgeboten hatte, ihn vor seiner am frühesten Morgen erfolgten Abfahrt nach Geesthacht noch einmal zu sprechen, um ihn zu warnen, und daß er selbst es gewesen, der diese Absicht dadurch vereitelt, daß er nach dem empörenden Auftritt mit der Alten in's Freie gestürmt war, um seine ungeheure Erregung zu betäuben, und erst in später Nachtstunde den Heimweg angetreten hatte. Er ahnte nicht, wie furchtbar dieses Mißtrauen, das er so gern für übertrieben oder gar grundlos zu halten geneigt gewesen wäre, sich in den nächsten Augenblicken rechtfertigen sollte.

Piccolittis, dessen Rechte sich unruhig in der Seitentasche seines Mantels bewegte, als ob er dort etwas suche oder vorbereite, war mit freundlichem Lächeln an den schmächtigen Gelehrten herangetreten.

„Sie verübeln es einem Unbekannten nicht, mein Herr,“

hatte er den Ueberraschten angeredet, „Sie vor drohendem Unheil zu warnen. Man hat Sie bestohlen. Ueberzeugen Sie sich. Ihrem Portefeuille fehlen die wichtigsten Stücke. Das Geheimniß des braunen Pulvers ist in Gefahr, verrathen zu werden.“

In unverhohlener Bestürzung hatte der Gewarnte unwillkürlich in seine Brusttasche an der Innenseite seines Ueberziehers gegriffen und, wie Piccolittis mit funkelnden Blicken beobachtete, besorgt an einer dort befindlichen Brieftasche herumgetastet.

Ehe der Düpirte sich zu einer Entgegnung aufgerafft hatte, fuhr Piccolittis fort: „Ich stellte Ihrem Assistenten,“ er wies mit der Linken auf Baier, der in grenzenloser Verblüffung auf den Erkannten starrte, als ob er seinen Sinnen nicht traute, „eine Falle, in die derselbe gegen Ehre und Gewissen gegangen, um Sie und Ihr Geheimniß dort,“ er klopfte dem kleinen Herrn mit dem Zeigefinger auf die Brust, „an mich zu verrathen.“

Die Verwirrung, welche diese Beschuldigung in dem erschrocken zurückweichenden Gelehrten anrichtete, war Piccolittis in ihrem vollen Umfange entgangen, weil er seine Aufmerksamkeit während derselben Baier zugewandt hatte, der bei dieser unverhofften und niederschmetternden Anklage, wie aus starrem Schrecken erwachend, in drohender Hast auf ihn zutrat.

Diesen Augenblick mußte Piccolittis in abgefeimter Berechnung vorausgesehen haben, denn kaum hatte Baier sich ihm bis auf Armlänge genähert, so holte er plötzlich mit der bisher verborgen gehaltenen Rechten zu blitzschnellem

Hiebe aus und versetzte dem Ahnungslosen, der kaum Zeit fand, die Arme schützend über den Kopf zu heben, einen so wuchtigen Schlag vor die Stirne, daß er mit dumpfem Schrei zurücktaumelte, auf dem regendurchweichten Wege ausglitt und bewußtlos zusammenbrach.

Sprachlos vor Schrecken war Doktor Hohlwill Zeuge des Ueberfalles gewesen, der sich im Handumdrehen vor ihm abgespielt. Mit unsäglichem Entsetzen starrte er von dem am Boden Hingestreckten auf Piccolittis, der sich eilends das Schlageisen von den Fingern der Rechten streifte und gleich darauf einen Knäuel dünner Stricke zum Vorschein brachte.

„Rühren Sie sich nicht!“ raunte er dem Doktor drohend zu. „Schreien Sie nicht! Es wäre Ihr Unglück! Es handelt sich weder um Ihr Geld noch um Ihr Leben,“ setzte er, dem an allen Gliedern Zitternden einen fast mitleidigen Blick zuwerfend, hinzu.

Mit leichter Mühe einen unsicheren und schwachen Widerstand bewältigend, band er dem Ueberrumpelten eiligst beide Hände auf dem Rücken zusammen, umschnürte ihm die Fußgelenke, hob den Gefesselten vom Boden und trug ihn in's Innere der Holzhütte. Hier zwängte er dem nun laut um Hilfe Schreienden einen Knebel in den Mund, bemächtigte sich der Brieftasche, sowie aller seiner Papiere und schnürte den sich immer energischer Sträubenden der Länge nach auf einem schrägliegenden Brette fest. Dann wandte er seinem Opfer unverweilt den Rücken und eilte in raschem Laufe quer über die Wiese an's Ufer zurück, in dem Augenblicke den Schritt mäßigend, als er des, seiner Rückkunft

harrenden Dampfers ansichtig wurde. Mit lautem „Halloh!“ rief er die Schiffer schon aus der Ferne an, auf daß sie Alles zur Abfahrt bereit machten. Nach wenigen Minuten hatte er den Ankerplatz erreicht, und kaum war der Verbindungssteg an Bord gezogen, als der Schlepper auch schon vom Ufer abstieß. Pfeilschnell glitt die „Möve“ in's Fahrwasser des Stromes und hatte alsbald an zwei spärlich bewachsenen Sandbänken vorüber ihren Ankerplatz weit hinter sich gelassen.

„Volle Kraft, Meister!“ hatte Piccolittis in die Maschinenluke hineingerufen, dem Aufschauenden ein Goldstück hinabreichend. „Wenn Ihr's so einrichtet, daß wir Punkt Sieben am ‚Southampton‘ anlegen, gibt's noch einmal einen solchen Händedruck!“

Hierauf hatte er sich zum Steuermann gewandt, dem er ein gleiches Geschenk und Versprechen gegeben, und sich sodann in's Hintertheil des Schiffes zurückgezogen, wo er sich, auf's Aeußerste gespannt, in die Durchsicht der geraubten Papiere vertiefte.

Eine gute halbe Stunde mochte verstrichen sein. Ein dichter, von Windstößen gepeitschter Regen hatte sich eingestellt. Die Dämmerung war fast vollständigem Dunkel gewichen, und der Maschinist des ununterbrochen in vollster Fahrt begriffenen Dampfers steckte gerade die angezündeten Signallaternen aus, als Piccolittis, der trotz des Regens im Bug des Schiffes stand, sich erschrocken umwandte.

„Stopp!“ rief im selben Augenblick der Steuermann dem der Luke zuschreitenden Maschinisten zu.

Dieser begab sich ruhig unter Deck und gleich darauf

hielt die Maschine an, ohne daß sich vorläufig die Schnelligkeit des Schiffes verminderte.

„Man sperrt uns den Weg!“ entschlüpfte es Piccolittis, der sich besorgt dem Manne am Steuerruder genähert hatte. „Was liegt da vor uns? Dort!“

Er wies mit der Hand nach vorne, wo in etwa fünfzig Schritt Entfernung ein riesenlanges, flaches Fahrzeug quer im Fahrwasser lag.

„Hab's schon gesehen!“ versetzte der Schiffsführer gelassen. „Ist ein Magdeburger Kahn, Herr!“

„Rückwärts!“ rief er dann langgezogen sein Kommando in's Sprachrohr, das in den Maschinenraum führte.

„Vorwärts, zum Henker!“ brauste Piccolittis auf. „Vorwärts, sage ich!“

„Geht nicht, Herr!“

„Vorwärts!“ schrie Piccolittis wiederholt. „Was fällt Euch ein! Ich habe keine Minute Zeit zu verlieren. Fahren wir links, dort!“

„Geht nicht, Herr!“ wiederholte der Steuermann mit stoischer Ruhe. „Das ist die Süderelbe, Herr. Wenn wir da fahren, kommt der Herr nicht vor Acht nach Hamburg.“

Die „Möve“ befand sich vor der Landzunge des Moorwerders, der scharfen Südostspitze des von zahlreichen Wasserstraßen durchschnittenen, über zwei Meilen langen Insellandes, das ringsum von den Fluthen der Elbe bespült wird und den Strom der Länge nach in zwei Arme, die Norder- und die Süderelbe scheidet, die sich erst weit unterhalb Hamburg wieder vereinigen, und kaum das Drei-

fache der Zeit, die man für die noch zurückzulegende Strecke auf der Norderelbe gebrauchte, hätte hingereicht, um im Fahrwasser der Süderelbe von der Stelle aus, wo der Dampfer auf die Räumung des Hindernisses wartete, Hamburg zu erreichen.

Das sperrende Fahrzeug, dem der Dampfer auf Piccolittis' dringendes Ersuchen sich auf kaum eine Schiffslänge genähert hatte, schien auf den Grund gerathen zu sein, und wollte trotz der Anstrengungen der allerdings wenig zahlreichen Bemannung nicht von der Stelle weichen. Es lag quer im Fahrwasser der Norderelbe mit dem Bug am Moorwerder Ufer, von dem die Schiffer es mit langen Stangen vergeblich abzustoßen trachteten.

Piccolittis war außer sich, da der Steuermann erklärt hatte, daß sie wegen der Seichtigkeit der Ufer am Hintertheil des dort freiliegenden Kahnes nicht vorbei könnten. Er fluchte und wetterte, und schrie die Schiffer auf dem schwer befrachteten Kahne mit heftigen Zurufen an, die keineswegs freundlich erwiedert wurden. Das Blut kochte ihm bei dem Gedanken, daß ein heimtückischer Zufall ihm die Flucht unmöglich machen, und ihn die Abfahrt des „Southampton" verpassen lassen sollte, im Augenblicke, da er den heiß erstrebten Schatz wohlverwahrt in der Tasche trug, einen Schatz, der, wie er sich überzeugt hatte, im Besitz des Mister Potter und anderer Fachleute sicherlich das versprochene Vermögen werth war, um dessentwillen er sich allen Gefahren ausgesetzt.

„Das nützt Alles nichts!" erklärte der Maschinist, der den vergeblichen Bemühungen der Kahnschiffer eine lange

Weile schweigend zugeschaut. „Das kann noch lang' dauern! Laß uns helfen, Hannes!“

„Helfen! Natürlich!“ stimmte Piccolittis eifrig bei. „Auf die Idee hättet Ihr auch schon eher kommen können. Vorwärts, Leute! Wir müssen den Kahn flußabwärts richten.“

Es bedurfte noch mancherlei Zureden des willigeren Maschinisten und etlicher Verwünschungen und Versprechungen Piccolittis', ehe der starrköpfige Führer des Schleppers sich zur Hilfeleistung entschloß. Zurufe wurden gewechselt, Schiffstaue flogen hinüber und herüber, die sorgfältig befestigt wurden, und der Dampfer zog an. Zuerst schien es, als ob auch diese Anstrengung eine vergebliche sein sollte; nach einer Weile jedoch gab es drüben einen Ruck und langsam setzte sich der plumpe Schiffskoloß, dem gewaltigen Anzuge des Schleppers nicht länger widerstehend, in Bewegung und war bald der Länge nach in's Fahrwasser gerichtet. Die Schlepptaue wurden gelöst, ihre Enden in's Wasser geworfen und eingezogen, und von Neuem begann der Dampfer die eiligste Fahrt, um nach Kräften die versäumte Zeit wieder einzuholen.

Kaum fünf Minuten mochten so verstrichen sein, als Piccolittis, der in höchster Erregung das Deck auf und ab schritt, sich plötzlich dem Steuermann zuwandte und ihn auf ein grünes Licht aufmerksam machte, das hinter ihnen auf dem Strome in gewissen Zwischenräumen auf und nieder gezogen wurde. Die Entfernung desselben war in der Dunkelheit und bei der durch den Regen behinderten Aussicht nicht gut zu schätzen, konnte jedoch höchstens einige

hundert Schritt betragen auf einer Strecke des Stromes, der vom Moorwerder aus in ziemlich gerader Richtung zwischen den Ufern hinlief.

„Müssen stoppen, Herr!“ erklärte der Schiffer, der sich umgewandt hatte und aufmerksam die Signale betrachtete. „Müssen stoppen!“ wiederholte er, sich dem Sprachrohr zuneigend.

„Auf keinen Fall!“ widersprach Piccolittis heftig, dessen sich eine seltsame Unruhe bemächtigt hatte. „Vorwärts!“ schrie er, den Steuermann an der Schulter packend und ihn vom Sprachrohr zurückhaltend.

„Was soll das, Herr?“ brauste dieser auf. „Ich weiß schon, was meine Pflicht und Schuldigkeit ist. Ich habe keine Lust, mit der Hafenpolizei zusammen zu kommen. Wir sollen schnell stoppen, das bedeutet das Signal da!“

Piccolittis war leichenblaß geworden und murmelte einen Fluch. Er wurde verfolgt. Das stand fest. Ohne lange zu überlegen, zog er seine Börse, schüttete deren, an Gold- und Silbermünzen reichen Inhalt in die hohle Hand und hielt sie dem Steuermann mit unheimlichem Lächeln vor's Gesicht.

„Fahrt zu, Mann!“ schrie er mit heiserer Stimme. „Das gehört Euch! Ihr braucht ja das verfluchte Signal nicht gesehen zu haben!“

Der Bestochene schielte von der Seite auf das blitzende Geld, murmelte etwas Unverständliches in den Bart, streckte dann langsam die Hand aus und steckte sie gefüllt wieder in die Hosentasche.

„Habt Recht, Herr," brummte er Piccolittis mürrisch an. „Kann mit dem Rücken nicht sehen."

Unbekümmert um die beständig wiederholten Lichtsignale hinter ihnen, setzte die „Möve", von kundiger Hand über alle Fährnisse sicher geleitet, unter vollem Dampf und höchster Fahrgeschwindigkeit ihre Fahrt fort, dichte Rauchwolken hinter sich lassend. Zischend durchfurchte ihr Bug die dunklen Fluthen des Stromes, und gewaltige Wogenkämme, von langen Streifen gleißenden Schaumes gekrönt, begleiteten das Fahrzeug, als ob ein Paar gespenstige Ungeheuer ihm dicht auf den Fersen und jeden Augenblick bereit wären, es gierig zu verschlingen.

In einer Aufregung, die ihm den Athem nahm, glaubte Piccolittis trotz der außerordentlichen Schnelligkeit des Schleppers zu bemerken, daß der verfolgende Dampfer sich ihnen allmählig mehr und mehr näherte. Er blickte auf die Uhr. Es war dicht vor Sieben. In zehn Minuten etwa, so hatte der Steuermann erklärt, würde man den Hafen erreicht haben. Bebend vor Hast begab Piccolittis sich zum Maschinisten.

„Mehr Dampf, Meister!" schrie er ihm zu. „Mehr Dampf! Soll Euer Schaden nicht sein. Stopft die Ventile!" Er meinte das Sicherheitsventil, dem ein Strom überhitzten Dampfes mit besorgnißerregendem Zischen entwich.

Der Maschinist schüttelte den Kopf und deutete schweigend auf die Maschine, deren Kurbel in so rasender Geschwindigkeit arbeitete, daß das Schiff beständig in allen seinen Theilen heftig erschüttert wurde. —

Auf dem Dampfer, einem ungewöhnlich großen Schlepper,

der den Flüchtigen in der That verfolgte, befanden sich außer der aus drei Köpfen bestehenden Schiffsmannschaft zwei Beamte der Hamburger Hafenpolizei neben Doktor Hohlwill und Baier, die allesammt in lautloser Spannung vom Bug aus das verfolgte, alle Signale mißachtende Fahrzeug beobachteten.

Längere Zeit hatte Baier ohne Bewußtsein am Boden gelegen, und nur dem Umstand, daß der schwere Schlag, der ihn niedergestreckt, in seiner Wirkung durch die schützend erhobenen Arme abgeschwächt worden, hatte er es wohl zu danken, daß ihm die Besinnung so bald zurückgekehrt war. Ein von heftigem Windstoß fortgeschnellter Zweig, dessen dürres Laub ihm rasselnd in's Gesicht schlug, hatte ihn aus seiner Betäubung geweckt. Der dumpfe Schmerz, den er im Kopf und linken Unterarm spürte, mochte seine verworrenen Vorstellungskreise schnell auf die richtige Fährte gebracht und ihm die Erinnerung an das Vorgefallene alsbald wieder wachgerufen haben. Wie Schuppen war es ihm plötzlich von den Augen gefallen, als er im Fluge die jüngste Vergangenheit an seinem Geiste vorüberziehen ließ. In unerhörter Weise war er ausgeholt, unter der Vorspiegelung einer für ihn bedeutsamen Zusammenkunft in abgefeimtester Berechnung zu Mittheilungen verführt worden, die dem ebenso geschmeidigen wie heimtückischen Schurken allererst die Handhaben zu seinem Verbrechen in die Hände gespielt hatten. Er brannte vor Verlangen nach Wiedervergeltung und war entschlossen, Alles zu wagen und Alles daran zu setzen, des nichtswürdigen Spitzbuben habhaft zu werden, um ihm das kostbare Ge-

heimniß, von dem er nur zu sehr argwöhnte, daß er es sich angeeignet, wieder zu entreißen.

Seine Hilferufe, die er in bebender Hast ausgestoßen, als er weder von dem Fremden noch von seinem Vorgesetzten irgend eine Spur entdecken konnte, hatten einen in der Nähe patrouillirenden Zollwächter herangelockt, dem er hastig das Geschehene berichtet, und mit dessen Hilfe es in kürzester Zeit gelungen war, den Gefesselten in der Holzhütte aufzufinden und aus seiner qualvollen Lage zu befreien.

Unverzüglich war Baier darauf mit dem Zollwächter, der nicht daran zweifelte, daß der Verbrecher jenen Schleppdampfer zur Flucht benutzt hatte, dessen Vorüberfahrt er soeben wegen seines ungewöhnlichen Kurses mit Mißtrauen beobachtet, nach Geesthacht in's Polizeiamt vorausgeeilt.

Trotzdem sofort der Telegraph in Thätigkeit gesetzt worden war, hatte man es doch, auf Anrathen eines in Geschäften anwesenden Hamburger Hafenpolizisten, für angezeigt gehalten, eine sofortige Verfolgung des Flüchtigen einzuleiten, besonders in der Ueberlegung, daß derselbe den „Southampton", dessen Namen Baier wiederholt in Gesprächen zwischen Potter und Piccolittis hatte erwähnen hören, und von dessen noch diesen Abend erfolgendem Abgang in See der Hamburger Hafenbeamte Kenntniß hatte, möglicherweise zu sofortiger Weiterreise benutzen und denselben eher erreichen konnte, als die, durch den Telegraphen in Bewegung gesetzten Hamburger Behörden.

Ein glücklicher Zufall hatte es gefügt, daß man am Landungsplatze des Städtchens zwei Schleppdampfer antraf,

deren größter gerade im Begriffe stand, abzugehen, um unter Führung von Hamburger Hafenpolizisten einen mit Pulverfässern beladenen Elbkahn nach Hamburg zu schleppen. Diesen Schlepper bestiegen die Verfolger.

Obgleich derselbe an Fahrgeschwindigkeit jenem, auf dem Piccolittis sich befand, überlegen war und nichts gescheut wurde, dieselbe zu erhöhen, würde er bei dem bedeutenden Vorsprung die „Möve" unter keinen Umständen eingeholt haben, wenn der verfolgte Schlepper nicht durch jenen Unfall am Moorwerder eine sehr erhebliche Verzögerung erlitten hätte. —

Die „Möve" hatte inzwischen die langgestreckten Ufer der Billwerder-Insel hinter sich gelassen, war an Rothenburgsort mit seinen Wasserkünsten, welche Hamburg mit Elbwasser versorgen, vorüber gedampft und hatte, ohne ihre Schnelligkeit zu mäßigen, die gewaltige Elbbrücke passirt. In wenigen Minuten konnte der am Sandthorhafen zur Abfahrt bereit liegende „Southampton" erreicht sein. Alle Signale des verfolgenden Dampfers, der sich bis auf Rufweite genähert hatte, waren geflissentlich ignorirt worden.

Piccolittis befand sich in unbeschreiblicher Aufregung. Kein Laut war mehr über seine Lippen gekommen, mit starrem Blick nur suchte er die Entfernung der immer näher kommenden Verfolger abzuschätzen. Wenn ihnen auf der wilden Jagd nichts weiter in den Weg kam, sagte er sich immer wieder, konnte er sich am Ende als gerettet betrachten, denn seine Uhr zeigte ein Viertel nach Sieben, und er war überzeugt, daß der „Southampton" nur noch auf ihn wartete und im Momente seiner Ankunft Dampf

geben und abgehen würde. An Bord des „Southampton" befand er sich auf englischem Boden, und der Kapitän würde, wie er wähnte, schon aus patriotischen Rücksichten gegen alle Signale ein Auge zudrücken und ihn und sein Geheimniß unter keinen Umständen den Verfolgern ausliefern.

Es schien, als ob diese gewagte Voraussicht in der That eintreffen sollte. In scharfem Bogen umkreiste die „Möve", am Grasbrookhafen vorüber, den Kolossaleckbau des Kaiserquai's, passirte in voller Fahrt die schmale Mündung des Sandthorhafens und fuhr direkt auf den „Southampton" zu, der bereits weit ab von der jenseitigen Quaimauer lag und dessen Schraube soeben sich zu drehen begann.

Sobald Piccolittis den Dampfer zu Gesicht bekommen hatte, schien plötzlich neues Leben in seinen erstarrten Mienen zu erwachen. Unaufhörlich schwenkte er alsbald, der getroffenen Verabredung gemäß, ein rothes Licht im Kreise, und dieses Signal mußte drüben sogleich bemerkt worden sein, denn die kaum in Gang gesetzte Maschine wurde gestoppt, als die „Möve", die sich bis auf Schiffsweite genähert hatte, Contredampf gab und der Führer derselben ein vom Bord des „Southampton" geschleudertes Tau geschickt auffing und befestigte.

„Halloh, Piccolittis!" schrie Mister Potter vom Bord des „Southampton" herunter.

„Jawohl, bin's!" antwortete der Angerufene. „Fahren Sie zu! Vorwärts! schrie er den das Fallreep herunterlassenden Matrosen an. „Wir lassen uns 'ne Weile schleppen!"

Der Seemann winkte dem Lootsen auf der Kommando=

brücke, dieser gab sein Zeichen in den Maschinenraum, mächtig klatschend schlug die Schraube in's Wasser, und der „Southampton“ setzte in schnellerem Tempo seine Fahrt fort.

In diesem Augenblicke bog der Dampfer, der die „Möve“ bisher vergeblich verfolgt hatte, um den weit in den Strom hineingebauten Grenzspeicher des Kaiserquai's, auf demselben Wege, den die „Möve“ vor wenigen Minuten zurückgelegt. Mannshoch thürmten sich an seinem Vordertheil die mit voller Kraft durchfurchten Bugwasser und spritzten, vom Winde getragen und sich mit dem Regen mischend, weithin über das Deck, auf dem trotzdem die ganze Besatzung zur Stelle war und durch Rufen und Signale den „Southampton“ vergeblich beizulegen aufforderte. Die Fahrgeschwindigkeit des Schleppers war noch eine bei Weitem größere, als die des kaum in Gang gesetzten englischen Seeschiffes, und da derselbe rücksichtslos und ohne seinen Lauf zu mäßigen gerade auf die „Möve“ lossteuerte, hatte er sie bald erreicht. Mit furchtbarem Krachen stießen die beiden Schlepper auf einander, beide zugleich von dem Rumpf des Dampfers wieder abprallend, im Momente, als Piccolittis den Fuß auf die erste Sprosse des Fallreeps setzte und sich anschickte, dasselbe hastig zu erklimmen.

Diese Absicht mußte Baier schon aus der Ferne beim Anblick des herunterhängenden Fallreeps durchschaut haben, denn plötzlich sauste ein fingerdickes Seil, das er vorher schon aufgerollt in der Linken gehalten hatte, von kraftvoller Faust geschleudert durch die Luft und umwirbelte Hals und Schultern des Getroffenen. Ein kräftiger Ruck riß den Emporklimmenden vom Fallreep los. Er griff mit

beiden Armen in's Leere, überschlug sich und stürzte hinterrücks zwischen der „Möve" und dem Rumpf des Seeschiffes in den Strom, im Fall das Seil mit in die Tiefe reißend. Ein wilder Schrei erschütterte die Luft, hoch geschleuderte Wassergarben spritzten auf, dann war nichts weiter von dem Versunkenen zu hören und zu sehen.

Der Polizist, der Baier das von ihm geschleuderte Seil abgenommen hatte, zog dasselbe zu seiner Verblüffung leer an Bord zurück und rief sodann den Lootsen des „Southampton" zu, beizudrehen; vergebens fischte der andere Beamte, der beim Zusammenstoß der Schlepper sofort an Bord der „Möve" übergesprungen war, mit einem langen Haken in den nächtig schwarzen Fluthen umher. Der Italiener war spurlos verschwunden.

Der „Southampton" hatte inzwischen auf Befehl des Hafenbeamten beigedreht und denselben an Bord aufgenommen, während die der Einfahrt des Binnenhafens gerade gegenüberliegende „Möve" die Nachforschungen nach dem Vermißten aufgenommen hatte.

Außer dem Polizisten waren auch Hohlwill und Baier auf dieselbe übergegangen. Des Letzteren hatte sich eine grenzenlose Aufregung bemächtigt. Unausgesetzt starrte er in die schwärzlichen Fluthen des Stromes und schien jeden Fleck der stark bewegten Oberfläche mit forschenden Blicken abzusuchen. Plötzlich schrie er auf und deutete auf einen kaum erkennbaren, sich langsam durch den Binnenhafen fortbewegenden Gegenstand, in dem auch die Uebrigen ein Kleidungsstück zu erkennen glaubten, und auf welchen die „Möve" auf Anordnung des Beamten sogleich lossteuerte.

5.

Piccolittis war ein vortrefflicher Schwimmer. Die Wucht seines Sturzes aus beträchtlicher Höhe hatte ihn tief unter die Oberfläche des Wassers gedrückt, und wenn auch dabei das ihn haltende Seil von seinem Körper abgestreift war, so gehörte doch seltene Geistesgegenwart dazu, unter dem Kiel des „Southampton“ durchzutauchen und auf der anderen Seite desselben die Oberfläche des Stromes wieder zu gewinnen. Mit außerordentlicher Geschicklichkeit, wenn auch mit äußerster Anstrengung war es ihm gleich darauf gelungen, sich schwimmend seines hinderlichen Regenmantels zu entledigen, und mit allem Aufgebot seiner Kräfte strebte er nun, die nahe Einfahrt des Binnenhafens durchkreuzend, dem Quairande der Butenkajen zu, in deren Mitte, wie er sich gesehen zu haben erinnerte, eine Ufertreppe den Aufstieg zur Straße ermöglichte. Er war sich nur zu wohl bewußt, daß er einem Kampf auf Leben und Tod entgegensähe, und der wild trotzige Ausdruck seiner Züge, die noch dazu infolge seiner übermenschlichen Anstrengungen des Schwimmens in voller und von Minute zu Minute schwerer lastender Kleidung krampfhaft entstellt wurden, schien zu beweisen, daß er ihn aufzunehmen fest entschlossen war.

Seine Verfolger mußten auf eine falsche Spur gekommen sein. Er wußte nicht, daß eine jener langen Schuten, welche die Kaufmannsgüter vom Hafen über die Fleete den Speichern der Binnenstadt zuzuführen bestimmt sind, und bis in die Nacht hinein alle Theile des Stromes in

großer Anzahl durchkreuzen, ihn ihren Blicken entzogen und sein Entkommen begünstigt hatte.

Zum Tode erschöpft hatte er endlich die kleine Treppe an der Butenkajen erreicht und mit knapper Noth die Stufen derselben erklommen, brach aber auf den letzten kraftlos zusammen. Gewaltsam mußte er ein Gefühl von Ohnmacht und Betäubung von sich abschütteln. Nach kurzer Rast eilte er wie ein gehetztes Wild von Neuem weiter. Wenige Schritte jedoch nur hatte er sich fortgeschleppt, als er auch schon zögernd wieder den Schritt hemmte und sich fassungslos im Gefühl seiner Schwäche an die Quaimauer stützte. Mit irrem Ausdruck schweiften seine Blicke über den Strom. In der Ferne sah er den „Southampton“ mit der Ebbe den Strom abwärts dampfen. Seine Durchsuchung von Seiten des Hafenbeamten konnte nur kurze Zeit in Anspruch genommen haben. Von der „Möve“ jedoch vermochte er aus dem Gewirr von Fahrzeugen, die den Hafen kreuzten, nichts zu entdecken. Sollten seine Verfolger ihm schon auf der Spur sein? Er stöhnte laut auf.

Ein Vorübergehender warf ihm einen forschenden Blick zu und stand im Begriffe, sich ihm zu nähern. Er wich dem Zudringlichen hastig aus. Seine Geistesgegenwart drohte ihn zu verlassen. Die Aufregung der letzten Stunden, die er in der spannenden Voraussicht des Gelingens seiner Anschläge kaum verspürt hatte, übte plötzlich ihre niederschlagende Wirkung um so empfindlicher auf ihn aus. Mit glasigem Blick starrte er in die Fluthen zurück, denen er mit Lebensgefahr kaum entronnen. Wohin sollte er sich wenden? Es überstürmte ihn siedend heiß, trotzdem Eises-

kälte seine starren Glieder umfangen hielt, als er sich diese Frage vorlegte. Die Kleider hingen ihm schlaff und triefend am Leibe und verriethen dem flüchtigsten Blick nur zu deutlich die bedenkliche Lage, in der er sich befunden. Seinen Hut hatte er verloren, und in langen Strähnen hingen ihm die Haare wirr in die Stirn. Kein Wagen war weit und breit zu erblicken. Sein letztes Geld, das er bei sich getragen, hatte er den Schiffern geopfert. Wohin sollte er sich wenden? Wer würde beim Anblick des Durchnäßten nicht Verdacht schöpfen? In diesem Aufzuge durfte er keinenfalls versuchen, zu entkommen. Das stand zum mindesten bei ihm fest. Und doch wollte ihm trotz allen Grübelns nichts einfallen, wie und durch wessen Hilfe er seine trostlose Lage ändern könnte. Aller Scharfsinn und alle Thatkraft des Willens schien ihn verlassen zu wollen.

Als er endlich verzweifelt aufblickte, bemerkte er zusammenschreckend in der Hausthüre des ihm wohlbekannten Hauses an der Butenkajen, dem er sich schräg gegenüber befand, den Heuerbaas, der soeben ein paar Gäste auf die Straße begleitet hatte und im Begriff stand, in seine Wohnung zurückzukehren.

Einer plötzlichen Eingebung folgend stürzte er dem Manne nach und überholte ihn, schon von der Straße her seinen Namen rufend, im Hausflur.

„Was ist?“ fragte der Angerufene barsch, die bedenkliche und unheimliche Erscheinung des Ankömmlings mißtrauisch fixirend.

„Ich bitte um Unterkommen,“ stammelte Piccolittis,

sich vor Kälte in seinen nassen Kleidern schüttelnd. „Ich bezahle gut!“

„Wo kommt Ihr denn her, Mann? Ihr trieft ja von Wasser! Ihr schlottert ja, als ob Euch der Leibhaftige im Nacken säße — oder die Polizei!“ meinte der Heuerbaas argwöhnisch, als er bemerkte, wie Jener spähende Blicke auf die Straße zurückwarf.

„Ich erzähl's Euch nachher, Heuerbaas. Ich bitt' Euch, laßt mich ein! Man verfolgt mich. Ich bin auf der Flucht. Es soll Euer Schaden nicht sein, wenn Ihr mich ein paar Tage versteckt haltet. Ihr kennt mich doch?“

Der Heuerbaas fuhr auf und starrte den Einlaßbegehrenden mit großen Augen an.

Er war keineswegs angenehm überrascht, als er in dem Durchnäßten bei genauerer Betrachtung endlich den Herrn wieder erkannte, der ihm ein „reelles Geschäft“ in Aussicht gestellt hatte. Der jetzige Zustand des Fremden, sowie die Thatsache, daß er verfolgt werde, flößte ihm die ernstesten Bedenken ein und festigte in ihm den Entschluß, den Verdächtigen auf alle Fälle abzuweisen.

„Unmöglich, Herr!“ lehnte er nach einer Weile, als ob er sich besonnen hätte, kurz ab. „Ganz und gar unmöglich! Wüßte auch kein Versteck bei mir. Und wenn Sie mir ein Vermögen versprächen. Ich stehe so nicht zum Besten mit der Polizei, muß ich Ihnen sagen. Geht also nicht! Muß sehr bedauern!“

Er hatte die Thüre zu seinem Bureau geöffnet, wie wenn er damit andeuten wollte, daß er die Besprechung für beendet halte.

„Ihr wollt nicht?“ forschte Piccolittis, dem plötzlich etwas eingefallen sein mußte, denn seine Augen leuchteten auf und die Niedergeschlagenheit in seinen Mienen machte einem gespannten Ausdrucke Platz.

Der Andere schüttelte den Kopf und trat über seine Schwelle.

„So schweigt wenigstens, wenn man hier nach mir fragt,“ mahnte Piccolittis, die Thüre hinter ihm in's Schloß drückend.

Seine Eile, in der er den Flur entlang dem Treppenhause zustrebte, war sehr gerechtfertigt, denn kaum war er im Dunkel verschwunden, als er den Heuerbaas neugierig wieder zum Vorschein kommen und auf die Straße treten sah, als ob er auszukundschaften gesonnen sei, wohin der Abgewiesene sich gewandt hätte. Hastig erklomm er die verfallenen Stiegen des Treppenhauses und hemmte den Schritt erst wieder vor der Thüre der Wittwe Haidecker. Die Alte würde ihm sicherlich helfen. Mit zitternder Hand klopfte er an.

Eine geraume Zeit verstrich, ehe ihm geöffnet wurde.

Wie bei seinem ersten Besuch sah er sich der Tochter der Alten gegenüber; doch auch hier wurde er nicht sogleich erkannt, wie er merkte, auch hier begegneten ihm in seinem verwilderten Zustande mißtrauische Blicke.

„Ich komme als Bittender heute,“ flüsterte er mit heiserer Stimme. „Ich wäre fast ertrunken. Sie sehen's mir an, Fräulein. Seien Sie mitleidig! Man verfolgt mich. Ich bin verloren, wenn man mich findet. Retten Sie mich — verbergen Sie mich — rufen Sie die Mutter!“

„Die Mutter ist ausgegangen!“ erklärte die Erschrockene. „Ich darf Niemand einlassen!“

Piccolittis stand vor dem Mädchen, das verwirrt vor ihm zurückwich und nicht wußte, was sie von seinen Worten denken sollte, in seinen durchnäßten Kleidern wie ein Bild des Jammers, während ein Lichtstreifen aus der Thüre des spärlich durch eine Lampe erhellten Wohnzimmers auf ihn fiel.

Sie betrachtete ihn mit zaghaften Blicken; sein Aufzug, seine Angst nöthigten dem gutherzigen Mädchen unwillkürlich Mitleid ab.

„Sehen Sie mich doch nur an,“ flüsterte er, von Frostschauern geschüttelt, mit einer Stimme, deren Zittern ihr einen eigenthümlich flehenden Ausdruck gab. „Ich bin bemitleidenswerth, wie? Sie haben nichts mehr zu fürchten! Ich bitte Sie um Vergebung, daß ich Sie kränken konnte.“

Seine weiteren Worte verloren sich in unverständliches Murmeln. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirne und wischte sich die Tropfen aus den Augen, die dem nassen Haar entronnen sein mußten.

Das Mädchen sah erschüttert zu ihm hin.

„Ich will Ihnen eine Decke geben,“ sagte sie leise.

„Verbergen Sie mich,“ fuhr Piccolittis auf, „daß man mich nicht findet!“

„Weshalb verfolgt man Sie? Sie haben sich doch nichts Böses vorzuwerfen?“

Piccolittis antwortete nicht auf die Frage.

„Verbergen Sie mich!“ drängte er mit tonloser Stimme. „Erbarmen Sie sich!“

Das Mädchen zauderte unschlüssig. Sie vermochte sich

keine Rechenschaft darüber abzulegen, weshalb sie für den Mann, der sie doch auf's Empfindlichste verletzt hatte, ein Mitleid empfand, das, wenn sie ihm nachgab, sie vielleicht gar strafbar machte.

Ein dumpfer Schrei riß sie plötzlich aus ihrer Unentschlossenheit auf. Als sie bestürzt aufblickte, bot sich ihr ein so grelles Bild des Schreckens, daß sie, im Innersten erbebend, zurückwich.

Piccolittis stand in sich zusammengesunken an die Wand gelehnt, am ganzen Leibe schlotternd, und die Arme wie zur Abwehr krampfhaft vorgestreckt. Mit unheimlich hervorgequollenen Augen starrte er nach der Treppe, als ob er dort etwas Grausenvolles schaue. Ein irrer Ausdruck haftete an seiner zuckenden Lippe.

Vom Flur her tönte Stimmengewirr und ein vernehmliches Knarren der Treppenstufen.

„Ich bin entdeckt!" flüsterte der Horchende mit erstickter Stimme. „Es ist aus!"

Er richtete sich hoch auf. Eine seltsame Ruhe hatte sich seiner plötzlich bemächtigt.

„Uebergeben Sie das — Ihrem Verlobten!" wandte er sich an das Mädchen, ihr eine durchnäßte, mehrmals umschnürte Brieftasche hinreichend. „Es ist von großem Werth für — den Glücklichen. Ich sühne durch diese Gabe, was ich Böses an Ihnen that." Mit diesen Worten drängte er die Erstaunte zur Seite auf den Gang und trat über die Schwelle des Zimmers, dessen Thüre er hinter sich abschloß. Drinnen schritt er bis an den Tisch, von dem aus die Lampe ein nur spärliches Licht verbreitete.

„Es ist aus!“ murmelte er vor sich hin. „Mögen sie mich finden! Es ist zu Ende!“

Er löste das Medaillon von seiner Uhrkette, öffnete es und schüttete den Inhalt in ein Glas, das neben einer Wasserflasche vor ihm auf dem Tische stand.

Das feuchte, farblose Pulver löste sich schnell auf, als er Wasser darauf goß. Einen Augenblick noch starrte er wie geistesabwesend vor sich hin — dann leerte er das Glas in einem Zuge.

Der tödtliche Trank übte sehr bald seine furchtbare Wirkung. Eine kleine Weile nur war Piccolittis regungslos an der Stelle verharrt; dann brach er plötzlich in ein gräßliches Stöhnen aus, die Augen traten ihm aus den Höhlen, ein konvulsivisches Zucken lief über seinen Körper, seine Finger krallten sich krampfhaft um den Tischrand, und er brach zusammen, den Tisch im Sturze mit sich reißend. Die Lampe zersplitterte dabei in tausend Stücke.

Der Unselige sah nicht mehr, daß Ströme brennenden Steinöls nach allen Seiten über den dürren und splitterigen Fußboden rieselten und huschende Flammen auch an seinem Leibe emporleckten. —

Wie von Grausen gepackt war das Mädchen geflohen, nachdem sie eine Zeit lang wie gelähmt vor der Thüre des Zimmers verharrt, aus der es wie gespenstiges Stöhnen und Aechzen in die Dunkelheit zu ihr heraus zu dringen schien.

Eine Weile noch hatte sie überlegt und gezaudert, ehe sie sich entschloß, nachzusehen, ob ihr Verlobter zu Hause wäre. Noch ehe sie jedoch die Wohnung Baier's betreten

hatte, kam dieser ihr in Begleitung eines Polizeibeamten entgegen.

Die beiden Männer waren von der „Möve", die bisher den Binnenhafen nach dem Verschwundenen vergebens abgesucht, an Land gesetzt worden, damit sie die Ufer beobachteten und Nachfrage hielten, während auf der „Möve" ein anderer Hafenbeamter mit den Nachforschungen nach dem möglicherweise Ertrunkenen fortfuhr. Auf einen vom Heuerbaas geäußerten Verdacht hin hatten sie das Haus an der Butenkajen, von unten anfangend, in allen seinen Räumen durchsucht, und standen jetzt im Begriff, sich in die Haidecker'sche Wohnung zu begeben.

„Komm, Hartwig, um Himmels willen!" rief das Mädchen, beim Anblick des Polizisten ihre kaum erkämpfte Fassung wieder einbüßend. „Komm schnell! Ich fürchte mich! Die Mutter ist noch nicht daheim."

„Was ist geschehen, Franzel?" entgegnete Baier, von plötzlicher Unruhe ergriffen.

„Komm nur!" flehte das Mädchen. „Ich bin außer mir vor Angst!"

„Ist er etwa gar zu Euch geflüchtet, der Fremde?" fragte Baier, der, von dem Beamten gefolgt, hastig vorausgeschritten war, mit stockendem Athem und auf der Hälfte der Treppe plötzlich stehen bleibend.

„Der Fremde, ja!" versetzte das Mädchen. „Dies hier, Hartwig, soll ich Dir in seinem Auftrage aushändigen. Es hätte großen Werth für Dich!" Sie übergab Baier zu dessen grenzenlosem Staunen die Brieftasche des Doktor Hohlwill.

„Er ist es!" murmelte er kopfschüttelnd.

„Da hätten wir ihn ja wohl!" brummte der Polizist, dem Vorausschreitenden schnell folgend.

Vor der Zimmerthüre angelangt, fanden sie dieselbe geschlossen.

„Den Schlüssel, Franzel!" drängte Baier ungeduldig.

„Ich ging ohne Schlüssel hinaus, Hartwig! Er hat hinter mir zugeschlossen."

„Ein Beil oder eine Eisenstange!" ordnete der Beamte an, der sich vergeblich bemüht hatte, die Thüre einzudrücken. „Schnell, holen Sie etwas dergleichen."

Baier eilte die Treppe hinunter. Nach wenigen Minuten schon kehrte er mit dem Gewünschten zurück. Der Heuerbaas kam hinterdrein.

Als die Thüre dem Drucke des Brecheisens krachend nachgab, drang den Männern ein dicker Qualm entgegen und heller Feuerschein blendete die Draußenstehenden, die unwillkürlich zurückgewichen waren.

Das ganze Zimmer stand bereits in Flammen, die mit rasender Schnelligkeit um sich griffen und in dem dürren Fachwerksbau reichliche Nahrung finden mußten. Hastig hatte der Polizist die Zimmerthüre wieder an sich gezogen und so gut es ging geschlossen.

„Alarmiren Sie die Hausbewohner, Heuerbaas," befahl er kurz, „und auch die Feuerwehr. Die Sache ist ernst! Nützt kein Ausgießen mehr! Könnten auch nicht in's Zimmer ohne Lebensgefahr!"

Der Beauftragte war froh, guten Grund zu haben, seine Person in Sicherheit zu bringen und die Rettung

seines Eigenthums vorzubereiten. Schneller als er gekommen war, eilte er, mit mächtiger Stimme den Feuerruf durch's Haus schreiend, die Treppe wieder hinunter.

„Haben hier keine Minute mehr zu verlieren, Herr Baier," mahnte der Beamte dringend. „Das Feuer greift rasend um sich! Es ist gar nicht daran zu denken, in's Zimmer vorzudringen. Oeffnen Sie nicht!"

Fast gewaltsam zog er den Widerstrebenden von der Thüre weg, durch deren Fugen ihnen bereits bläuliche Stichflammen knisternd entgegenzüngelten.

Nur zur wohl hatte der Beamte, der an Baier's Seite eilends dem Treppenhause zustrebte, erkannt, daß die Brandgefahr schon eine überwältigende geworden war.

Wenige Minuten später herrschte im Hause die heilloseste Verwirrung. Man schrie und rannte durcheinander und drohte die engen Durchgänge mit Hausrath aller Art, den man in Sicherheit zu bringen gedachte, zu verstopfen.

„Fasse Dich, Franzel," suchte Baier das schluchzende Mädchen zu trösten. „Es ist nichts mehr zu machen, nichts zu retten. Alles ist verloren! Wir müssen uns in das Unabänderliche fügen!"

Vor dem Hause hatte sich bereits eine dichte Menschenmenge angesammelt, die durch einige Konstabler nur schwer im Zaume zu halten war.

In dem Augenblicke, als Baier und der Polizist die Straße erreichten, um von der Quaimauer aus die „Möve" anzurufen und den Doktor Hohlwill aus seiner qualvollen Ungewißheit zu befreien, stürzte die alte Haidecker mit

wirren Geberden und außer sich an ihnen vorüber, ohne daß Baier sie in dem Tumulte sogleich bemerkt hätte.

„Mutter!" schrie ihre Tochter ihr nach, die sich dem Gedränge um sie her nicht zu entwinden vermochte. „Bleib' unten! Du kannst nicht mehr hinauf. Alles steht in Flammen!"

Die Alte hörte nicht. Hastig stürmte sie vorwärts und war gleich darauf im Hausflur verschwunden.

„Hartwig, rette die Mutter!" schrie das Mädchen. „Halte sie auf, sie geht in den Tod!"

„Wo finde ich Dich nachher, Franzel?" fragte Baier in fliegender Hast.

„Ich warte auf Dich — hier!"

„Nein, Franzel, geh' in's Nebenhaus, wo der Arzt wohnt, Du weißt doch! Dort treffen wir uns!"

Er stürmte, sich gewaltsam Bahn brechend und Alles, was ihm in den Weg kam, zur Seite stoßend, die Treppen hinauf.

Auf seine Fragen nach der Wittwe Haidecker erhielt er verwirrte und widersprechende Antworten. Trotz des betäubenden Qualmes, der das ganze Treppenhaus füllte und um so dichter wurde, je höher Baier kam, drang er bis zum zweiten Stockwerk vor. Hier aber erkannte er mit einem Blick, daß jeder weitere Schritt unmöglich sei. Das ganze dritte Stockwerk stand nahezu vollständig in Flammen.

Niedergeschlagen trat er den Rückweg an. In größter Hast hatte er noch schnell sein Zimmer aufgesucht, das Werthvollste seiner geringen Besitzthümer zusammengerafft und war dann in's Nebenhaus geeilt, um Franzel die

traurige Kunde zu bringen, daß es ihm nicht gelungen sei, die Mutter aufzufinden.

Stunden langer harter Anstrengungen hatte es von Seiten der Feuerwehr bedurft, bevor man des Brandes soweit Herr war, daß die Gefahr für die Nachbarschaft als beseitigt betrachtet werden konnte. Unaufhaltsam hatten sich von den Dächern der Nachbarhäuser aus die Wassermassen in das Flammenmeer ergossen, und doch war es fast Mitternacht geworden, ehe das Feuer völlig gelöscht war und man an ein Eindringen in die Brandstätte hatte denken können.

Zwei halbverkohlte Leichname waren zuerst aus dem dritten Stockwerk auf die Straße geschafft und in große Tücher eingehüllt fortgetragen worden. Den kleineren derselben hatte man über einer verkohlten, durch den eisernen Beschlag nur noch nothdürftig zusammengehaltenen Truhe hingestreckt gefunden, deren kostbarer, aus Münzen aller Art bestehender Inhalt durch die Gluth des Elementes nur wenig gelitten hatte.

* * *

Mehrere Wochen waren seit dem Brandunglück an der Butenkajen verstrichen.

Die Zeitungen hatten Tag für Tag sensationelle Berichte über den italienischen Hochstapler gebracht, welche alsbald auch in englische Blätter übergegangen und von Mister Potter und seiner Nichte gewiß mit nichts weniger als angenehmen Empfindungen gelesen worden waren.

Von zahllosen, unter angenommenem Namen verübten Schwindeleien des Bartolo Piccolittis war berichtet wor-

den, auch davon, daß er bezweckt hätte, das bis jetzt nur in deutschem Besitz befindliche Geheimniß der Herstellung des berühmten braunen Schießpulvers an England auszuliefern, und mit besonderer Anerkennung war Baier's Name Erwähnung geschehen, dessen energischem Vorgehen, wie es hieß, man es allein zu danken gehabt hätte, daß der Verrath des wichtigen Geheimnisses und die Flucht des Verbrechers mißglückt sei. Ausführlich berichtet wurde auch, daß der von Piccolittis unter dem Namen Walter Garrison zuletzt geschädigte Dresdener Bankier in den Besitz seines Eigenthums zurückgelangt war, und zwar infolge des glücklichen Umstandes, daß in dem Gepäck des Verbrechers, das jener Hafenpolizist im letzten Augenblick auf dem „Southampton" mit Beschlag belegt hatte, zahlreiche Werthpapiere vorgefunden worden waren. —

Ein sonniger Frühlingstag ging seinem Ende entgegen, als Baier sich auf den Weg machte, um wie allabendlich seine Verlobte zu besuchen. Er hatte das Mädchen in jener Schreckensnacht bald nach Ausbruch des Brandes und nachdem er überzeugt war, daß die Alte den Tod in den Flammen gefunden haben mußte, zu ihren Verwandten in der Vorstadt gebracht, woselbst der Verwaisten eine liebevolle Aufnahme zu Theil geworden war.

Noch stürmischer und zärtlicher als sonst begrüßte er die Geliebte, die ihn auf ihrem Zimmer bereits erwartete, und erzählte ihr, noch ehe er an ihrer Seite Platz genommen, daß er heute wichtige Neuigkeiten mitgebracht habe.

„Gute Nachrichten, Hartwig?"

„Unsere Direktoren, Franzel," begann Baier in eigen-

thümlicher Bewegung, „hatten mich auf heute Mittag zu sich bescheiden lassen.“

„Und weshalb?“ fragte das Mädchen gespannt.

„Es war mir sehr peinlich, Franzel! Ich mußte eine längere Lobrede über mich ergehen lassen!“

„Und das berührt Dich peinlich?“

„Mein Gehalt ist künftig um die Hälfte erhöht!“

„Das ist ja prächtig, Hartwig! Und deshalb bist Du so nachdenklich? Das begreife, wer's kann!“

„Es ist gut, Franzel,“ fuhr Baier fort, „daß Niemand weiß, daß i ch es im Grunde bin, der das ganze Unglück verschuldet hat. Denn hätte ich mich nicht von dem Italiener ausholen und betölpeln lassen, wäre er gar nicht darauf gekommen, uns so heimtückisch zu überfallen und zu berauben. Und deshalb verdiene ich die Anerkennung im Grunde gar nicht, und deshalb war ich so peinlich berührt!“

„Sieh, Hartwig,“ versetzte das Mädchen eifrig, „Du hast ganz und gar nicht Recht. Denn hätte mich der Italiener nicht auf der Straße gesehen, so wäre es ihm nie in den Sinn gekommen, weder den Heuerbaas und uns zu besuchen, noch Dich auszuforschen, so wäre auch der Ueberfall unterblieben und das Geheimniß Eures Pulvers nicht in Gefahr gekommen, verrathen zu werden. Und deshalb bin i ch es im Grunde, die das ganze Unheil verschuldet hat, und deshalb sollst Du froh sein über die Anerkennung, die Du doch wohl redlich verdient hast.“

Baier sah mit glücklichem Lächeln zu seiner lieblichen Vertheidigerin hin.

„Wenn Deine weiteren Neuigkeiten also nicht bedenklicher sind," meinte das Mädchen schelmisch, „so hast Du gewiß kein Recht, Dir Sorge zu machen. Was hast Du noch auf dem Herzen, Hartwig?"

„Ich war bei unserem Advokaten, Franzel!" erklärte Baier zögernd. „Der Mutter Nachlaß — Du weißt, das in der Truhe gefundene Geld und das übrige, was man beim Aufräumen des Brandschuttes noch fand — ist nunmehr als Dein unbestrittenes Eigenthum anerkannt. Du bist nicht mehr arm, Franzel!"

Auch jetzt sprach das Mädchen nichts und nickte nur einmal leise vor sich hin.

„Sodann hat mir der Advokat mitgetheilt, daß er die Vormundschaft über Dich übernommen hat. Als er mir das sagte, Franzel, da faßte ich mir ein Herz und — hielt um Deine Hand an. Er ist einverstanden, Franzel," flüsterte er nach einer Weile stockend, „wenn Du einwilligst, und das wirst Du."

„Weil ich Dich liebe, Hartwig!" scholl es leise zurück.

Ihm war die seltsame Bewegung des Mädchens, welches das Haupt tief gesenkt hatte, entgangen, und er erschrak fast, als er sich plötzlich umschlungen und geküßt fühlte.

„Weil ich Dich liebe, Hartwig, wie Du mich liebst!"

„Franzel!" schrie er entzückt auf. „Nun bist Du ganz mein, und nichts soll mehr zwischen uns treten und unsere Liebe!"

Eine Königin und ihr Günstling.

Historische Federzeichnung

von

Florian Greif.

Am 17. November 1558 ertönten von den Kirchen Londons die Todtenglocken. Die Königin Maria, mit dem Beinamen die Blutige, war dem Kummer und der Krankheit erlegen. Nur fünf Jahre lang hatte sie die Krone Englands getragen und nur auf 42 Jahre hatte sie ihr Leben gebracht. Die Vernachlässigung von Seiten Philipp's von Spanien, ihres Gemahls, und wohl auch Gewissensbisse wegen ihrer vielen Grausamkeiten hatten sie in Trübsinn gestürzt und ihren frühen Tod herbeigeführt. Als der Kanzler ihr Ableben im Parlament bekannt machte, erhob sich Alles von den Sitzen und rief: „Es lebe Elisabeth! Gott erhalte sie, sie regiere lange und glücklich!"

Elisabeth, welche Maria's Nachfolgerin auf dem Throne wurde, war ebenso wie diese eine Tochter König Heinrich's VIII. und zwar aus seiner Ehe mit Anna Boleyn, während Maria seiner ersten Ehe mit Katharina von Aragonien entstammte. Heinrich hatte Elisabeth indeß nach der Hinrichtung ihrer Mutter (19. Mai 1536) für

nicht legitim erklärt, und ihre Stiefschwester Maria mochte dieselbe später erst recht nicht anerkennen, da Beide in ihren Lebensansichten weit auseinander gingen. Nicht nur, daß Maria der Elisabeth als einer Unebenbürtigen nur den Rang einer Gräfin anwies, sie verfolgte dieselbe auch wo sie nur konnte und trachtete ihr sogar nach dem Leben. Fern vom Hofe mußte Elisabeth ihre Jugend in Zurückgezogenheit verbringen, dann wurde sie verrätherischer Anschläge gegen ihre Schwester, die Königin, beschuldigt und im Tower gefangen gesetzt, und nur Philipp II. hatte sie es zu danken, daß ihre beabsichtigte Verurtheilung zum Tode nicht zur Ausführung kam und sie nur auf dem Schlosse Hatfield in Gewahrsam gehalten wurde.

Ueberhaupt war Elisabeth von Kind auf zurückgesetzt und mißachtet worden. Bereits im dritten Jahre der Mutter beraubt, wurde sie von fremden Leuten erzogen und dabei so vernachlässigt, daß z. B. ihre Erzieherin dem Lord Cromwell schreiben mußte, sie besitze weder Rock, noch Wamms, noch Unterkleid, es fehle ihr an dem nothwendigsten Leinenzeug, an Mantel und Deckbett. Später ließ man ihr zwar mehr Rücksicht angedeihen, allein sie blieb vom Hofe verwiesen.

Diese Abgeschiedenheit mit all' ihren Entbehrungen trug viel zu der eigenthümlichen Entwickelung ihres Geistes und Charakters bei, sie erwarb sich eine gründlichere und vielseitigere Schulbildung, als manche Prinzessin jener Zeit, aber gleichzeitig eignete sich ihr Wesen auch jene Härte, vollendete Heuchelei und eifersüchtige Selbstständigkeit an, durch die sie später so viel von sich reden machen sollte.

Maria die Blutige hatte kaum die Augen geschlossen, als Elisabeth aus ihrer Verbannung auf dem Schlosse Hatfield zurückkehrte und am 23. November 1558 als Königin in London ihren Einzug hielt. Sie war damals 25 Jahre alt. Das Leben hatte ihren Verstand früh gereift und in der Schule der Leiden war ihr Charakter zu männlicher Festigkeit gediehen. Sie umgab sich mit weisen Räthen, zeigte sich mild und versöhnlich und suchte sich Liebe und Vertrauen zu erwerben.

Als ihr durch den Tod Maria's verwittweter Schwager, der finstere und gefürchtete Philipp II., sich um ihre Hand bewarb, lehnte Elisabeth in zwar artiger, jedoch entschiedener Weise diesen Antrag ab, und das gleiche Verhalten beobachtete sie auch allen späteren Heirathsanerbietungen gegenüber, so zahlreich dieselben auch an sie herantraten. Dem Parlamente, das in sie drang, sich zu vermählen, gab sie die Antwort, sie wünsche, daß man dereinst auf ihrem Grabstein lese: „Hier ruht Elisabeth, die als jungfräuliche Königin lebte und starb."

Trotzdem war Elisabeth gegen die Huldigungen schöner, geistvoller oder tapferer Männer keineswegs gleichgiltig; Eitelkeit war überhaupt ein hervorstechender Zug ihres Wesens, und zwar in so hohem Grade, daß sie eines Tages alle Porträts, die von ihr in England existirten, vernichten ließ, weil sie ihr nicht schön genug deuchten. Eine Proklamation verkündete, daß keines dieser Bilder die Züge der Königin genügend wiedergebe und daß Ihre Majestät darum beschlossen habe, von dem besten Maler ein Porträt anfertigen zu lassen, welches allein im Königreich verbreitet

werden dürfe. Natürlich war ihr auf demselben über Gebühr geschmeichelt.

Die Gesichtszüge der Königin waren scharf und charakteristisch, ihre Stirn gewölbt, ihre Augen schwarz und glänzend, ihre Nase gebogen, ihr Kinn kurz und fein geformt. Zu dem röthlich blonden Haare stimmte der blendend weiße Teint. Ohne gerade schön zu sein, war Elisabeth doch eine anziehende Erscheinung. Nur ihre Gestalt scheint nicht groß gewesen zu sein, weshalb sie stets möglichst hohe Absätze trug.

Die vergebliche Bewerbung Philipp's II. um ihre Hand wurde schon erwähnt. Aber wie viele Körbe theilte sie noch später aus! Kaum war der eine Freier abgefertigt, so nahte gewöhnlich auch schon ein anderer, und dem ging es dann nicht besser.

Erst klopften die Könige von Schweden und Dänemark an, darauf der Erzherzog Karl von Oesterreich, der jüngere Sohn des Kaisers Ferdinand, alle ohne Erfolg und nur mit dem einen Unterschiede, daß die Ersteren sofort abschlägige Antwort erhielten, während der Letztere wahrscheinlich aus politischen Gründen lange Zeit ohne bestimmten Bescheid hingehalten wurde. In ähnlicher Weise machte die vielumworbene Königin dem Herzog von Nemours, Jakob von Savoyen, Hoffnung, und schon war Alles zu dieser Brautfahrt ausgerüstet, als der hoffnungsvolle Bräutigam seinen Plan kluger Weise wieder aufgab, da er die Zahl der ausgetheilten Körbe durch seine Person nicht noch vermehren wollte.

Aber damit war die Komödie der Brautwerbung am

englischen Hofe noch nicht erschöpft. Auch für Karl IX. von Frankreich, obwohl derselbe damals erst sechzehn Jahre alt war, während Elisabeth bereits dreißig zählte, hatte man die Letztere als Gemahlin auserseħen und ließ es an Anstrengungen nicht fehlen, dieselbe für dieses Heirathsprojekt geneigt zu machen. Allein vergebens — sie schlug ihn aus, wie sie vorher schon von einer Verbindung mit seinem älteren Bruder Franz II. nichts hatte wissen wollen.

In der Zeit, als die Verhandlungen über eine eventuelle Heirath mit Karl IX. zwischen Frankreich und England schwebten, war bereits ein Mann an Elisabeth's Hofe aufgetaucht, der ihr zwar durchaus nicht ebenbürtig war, jedoch durch stattliche Erscheinung und gewinnendes Benehmen glänzte, der Königin eine große Ergebenheit zeigte und wohl lediglich aus diesen äußeren Gründen das Glück hatte, die Gunst derselben in solchem Maße zu gewinnen, daß er zu hoher Machtstellung emporstieg und lange Zeit als der heimliche Liebhaber Elisabeth's angesehen wurde.

Dies war Robert Dudley, der fünfte Sohn des hingerichteten Herzogs von Northumberland, der ihr schon während ihrer Gefangenschaft im Tower manche Dienste geleistet hatte. Man erzählt, daß bei der Anknüpfung der vertraulichen Beziehung der Königin zu Robert Dudley der Aberglaube hauptsächlich mitgewirkt habe, indem der Genannte in demselben Jahre (1533), an demselben Tag und in der nämlichen Stunde wie sie geboren war, und in der That herrschte damals der Glaube an den mysteriösen Einfluß der Gestirne so allgemein, daß dieser Umstand bestimmend mit eingegriffen haben kann. Mehr aber als dies war es zweifels-

ohne die liebenswürdige Persönlichkeit Dudley's, welche ihm die Gunst der Königin in so außerordentlichem Maße erwarb, denn, wie schon erwähnt, für Männerschönheit war Elisabeth sehr empfänglich.

Es war kurz nach der Thronbesteigung Elisabeth's 1558, als Robert Dudley zunächst in der Eigenschaft eines Oberstallmeisters an den Hof gezogen wurde. Manch' herbe Erfahrung lag damals bereits hinter ihm. Unter der Regierung der Maria hatte ihn das gleiche Schicksal wie seinen Vater getroffen. Er war des Hochverraths angeklagt, in's Gefängniß geworfen und zum Tode verurtheilt worden.

In diese Zeit fiel seine erste Begegnung mit Elisabeth, welche ebenfalls im Tower gefangen saß. Mit Rücksicht auf seine Jugend schenkte man ihm aber das Leben und gab ihm endlich auch die Freiheit wieder. Bald darauf finden wir ihn am Hofe, wo er beinahe dreißig Jahre hindurch so hoch in Macht und Ansehen stehen sollte, wie es ein Mann seines Herkommens nur überhaupt konnte.

Vom Stallmeister rückte Dudley binnen Kurzem zum geheimen Rath der Königin auf, der die Obliegenheit hatte, stets in ihrer Nähe zu weilen und der ohne die Förmlichkeiten anderer Räthe ihr jeder Zeit nahen durfte. Ferner ernannte Elisabeth ihren Günstling zum Grafen von Leicester, nahm ihn unter die Zahl der ersten Peers des Reiches auf und überhäufte ihn mit Gütern und Auszeichnungen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß dieses Verhältniß die mannigfachsten Deutungen erfuhr und zu allerlei Gerüchten Anlaß gab. Von einer Absicht der Königin jedoch, dem Grafen ihre Hand zu reichen, konnte wenigstens im Anfange

nicht ernstlich die Rede sein, denn Leicester war bereits verheirathet. Aber dieses Hinderniß bestand nicht lange. Die Gemahlin Robert's, Amy Robsart mit Namen, die ihm seit dem Jahre 1550 angetraut war, lebte getrennt von ihm und scheint zuletzt in ziemlich lockeren Beziehungen zu ihm gestanden zu haben. Plötzlich — es war am 8. September 1560, zwei Jahre nach Robert's Eintritt bei Hofe — wurde seine Gemahlin entseelt in ihrem Hause gefunden. Man erzählte, sie sei eine Treppe herabgestürzt und habe sich das Genick gebrochen; allein die Gegner Dudley's bezweifelten dies und nahmen einen gewaltsam herbeigeführten Tod an, um so mehr, als der Sturz von der Treppe sehr unwahrscheinlich war und überdies der Gemahl bei der Nachricht von diesem Unglück eine auffallende Kälte an den Tag legte. Ja, es wurden Stimmen laut, welche den Grafen geradezu als den Mörder seiner Gemahlin bezeichneten. So schwer aber auch nach den obwaltenden Umständen dieser Verdacht auf ihm lasten mochte, ein Beweis für die erhobene Beschuldigung hat nie erbracht werden können. Die Leiche Amy's wurde nach Oxford übergeführt und mit großem Gepränge bestattet; Leicester aber ließ sich bei dem Begräbnisse nicht blicken. Dies fiel so auf, daß ein namhafter Geistlicher, der Domherr Thomas Lever, sich in einem Schreiben an den geheimen Rath der Königin wandte, dem allgemeinen Verdachte rückhaltslos Ausdruck gab und um Anstellung einer Untersuchung bat. Allein man scheint diesem Verlangen keine Folge gegeben zu haben.

Leicester war nun Wittwer, war frei, und alle Welt erwartete, daß Elisabeth ihm ihre Hand reichen und ihn

auf den Thron heben werde. Daß der ehrgeizige Graf selbst diesen Wunsch hegte und durch alle möglichen Mittel zu verwirklichen suchte, steht außer Zweifel. Er trug jetzt nach Rittersitte die Farben der Königin.

Das Gerücht, daß die Königin mit ihrem Günstling sich vermählen werde fand selbst an auswärtigen Höfen Glauben. Allein man wartete vergebens auf dieses Ereigniß. Von ihren Peers gedrängt, sich zu verheirathen, um die Thronfolge zu sichern, wich Elisabeth immer geschickt aus und betreffs ihres Günstlings erklärte sie geradezu, daß sie ihn zwar sehr werth schätze, einen Unterthan aber nie zu ihresgleichen machen werde. Allein allem Gerede und allen Verdächtigungen durch Entfernung Leicester's ein Ende zu machen, gewann Elisabeth doch nicht über sich. Seine Nähe, seine Huldigungen waren ihr Bedürfniß. Er durfte sich indeß keine Eigenmächtigkeit erlauben, durch die ihr eigenes höchstes Ansehen eine Einbuße erlitt, und als einst ein solcher Fall eintrat, erinnerte sie den Grafen, daß er nicht in unbegrenztem Besitz ihrer Gnade stehe. „Am Hofe von England," rief sie aus, „soll es keinen Herrn geben, sondern nur eine Herrin!"

Ebenso äußerte sie, als man für Karl IX. um sie warb: „Ich möchte einen Gemahl nehmen, um Erben für die Krone zu erhalten, wenn ich aber an die Ehe denke, ist es mir, als ob mir das Innere zerreißt; ich bin nicht gewillt, eines meiner Rechte oder einen meiner Ansprüche durch die Ehe, mit wem es auch sei, zu verlieren."

Was Elisabeth eigentlich damit bezweckte, und ob es ihr überhaupt ernst damit gewesen, daß sie 1564 die Hand

ihres Günstlings ihrer Halbschwester Maria Stuart anbot, mit der sie nie in friedlichem Einvernehmen gelebt hat, das ist nicht recht einzusehen. Maria zeigte sich dem Vorschlage keineswegs geneigt und Elisabeth ließ ihn bald genug von selbst fallen.

Dieser unglücklichen Königin von Schottland gegenüber spielte Leicester eine abscheuliche Rolle. Als Maria 1568 in England Schutz suchte, schien sich der Graf ihrer anzunehmen und das Komplot zu ihrer Vermählung mit dem Herzog von Norfolk zu unterstützen. Als ihm aber der Handel bedenklich wurde, verrieth er seine Mitverschworenen und stellte sich auf Seite derer, welche den Untergang Maria's betrieben. Lange bevor die Letztere durch den Schwertstreich des Henkers endete, soll Leicester der Königin zugeredet haben, ihre Gegnerin heimlich durch Gift umbringen zu lassen. Sein ganzes Verhalten bei diesem Zwiespalt belastet seinen Charakter auf's Schwerste.

War es ihm aber gelungen, hiedurch Elisabeth's Beifall zu erringen, so lud er durch einen andern Schritt ihren heftigsten Unwillen auf sich. Der Königin wurde eines Tages die Nachricht hinterbracht, Graf Leicester habe sich heimlich auf's Neue vermählt und zwar mit der Wittwe des Lord Essex, welcher kurz zuvor auf zweifelhafte Weise um's Leben gekommen war.

Wie nahe Graf Robert dem Herzen der Königin wirklich stand, das zeigte sich jetzt in unzweideutigster Weise. Als sie seine Verheirathung mit der Lady Essex erfuhr, verfiel sie in Krämpfe, die Stunden lang anhielten, und geberdete sich wie eine Rasende. In ihrem Zorn ließ sie

sich sogar dazu hinreißen, ihrem Günstling den Degen abzunehmen und ihn in Greenwich gefangen zu setzen. Das entsprach ganz ihrem Wesen. Wenn ihre Eitelkeit verletzt wurde, konnte sie furchtbar werden. Sobald sie böse war, zeigte sich die ganze Härte ihres Charakters, und Jeder eilte, von ihr weg zu kommen. Allein nicht lange vermochte sie ihrem Liebling zu grollen. Es gelang ihm, durch Liebenswürdigkeit und Schmeicheleien aller Art, ihren Zorn zu besänftigen. Zugleich mit der Wiederversöhnung erfolgte 1585 seine Ernennung zum Oberbefehlshaber der Hilfsvölker, die sie nach den Niederlanden gegen die Spanier sandte, auch betraute sie ihn mit geheimen Vollmachten, welche auf die Unterwerfung der Generalstaaten unter die Herrschaft Englands abzielten. Auch diese Mission wußte Leicester zu seinem Vortheil auszunützen. Er zwang die Niederlande, daß sie ihn im Februar 1586 zum Generalstatthalter und Befehlshaber ihrer Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande erhoben.

Erst im Dezember des folgenden Jahres rief ihn Elisabeth nach London zurück, da sie erkannte, daß er nach unumschränkter Herrschaft trachtete. Allein ihre Gunst entzog sie ihm doch nicht. Obwohl er zur Genüge bewiesen hatte, daß er weder Talent zum Feldherrn besaß, noch ein Staatsmann war, übertrug ihm seine Gönnerin dennoch den Oberbefehl über das Heer, als Philipp II. von Spanien feindlich gegen England vorging und eine große Armada gegen dasselbe ausrüstete.

Die Gefahr für Elisabeth war diesmal keine geringe. Philipp hielt seine Flotte, deren Ausrüstung an sechzig

Millionen Thaler gekostet hatte, für unüberwindlich; allein London erbot sich, an Schiffen und Mannschaft das Doppelte zu stellen, und in unglaublich kurzer Zeit waren 200 trefflich gebaute Schiffe und an 1600 Matrosen beisammen. Erprobte Seemänner stellten sich an die Spitze. Auch im Lande selbst wurde Alles kampffertig gemacht. Ein Heer von 76,000 Mann zu Fuß und 3000 Reitern stand gerüstet, und Leicester mit 23,000 Mann bewachte die Ufer der Themse. Elisabeth erschien persönlich im Lager. Hoch zu Roß, im glänzenden Harnisch durchritt sie die Reihen der ihr entgegenjubelnden Krieger. Sie sei gewarnt, sagte sie, sich unter die Soldaten zu begeben, aber lieber wolle sie sterben, als ihrem Volke mißtrauen. Zwar habe sie nur den Leib eines schwachen Weibes, aber auch das Herz und den Muth eines Königs von England, und sie sei überzeugt, bald würden sie einen glorreichen Sieg erfechten. „Inzwischen," schloß die Rede der Königin, „wird mein Generallieutenant, der edle Graf von Leicester, meine Stelle vertreten und Euch führen, er ist der trefflichste und würdigste Mann, den je ein Thron an seinem Schutze gehabt, durch Gehorsam gegen ihn, durch Eintracht unter Euch und durch Tapferkeit im Felde werdet Ihr über den Feind triumphiren."

In der That fiel der Kampf für England glücklich aus. Philipp's Armada wurde vom Sturm verschlagen und mußte, da sie den Angriff der Engländer nicht aushalten konnte, den Rückzug antreten. Als die Nachricht von diesen Unfällen dem Könige von Spanien überbracht wurde, sagte er gleichgiltig: „Ich habe die Flotte gegen England und

nicht gegen den Sturmwind ausgesandt, und danke Gott, daß ich eine neue ausrüsten kann."

Gleichwohl war dieser Ausgang des Unternehmens entscheidend für Spanien und England. Spaniens Seemacht war vernichtet, England gerettet. Im ganzen Lande feierte man Dank- und Jubelfeste. Am 25. November 1588 hielt Elisabeth mit großem Pompe ihren Einzug in London, wo die Preise an die Sieger vertheilt wurden. Alles jubelte und war glücklich; nur auf dem Antlitz der Königin lag ein Schatten tiefer Trauer. Der Mann, dem sie die schönsten Ehrenzeichen an diesem Tage zugedacht hatte, war nicht bei ihr; seit mehreren Wochen hatte Leicester bereits das Zeitliche gesegnet.

Während er sich zu seiner Erholung zu Cornbury in Oxfordshire aufhielt, ereilte ihn der Tod am 4. September 1588. Bei Hofe ging alsbald das Gerücht, daß er das Opfer einer Vergiftung geworden, doch fehlt es an jedem Anhalt für diese Annahme. Bemerkenswerth aber ist, daß er in seinem kurz vorher mit eigener Hand aufgesetzten Testamente für seine Familie und besonders für seine Gemahlin die zärtlichste Sorge an den Tag legte und deren Zukunft nach jeder Richtung sicher stellte. Seine Leiche wurde nach Warwick gebracht und in der Kirche daselbst begraben; auch errichtete man ihm ein prachtvolles Denkmal.

Zur Zeit seines Todes war Leicester geheimer Rath der Königin, Lord-Oberhofmeister, Kanzler der Universität zu Oxford, Oberrentmeister bei der zu Cambridge, Oberrichter des Forstgerichts in den Grafschaften jenseit des Trent, Statthalter der Königin und Generalhauptmann der Völker

in Holland, Befehlshaber und Generalhauptmann über die vereinigten Provinzen und General über die in England gegen die Spanier aufgebrachte Kriegsmacht, Ritter des Ordens vom heil. Michael vom Könige von Frankreich und des hohen Ordens vom Hosenbande.

Elisabeth zeigte sich tief betrübt über Leicester's plötzlichen Tod. Trotzdem unterließ sie es nicht, kurze Zeit nach seiner Bestattung seine Güter zur öffentlichen Versteigerung zu bringen, um die Summen zurückzuerhalten, die er der königlichen Schatzkammer schuldete. Sie überlebte ihren Günstling noch um 15 Jahre.

Frauen- und Familienleben bei unseren afrikanischen Kolonialvölkern.

Beitrag zur Kenntniß der Völker Westafrika's.

Von

Karl Hager.

Der Grad der Gesittung eines Volksstammes wird nicht in letzter Linie nach der Behandlung beurtheilt, die bei ihm das weibliche Geschlecht erfährt. Von der Achtung, in der die Frau steht, ist die Art des Familienlebens abhängig, und je reiner und unverdorbener das Familienleben, desto reiner und edler ist das Volk.

Im Allgemeinen besteht bei den sogenannten wilden Völkern, bei denen die Vielweiberei blüht, eine weite Kluft zwischen Mann und Frau, welch' Letztere zu dauernder Abhängigkeit von ihrem Herrn verurtheilt ist, und deren Daseinszweck darin seine Grenzen findet, die Bedürfnisse des Mannes zu befriedigen und das Aussterben des Stammes zu verhindern. Gewöhnlich geht dann mit der Erreichung einer höheren Kulturstufe eine edlere Auffassung von der Stellung des Weibes Hand in Hand und entwickeln sich, wenn das Volk europäischen Einflüssen ausgesetzt ist, Milderungen, so daß bei den wilden Volksstämmen bemerkenswerthe Verschiedenheiten im Leben der Frauen bestehen.

Unser Interesse fesseln heute vor Allem diejenigen afrikanischen Völker, welche seit dem Vorjahre Unterthanen des deutschen Reiches und somit gewissermaßen unsere Mitbürger geworden sind.

Die Dualla, die Bewohner von Kamerun, der wichtigsten Kolonie, die Deutschland bisher gewonnen, sind im eigensten Sinne des Wortes ein Handelsvolk. Die einflußreichsten Händler sind ihre Könige, ihre ganze Politik, ihre höchsten Interessen gipfeln im Handel. Und ein Handelsgegenstand ist bei ihnen auch das Weib. Hat ein Geschäft dem Dualla Gewinn abgeworfen, so vergrößert er seinen Hausstand durch Ankauf einer Frau. In Frauen und Sklaven besteht sein Reichthum. Wenn nach langem Feilschen mit dem Vater der Braut der Kaufpreis nach ihren körperlichen Vorzügen und ihrer Abkunft festgesetzt und bezahlt ist, so ist der Gatte der unbeschränkte Herr des erworbenen Objekts, kann es wieder verkaufen, ver-

pfänden, verschenken oder verleihen. Was der Tag an Mühe und Arbeit mit sich bringt, fällt den Weibern und Sklaven zu, da eine beispiellose Trägheit den Dualla hindert, seinen Boden zu bebauen oder die für den Haushalt nöthigen Geräthe anzufertigen. Daher ist nicht nur das Kochen Obliegenheit der Weiber, sondern auch das Bestellen der Yams- und Kassavefelder, der Pisang- und Bananenplantagen, sowie das Ernten der Früchte und die Herstellung des Palmöls. Aus dem Schlamm der Flüsse fertigen sie ihre Kochtöpfe und härten sie am Feuer. Diese Anstrengungen belohnt der Eheherr keineswegs mit einem Aufwand von liebender Sorgfalt. Im Gegentheil hört man nicht selten, daß eine Frau wegen eines geringen Vergehens Mißhandlung erdulden mußte, ja sogar zu körperlichen Verstümmelungen an seinem Weibe läßt sich der zornige Gatte zuweilen hinreißen.

Wie sogar das Leben einer Frau bei gewissen Gelegenheiten ohne Weiteres geopfert wird, zeigt ein Vorfall, der sich vor den Unruhen im Dezember vorigen Jahres in Kamerun abspielte, die bekanntlich durch das Einschreiten unserer Marinesoldaten gedämpft worden sind. Als die Joß- und Hickoryleute ihren Bund gegen König Bell, den Freund der Deutschen, schlossen, erstickten sie eine Frau mit dem Rauch von um sie angehäuften und angezündeten Bananenblättern und verbrannten den Körper zu Asche. In diese Asche tauchten sie einen Finger und führten die anklebende Masse zum Munde, um ihrem Bunde die Weihe zu geben. Streitigkeiten zwischen zwei Stämmen werden häufig durch Bezahlung mit Weibern beigelegt, da die-

selben einen hohen Werth repräsentiren. Aus diesem Grunde sind auch Unbemittelte nicht in der Lage, sich mehr als eine Frau zu erwerben, denn der Kaufpreis kann 1200 Mark und mehr erreichen. Aermere Männer lassen sich deshalb von einem Häuptling eine Frau verschaffen, deren Werth sie durch Arbeitsleistungen allmählig abverdienen.

Höhere Achtung als die Schaar der anderen Weiber genießt die Lieblingsgattin eines Häuptlings, die eine Art von Oberbefehl über die Ersteren führt. Ein reicher Neger bewohnt auch meist mit seiner Hauptfrau ein gesondertes, zuweilen mit europäischem Comfort ausgestatteles Haus, während die Nebenfrauen mit ihren Kindern in der gegenüberliegenden langen Hütte ihr Heim haben. Mächtige Häuptlinge oder Könige besitzen 60 Frauen und mehr, ja von König Bell, dem bedeutendsten, behauptet man, daß sein Harem 350 Weiber zähle, einschließlich solcher, die er für seine erwachsenen Söhne erworben. Es läßt sich wohl annehmen, daß er die Stärke seiner Familie, da kein Bedürfniß der Zählung vorliegt, selbst nicht kennt.

Die einzige Belohnung, die der Kamerun-Frau für ihre Arbeitsleistungen zu Theil wird, ist der Schmuck, den ihr der Eheherr gelegentlich zum Geschenk macht. Perlen, Hals- und Armbänder, auch messingene Ringe an den Füßen zieren die meist kleine, unansehnliche Gestalt und werden bei Festlichkeiten gerne gezeigt. Des größten Staates erfreut sich eine Braut, wenn sie Tochter eines reichen Häuptlings ist. Förmlich mit Perlen gepanzert, so daß sie kaum den Körper bewegen können, ziehen solche junge Frauen in ihr neues Heim. Von eigentlichen Hochzeitsfestlichkeiten

aber bemerkt man, da ein solches Vorkommniß ja zu den Alltäglichkeiten gehört, nichts.

Mit Vorliebe tragen die Kamerun-Schönen lange weiße, bis über die Kniee reichende Strümpfe, die von den europäischen Kaufleuten erhandelt werden. Das einheimische Kleid ist weiter nichts als ein Stück Baumwollenzeug, das um die Hüften geschlungen wird, und dessen Stelle bei armen Frauen ein Gürtel trockener Bananenblätter vertritt. Von der größeren oder geringeren Länge des Lendentuches läßt sich am besten auf den Vermögensstand der Besitzerin oder ihres Gatten schließen. Die Gemahlinnen reicher Häuptlinge tragen oft sogar ein bis zu den Füßen reichendes Gewand. Der Wunsch nach möglichst ausreichender Gewandung führte denn auch vor sechs Jahren in König Aqua's Stadt zu einer Krisis, die sich der ganzen Ortschaft bemächtigte und schließlich zu einem förmlichen Strike des weiblichen Geschlechts gestaltete. Die Männer zeigten sich nämlich ihren Ehehälften gegenüber geizig und verweigerten die geforderten größeren Mengen an Zeug für Hüftentuch. Da fortgesetzte Vorstellungen nichts fruchteten, entwichen eines Tages sämmtliche Frauen, der Harem des Königs an der Spitze, aus der Stadt und nahmen in einem benachbarten Orte Zuflucht. Den Eheherren blieb, um sich wieder in Besitz ihrer theuren Genossinnen zu setzen, nichts übrig, als ihren Wünschen nachzugeben. Nachdem der König und die ganze Männerwelt Zugeständnisse gemacht, kehrten die Frauen zu ihrer Pflicht zurück.

Ebenso wie Kopfbedeckungen ist auch Kopfputz bei den Frauen der Dualla unbekannt, wenn man nicht die Kunst

und Sorgfalt, welche die jungen Mädchen auf ihre Haartouren verwenden, dahin rechnen will. Sie theilen das Haar in zahlreiche kurze, anliegende Flechtchen, durch welche sie an einer Seite des Kopfes ein zierliches, in Pfeilform geschnitztes Elfenbeinstäbchen höchst kokett hindurchschieben. Aelter geworden, schneiden sie das Haar kurz ab.

Einen recht gütigen Gatten verräth bei der Frau wohl auch der Besitz europäischer Stiefeln, mit denen sie an Sonntagen, der hier auf Andringen der Missionäre gefeiert wird, mitunter höchst schwerfällig daherstolzirt, da ihre Füße an die Last nicht gewöhnt sind.

Sonderbarerweise ist bei den weiblichen Dualla das Rauchen beliebter, als bei den männlichen, wie sie denn auch eine Flasche Rum nicht verschmähen, wenn ihnen das Glück eine solche in den Schoß wirft, was jedoch zu den Seltenheiten gehört, da der Dualla hinreichend besorgt ist, derartige Schätze sich selbst zugute kommen zu lassen. Schnupfen gehört in Kamerun gleichfalls zu den Angewohnheiten der Dualla-Frauen, und die Dose bewahren sie da, wo ihre europäischen Schwestern die Ohrringe tragen. Sie durchbohren nämlich die Ohrlappen und erweitern die Oeffnungen durch Pfropfen allmählig dermaßen, daß ein weiter Ring entsteht. In diesem sieht man nun mitunter ein trockenes zusammengewickeltes Blatt oder Stück Papier, das eine pulverisirte, aus Tabaksblättern, der Asche von verbrannten Kokosnußkernen und anderen Stoffen hergestellte braune Masse birgt. Es ist dies ein ziemlich starker Schnupftabak, dessen Genuß die Besitzerin leidenschaftlich fröhnt.

An den Festen, die zu Ehren von angesehenen Verstorbenen einige Tage nach dem Tode aufgeführt werden, nehmen die Frauen regelmäßig Theil; der Glanzpunkt der Feste ist der Tanz, ein taktmäßiges Fortschreiten in tänzelndem Schritt, wobei man den ganzen Festplatz umkreist; jede Spur von Anmuth geht aber diesen Tänzen ab, im Gegentheil machen das unermüdliche Schütteln des Körpers und die krampfhaften Zuckungen der Muskeln einen schauerlichen Eindruck.

Trotzdem die Vielweiberei ein Familienleben in unserem Sinne unmöglich macht, bemerkt man doch unter den Dualla nicht selten Züge von Elternliebe. Mehr Stolz als Liebe bekunden die Mütter, wenn sie beim Parraparrafest, einem großen Ringkampf, sich, wie man häufig beobachtet, ganz ausgelassen geberden vor Freude über den Sieg, den der Sohn errungen. Der Besiegte aber vergißt sich nicht selten so weit in seinem Aerger, daß er öffentlich seiner Mutter flucht, weil sie ihn nicht stärker geboren habe. Gerne erwähnen wir eines edleren Zuges, den der Sohn seiner Mutter gegenüber an den Tag legt. Derselbe erbt nach dem Gewohnheitsrecht der Dualla des Vaters gesammtes Besitzthum. Darin sind natürlich auch dessen Frauen mit inbegriffen, die er sammt seinen Schwestern verkauft, sobald sich Liebhaber finden. Einzig die Mutter erfährt eine höhere Rücksicht; sie bekommt vom Sohn eine eigene Hütte zugewiesen und bis an ihr Lebensende Unterhalt. —

Ein weit freundlicheres Bild eröffnet sich uns, wenn wir den Namas unseren Blick zuwenden, den Bewohnern der deutschen Kolonie Lüderitzland oder des Hinterlandes

von Angra Pequena, die man gemeinhin Hottentotten nennt. Vielweiberei ist bei ihnen nicht gebräuchlich. Der Nama lebt in der Ehe mit nur einer Frau, welche hinreichende Selbstständigkeit besitzt, um keine Nebenbuhlerin zuzulassen. Mit unverkennbarem Stolze stellt der Hausherr einem Gaste sein Weib als Herrin des Hauses vor, ein Titel, den jedoch nur die erste Frau beanspruchen darf und der wegfällt, wenn ein Wittwer eine zweite oder dritte Ehe geschlossen hat.

Tief eingeprägt ist den Namas der Familienstolz. Die Frau legt nach der Verheirathung keineswegs ihren Mädchennamen ab, sondern führt diesen neben dem ihres Gatten fort, während ebenso der Mann den Namen seiner Mutter fortpflanzt; die Enkelin trägt demnach den Namen ihrer Großmutter von väterlicher, der Enkel den seines Großvaters von mütterlicher Seite. Gern und respektvoll spricht der Vater von seiner Mutter und deren Mutter, stolz blickt er auf seine Töchter und schmeichelt sich, der Ahnherr für deren männliche Nachkommen zu werden. Mit demselben Stolz schaut die Mutter auf ihren Vater und dessen Mutter, und freut sich im Geist, einst als die Ahnfrau eines tüchtigen Geschlechtes gepriesen zu werden. Wohlthuend berührt ihre Kindesliebe. Das Kind bekommt bald nach der Geburt einen Schmeichelnamen, der ihm bleibt, so lange es im Hause weilt, und auf den der Sohn und die Tochter noch zur Zeit ihrer Verheirathung gern hören. Jeder Jüngere ist gewissermaßen verpflichtet, den Aelteren mit Liebesdiensten zu erfreuen; jede ältere Person, und be-

trägt der Unterschied nur ein Jahr, erhält im Umgang den Ehrentitel gei (alt).

Selbstverständlich freilich leiden auch die Namas an kleinen und großen Fehlern, von denen auch der weibliche Theil des Volkes nicht frei ist. Allenthalben steht das Land durch die Arbeiten der rheinischen Mission unter christlichem Einfluß, und ein Netz von Missionsstationen ist über das Gebiet gezogen. Die ursprünglich dürftige Kleidung ist seitdem wenigstens bei den Erwachsenen von der europäischen verdrängt worden. Die Frauen bekleiden sich meist mit einem Kattunrock und hängen darüber ein wollenes Tuch; den Kopf schmücken sie an Werktagen mit einem bunten und Sonntags mit einem weißen Tuche; dabei macht sich aber in hohem Grade Putzsucht und Eitelkeit bemerkbar. Aus der ihnen eigenthümlichen Leichtlebigkeit entspringt der Hang zur Faulheit und Bettelei.

Wohl kommt es trotz der entwickelten Anschauungen, die den Namas von Ehe und Familie eigen sind, vor, daß ein Mann seine Ehehälfte durch Untreue in Kummer versetzt. Aber ehrenhafte Frauen fühlen sich dadurch in ihrer Würde verletzt und sind im Stande, mit ihrer Habe in's Elternhaus zurückzukehren, bis der Mann reumüthig um Verzeihung fleht.

Viel würdiger als bei anderen Völkern Afrika's geschieht hier die Verbindung von Mann und Weib. Der Jüngling folgt seiner freien Wahl und knüpft mit der Erkorenen ein Liebesverhältniß an. Doch ist die Zustimmung der Eltern nicht so leicht zu erringen, denn diese, besorgt für ihre Tochter, wollen nur einen Würdigen zum Schwie-

gersohn, von dem sie sich überzeugt haben, daß er der Familie keine Schande bereiten wird. Außer den Eltern muß dieser auch noch die ganze Verwandtschaft des Mädchens für sich zu gewinnen suchen. Sauber gekleidet muß er überall sich vorstellen und der Geliebten, sowie deren älteren Geschwistern Geschenke mitbringen. Nach allen diesen vorbereitenden Schritten kann endlich der Heirathsvertrag abgeschlossen werden. Zur Besiegelung desselben sendet der Bräutigam eine fette Kuh in das Haus der Braut, welcher einige Zeit später unter allerlei Ceremonien eine zweite folgt. Dagegen gibt die Braut ein Mattenhaus als Brautschatz. Nun wollen aber die Eltern erst sehen, wie der junge Mann seine Rolle als Ehegatte spielt, weshalb Jener gezwungen ist, mit der Frau, bevor er sein eigenes Heim bezieht, eine Zeit lang im Anwesen seiner Schwiegereltern zu hausen. Entspricht der junge Mann ihren Hoffnungen, so kann die Probezeit verkürzt werden.

Wie die Dualla ein Handelsvolk, sind die Namas ein Hirtenvolk. Unbegrenzt ist die Liebe zu ihren Heerden, und der Besitz eines möglichst zahlreichen Viehstandes mit Wirthschaftsgeräthen, Hirten und allem Zubehör ist das Streben des jungen Nama. Unter des Mannes Leitung stehen dann Kauf und Tausch, die Aufzucht und überhaupt alle äußeren Geschäfte. Im Hause dagegen ist die Frau Herrin. Nach Stand und Alter erhält jeder Hausangehörige von ihr ordnungsgemäß seine Portionen an Nahrung zugemessen; kein Widerspruch wird geduldet. Die Arbeiten, wie sie die Wirthschaft erfordert, liegen in den Händen der Töchter und Mägde des Hauses. Sie säubern die

Wohnung, reinigen die Wäsche und unterstützen die Mutter in der Anfertigung neuer Kleider. Manche haben sogar das Kochen von Seife, Stärken und Plätten der Wäsche erlernt. Ihre Nähwerkzeuge, früher lange Dornen und Sehnengarn, sind nunmehr dieselben, mit denen unsere Hausfrauen hantiren.

Die transportablen Wohnungen, auf die ein Hirtenvolk angewiesen ist, herzustellen und in Stand zu halten, ist ebenfalls eine Mühe, die dem weiblichen Geschlecht überlassen wird. Die Binsen müssen gepflückt, an Ort und Stelle geschafft, sortirt und geschwellt werden. Dann wird der Bast gewonnen, Schnüre werden daraus gedreht, die Matten geflochten und eingefaßt. 12 bis 24 solcher Matten sind zu einem Hause nöthig; diese werden nun über krumm gebogene Pfähle gelegt und befestigt; das Mattenhaus ist dann fertig. Sorgliche Frauen arbeiten für die Zukunft und legen einen Vorrath von Matten an, mit dem sie die von Rauch geschwärzten ersetzen können; letztere werden dann meist an Aermere verkauft. Ihre Vorräthe birgt die Hausherrin in Kisten und Kästen, welche die Wohnung erfüllen; ihre Wirthschaftsgeräthe sind gewöhnlich rechts vor der Hinterthüre des Hauses aufbewahrt, wo ein netzüberspanntes Gerüst für diesen Zweck zu finden ist.

Auch die Erziehung der Kinder ruht ganz auf den Schultern der Mutter. Hin und wieder überlassen wohlhabende Eltern gegen eine Spende von mehreren Rindern ihre hoffnungsvollen Söhne auf einige Zeit einem Erziehungsmeister, der sich bemüht, seinem Zögling gute Lebensregeln und etliche Gebote und Verbote beizubringen.

Solche Bevorzugte gelten dann, nachdem sie unter manchen Ceremonien, Waschungen u. s. w. aus der Lehre entlassen sind, als Geweihte oder sogenannte Rothmänner.

Wie weit die Duallas und Namas unter deutschem Einflusse einer höheren, als der gegenwärtig bei ihnen bestehenden Kultur entgegenzuführen sein werden, läßt sich nicht voraussagen. Dagegen ist kaum zu bezweifeln, daß die intelligenten, unter gemäßigtem Himmelsstrich lebenden Namas zu den besten Hoffnungen berechtigen, während sich aus den Duallas aller Wahrscheinlichkeit nach höchstens brauchbare Plantagenarbeiter und Kolonialtruppen werden erziehen lassen.

Vom Holzschnitt zum Lichtdruck.

Ein Blick auf die Entwickelung der graphischen Künste.

Von

H. Harden.

Zu den vielseitigsten und interessantesten Zweigen der menschlichen Thätigkeit gehören unzweifelhaft die graphischen Künste. Wohin das Auge blickt, stößt es auf ihre mannigfachen Produkte, erfreut es sich an ihren sich stetig steigernden und verfeinernden Leistungen. Was noch vor einem Menschenalter Alleingut der Reichen war, der künstlerisch

ausgeführte Holzschnitt oder Kupferstich, ist heute der Allgemeinheit zugänglich gemacht, die rohe, geschmackverderbende Reproduktion früherer Zeiten ist durch neuere Verfahren gänzlich in den Hintergrund gedrängt worden, die verhältnißmäßige Billigkeit des Holzschnitts hat in belehrenden, wie unterhaltenden Werken die Illustration zu hoher Geltung gebracht und dadurch eine Fülle neuer Anregungen und Bildungsmittel geschaffen.

Zu der altbewährten Holzschneidekunst, zum Kupferstich ist seit dem Anfang dieses Jahrhunderts der Steindruck getreten und hat eine überraschend schnelle und weite Ausdehnung gefunden. Dem Holzschnitt steht heute der Zinkdruck zur Seite, und die letzten Jahre haben den photographischen Druck auf eine Höhe gebracht, die zu den schönsten Erwartungen berechtigt. Dem Künstler bieten sich heute auf allen diesen Gebieten technische Hifsmittel, die früher gänzlich unbekannt waren, die Mechanik nimmt ihm den Griffel aus der Hand und erlöst ihn von allen eintönigen Arbeiten, die Chemie greift fördernd und mitschaffend in sein Werk ein.

Und Hand in Hand mit der Vermehrung der Produktion und der Verbesserung und leichteren Herstellung dieser Kunstprodukte ist die Steigerung des Absatzes gegangen.

Ein Blick auf die jährlich erscheinende illustrirte Literatur genügt, um einen Begriff zu geben, wie sich die Absatzfähigkeit der Erzeugnisse des Holzschnitts, des Kupferstichs und aller ihrer Ersatzmethoden gehoben hat. Die älteren, die rein künstlerischen Reproduktionsarten haben

dadurch nicht an Werth verloren, ja gerade der Holzschnitt und vor Allem der Kupferstich haben als die edelsten Vertreter aller graphischen Künste gewonnen, da sie sich mehr und mehr künstlerisch vervollkommneten und viele der ihnen ehedem zufallenden oberflächlicheren Aufgaben, wie sie die Industrie und der Anschauungsunterricht verlangt, an ihre jüngeren Stellvertreter abgeben konnten.

Der Holzschnitt ist eine echt deutsche Kunst, wie er ja auch den Anstoß zu der großen Erfindung der Buchdruckerkunst durch einen Deutschen gab, denn der wesentlichste Theil der Gutenberg'schen Erfindung bestand in der Zertheilung der in Holz geschnittenen bisherigen Druckplatten, d. h. in der Herstellung beweglicher Lettern. In Deutschland erhielt auch der Holzschnitt seine höchste Ausbildung. Wenn wir von allerdings vorhandenen älteren chinesischen Holzschnitten absehen, so muß ein den heiligen Christoph darstellender Holzschnitt, angefertigt 1423 in dem Karthäuserkloster Buxheim bei Memmingen, als das älteste Exemplar gelten. So roh diese Arbeit noch ist, so schnell entwickelte sich die herrliche Kunst; Albrecht Dürer Allen voran, mit und nach ihm Hans Burgkmair, Hans Holbein und Lukas Kranach hoben sie zu einer Höhe, die wir heute noch in ihrer kraftvollen, klaren und energischen Zeichnung als mustergiltig betrachten. Diese Blüthezeit deutscher Kunst hatte indessen leider keine lange Dauer, der dreißigjährige Krieg, der in alle Lebensgebiete und Schaffenszweige unserer Nation verheerend eingriff, vernichtete auch sie und drückte die Kunst zur mechanischen Fertigkeit herab, während alle besseren Kräfte sich gleich-

zeitig dem bevorzugten Kupferstich zuwandten. Wenn schon im 15. Jahrhundert bereits italienische Maler und wiederum in epochemachender Weise auch Albrecht Dürer sich mit dem Letzteren beschäftigt hatten, so wurde er doch erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und zwar besonders in den Niederlanden zur vollen Leistungsfähigkeit entwickelt. Die großen Meister dieser Epoche handhabten neben dem Pinsel fast ausnahmslos auch die Radiernadel, und es haben z. B. Paul Rembrandt, Ruysdael und Claude Lorrain uns eine große Zahl herrlicher Stiche hinterlassen.

Holzschnitt und Kupferstich zeigen in ihrer technischen Ausführung, insofern man nur die ursprünglichen, einfachsten Methoden berücksichtigt, eine große Aehnlichkeit: Beide stellen die Druckplatte her, indem sie das abzudruckende Bild in Linien und Punkten in das Rohmaterial schneiden oder stechen. Während der Holzschneider aber seine Zeichnung herausarbeitet, indem er Alles, was im Bilde weiß erscheinen soll, vertieft, gräbt der Kupferstecher sie ein, so daß alle weißen Parthien in der Ebene der Platte liegen und beim Druck die vertieften Linien das Bild geben. Der Holzschneider der ältesten Zeit arbeitete mit dem Messer auf einfachen Brettern aus Birnbaum oder Buchsbaum und man kam erst später darauf, anstatt jener Hirnholz, das heißt das festere Gefüge des Querdurchschnitts und neben dem Messer auch den spitzen Grabstichel zu benutzen. Der Kupferstecher hat von jeher die Radiernadel und den Grabstichel als seine wichtigsten Werkzeuge angesehen; mit jenen überträgt er zunächst die Um-

risse seiner Zeichnung auf die Kupferplatte, mit diesem vertieft er sie nach Bedarf. Aber diese reine Grabstichelmanier wurde schon frühzeitig mit anderen Methoden kombinirt, ja theilweise von ihnen verdrängt, und der Kupferstich erlangte dadurch eine Vielseitigkeit, die ihn dem Holzschnitt nach zahlreichen Richtungen hin überlegen machte, wie die Natur des verwendeten Materials bei jenem überhaupt eine größere Feinheit und Zartheit der Durchführung ermöglicht, als beim Holzschnitt.

Die erste und wichtigste Erweiterung der Kupferstecherkunst bildete das Aetzen, das bereits von Albrecht Dürer angewendet und sehr bald bedeutend vervollkommt wurde. Hier tritt uns zum ersten Male im Gebiet der graphischen Künste die Chemie als mitwirkende Helferin des Künstlers entgegen. Die Kupferplatte wird mit einer harzigen, feinen Deckschicht überzogen, und in diese die Zeichnung derart eingravirt, daß alle später das Bild bildenden Linien bis auf das blanke Kupfer frei werden. Dann taucht der Künstler die Platte in eine Mischung von Wasser und Salpetersäure, und diese ätzt in wenigen Minuten die aufgezeichneten Linien in das Kupfer, während sie die harzige Decke nicht anzugreifen vermag. Durch Wiederholung dieser Prozedur und dadurch, daß Stellen, die nicht weiter angegriffen werden sollen, nach der ersten Aetzung mit der deckenden Schicht überzogen werden, kann man die verschiedensten Abtönungen hervorbringen, und der Künstler hat es ferner in der Gewalt, die Platte mit dem Grabstichel später zu überarbeiten und zu verbessern, wo es ihm nothwendig erscheint. Die Aetzkunst, der reinen Grabstichel-

manier natürlich an Feinheit nachstehend, aber sie durch die Schnelligkeit der Arbeit weit übertreffend, hat den Kupferstich beinahe zwei Jahrhunderte lang beherrscht und auch sämmtliche weiteren Methoden, unter denen hier nur die Schabmanier und die sogenannte Aquatinta erwähnt sein mögen, fast ganz in den Hintergrund gedrängt. Die erste weitere Umwälzung auf diesem Gebiet brachte eine scheinbar recht entfernt liegende Erfindung des Engländers Heath hervor: die Entdeckung nämlich, daß es möglich sei, den Stahl durch Entziehung eines Theiles seines Kohlenstoffgehaltes zu einem weichen, leicht zu bearbeitenden Material umzugestalten, welches sich später durch Zuführung des entzogenen Kohlenstoffes wieder in seinen ursprünglichen Zustand zurückverwandeln lasse.

Hiemit war die Möglichkeit zum Stahlstich gegeben und sie bedeutete, mindestens was die billige Herstellung der Stiche anbetrifft, einen großen Fortschritt. Denn erstens hielt eine radierte Kupferplatte nur höchstens 2000, eine geätzte gar nur 500 Abzüge aus, während die gehärtete Stahlplatte deren bis zu 5000 und mehr abzunehmen gestattete. Sodann aber konnte man die fertige harte Platte direkt vervielfältigen, indem man sie unter starkem Druck in eine weiche Eisenplatte abdrückte, so daß sich in diese ein Relief des Originals einprägte. Wenn man nun die so gewonnene zweite Platte härtete und ihrerseits wiederum auf weiche Platten preßte, so erhielt man ein Ebenbild des ursprünglichen Stiches, das zum Druck durchaus brauchbar war.

England überschwemmte seiner Zeit die ganze Welt mit

billigen Stahlstichen, die sich allerdings durch große Klarheit und Schärfe auszeichneten, aber doch die warmen Töne eines guten Kupferstiches mehr oder minder vermissen ließen. Es mußte dem Kenner schmerzlich sein, daß diese edelste aller graphischen Künste durch die Konkurrenz der Massenproduktion mehr und mehr zurückgedrängt zu werden schien, und doppelt erfreulich war es daher, als ihr plötzlich von einer Seite her eine unerwartete Hilfe kam, von der bisher wohl Niemand eine Kunstleistung erwartet hatte. Die Elektrizität trat nämlich als treue Helferin dem Kupferstich und auch dem Holzschnitt zur Seite und inaugurirte eine neue Epoche, die wir in den letzten Jahrzehnten sich stetig entwickeln sehen, und die besonders dem ganzen, vielverzweigten Gebiet unseres Zeitungswesens und des gesammten illustrirten Buchverlags einen neuen Impuls gab.

Dies geschah durch Erfindung des galvanoplastischen Cliché's. Im Allgemeinen versteht man unter Clichés Abgüsse oder Abklatsche von Letternsatz, Vignetten, Holzschnitten u. s. w. in Papier oder Bleimasse, und der Gebrauch derartiger Vervielfältigungen läßt sich bis auf den Anfang dieses Jahrhunderts zurück verfolgen. Eine höhere, künstlerische Bedeutung erlangten die Clichés aber erst durch die 1838 von H. Jacobi entdeckte Galvanoplastik. Der elektrische Strom zerlegt in dem galvanoplastischen Apparat Kupfer, Silber, Gold, Nickel oder Eisen und lagert die Moleküle dieser Metalle auf dem zu vergoldenden oder zu verkupfernden Metallgegenstand in einer feinen, dichten Schicht ab; hat man diesen aber leicht eingeölt, so läßt sich die Schicht loslösen und diese zeigt bis auf die feinsten

Linien den vollkommensten Abdruck des Originals. Man vermag also auf diese Art jede gestochene oder geätzte Kupferplatte, ohne sie irgendwie abzunutzen, beliebig oft und mit der denkbar größten Genauigkeit zu vervielfältigen, indem man den galvanischen Prozeß zweimal wiederholt und die zuletzt gewonnene dünne Schicht mit irgend einer festen Masse ausgießt, um von ihr ohne Weiteres zu drucken. Aber nicht genug damit, läßt sich die Herstellung galvanoplastischer Clichés auch auf Holzschnitte anwenden, wenn man die Platte durch Bestreichen mit Graphit „leitend“ macht oder sie mit einer Silberlösung bestreicht. Während so die Frage der Abnutzung der Kupferplatte gelöst wurde, erlangte auch der Holzschnitt eine ganz neue Bedeutung, weil jetzt erst seine ausgedehnte Verwendung für die großen Auflagen unserer modernen Zeitschriften und einzelner, auf Massenabsatz berechneter illustrirter Werke möglich wurde. Thatsächlich wird heute gar nicht mehr mit dem Original gedruckt, sondern ausschließlich mit Clichés.

Aber der Kupferstich sollte noch einer anderen technischen Verbesserung unterzogen werden, die selbst die immerhin umständliche galvanische Vervielfältigung unnöthig machte. Es gelang nämlich, die Platten direkt auf galvanischem Wege zu verstählen, sie mit einem dünnen Ueberzug von Eisen zu bedecken, das während des chemischen Prozesses wunderbarer Weise von selbst den Charakter des Stahls annimmt, beliebig oft zu erneuern ist und einen unübertrefflichen Panzer für das Kunstwerk bildet. Dies Verfahren ist heute das gebräuchlichste und weitaus beliebteste; es verleiht der unendlich mühevollen Arbeit

des Kupferstechers einen früher ungeahnten Werth und verschafft ihm damit zugleich auch einen weit höheren pekuniären Erfolg, da dieser selbstverständlich wesentlich von der Anzahl der von einer Platte zu nehmenden Abdrücke abhängig ist. Es wird unsere Leser vielleicht überraschen, wenn sie hören, daß unsere ersten Meister für eine größere Kupferplatte, die allerdings die Arbeit mehrerer Jahre erfordert, ein nach Zehntausenden zu berechnendes Honorar beanspruchen.

Allmählig hat auch die Maschine ihren Einzug in die Ateliers des Holzschneiders wie des Kupferstechers gehalten; hier wie dort nimmt sie dem Künstler die geisttödtenden einförmigen Arbeiten ab, sie vertieft die größeren Flächen, liniirt den durchsichtigen Luftton und führt in vollendetster Weise die zarten Wellen und vielverschlungenen Schleifen aus, die besonders auf Banknoten und Werthpapieren eine hervorragende Rolle spielen. Andererseits ist die Arbeit des Holzschneiders durch die Mitwirkung der Photographie bedeutend erleichtert worden. Dieselbe gestattet jetzt, jede bildliche Darstellung, und zwar, was sehr wesentlich ist, in ganz beliebiger Vergrößerung oder Verkleinerung direkt auf die Platte zu übertragen und erspart dem Künstler dadurch die erste Vorzeichnung.

Aber es haben sich auch, wie wir bereits betonten, zahlreiche Konkurrenten der beiden Schwesterkünste herausgebildet. Vor Allem war es die Erfindung der Lithographie, des Steindrucks, die epochemachend in die Geschichte der graphischen Künste eingriff. Auch hier gebührt Deutschland die Priorität der Erfindung. Ein Münchener

Schriftsteller, Aloys Senefelder, kam nach langen fruchtlosen Bemühungen, seine Schriften selbst in Kupfer zu stechen, schließlich halb durch Zufall auf die eigenthümlichen Eigenschaften des Solnhofener Kalksteins, welche ihn zum „chemischen Druck" befähigen, denn um einen solchen handelt es sich bei der Lithographie in der That. Er notirte — es war im Jahre 1795 — gelegentlich eine kurze Bemerkung, weil ihm Papier nicht zur Hand war, auf ein Stück polirten Kalksteins mit der Mischung aus Ruß, Harz und Seife, die er zum deckenden Ueberzug für eine zu ätzende Kupferplatte brauchen wollte, und goß zufällig etwas Säure über die Schrift. Zu seinem Staunen fand er, daß die Säure nur den Stein angriff, die Schrift selbst aber unverletzt, ein wenig erhaben, stehen ließ, er versuchte mit der Platte einen Abdruck zu erzielen, und es gelang, wenn freilich auch noch in sehr mangelhafter Weise. Die eigentliche Lithographie hat, wie wir sehen werden, mit diesem primitiven Verfahren allerdings fast nur die Rohmaterialien gemein, aber der intelligente Senefelder ruhte nicht, bis er jenes in ausgiebigster Weise verbessert hatte, und er erlebte es noch, daß seine Erfindung die Reise um die Welt antrat und für Unzählige eine Quelle reichen Verdienstes wurde. Erst die Nachwelt hat Senefelder anerkannt — sein herrliches Monument in München zeugt für die Bedeutung des Mannes und der Erfindung, die ihm die Menschheit verdankt.

Die Lithographie ist durchaus kein Aetzverfahren, wenn auch Senefelder zuerst durch ein solches auf den Steindruck geleitet wurde, es ist vielmehr gerade das Charakteristische

des Steindrucks, daß die Zeichnung auf der Steinplatte weder erhaben, wie beim Holzschnitt erscheint, noch vertieft, wie beim Kupferstich, daß sie vielmehr vollkommen in der ebenen Fläche selbst liegt. Der Lithograph zeichnet oder schreibt, denn die Lithographie hat gerade im sogenannten Umdruckverfahren vielleicht ihre ausgedehnteste Anwendung gefunden, mit einem Stift oder mit Tinte von starkem Seifengehalt auf den glatten oder bisweilen auch fein gekörnten Stein und macht seine Zeichnung durch Behandlung mit Seife und Gummi unlöslich. Fährt er nun über die Platte erst mit Wasser und dann mit der Farbwalze, so nimmt nur die Zeichnung die fette Farbe an, der ganze übrige Theil des Steins bleibt weiß und es kann direkt mit ihm gedruckt werden. Wunderbarer Weise bedarf es nur einer Anfeuchtung der Platte mit Terpentinöl, um die Zeichnung gänzlich von ihr verschwinden zu lassen; noch wunderbarer aber ist, daß eine so behandelte Platte, sobald sie angenäßt wird, die alte Zeichnung wie durch einen Zauberschlag auf's Neue erscheinen läßt; will man daher den Stein zu einer neuen Zeichnung benutzen, so muß man ihn um eine gewisse Stärke abschleifen, da die alte Zeichnung oder Schrift thatsächlich in die Platte eingedrungen ist und sich chemisch mit ihr verbunden hat. Die Möglichkeit dieser chemischen engen Verbindung ist schließlich eine Eigenschaft, die nur dem Solnhofener Kalkstein eigenthümlich ist und die Brüche dieses Ortes weltberühmt gemacht hat; es ist bisher noch nicht gelungen, irgendwo anders einen zum Druck gleich geeigneten Stein

aufzufinden oder ihn durch eine künstliche Mischung zu ersetzen.

Ganz besondere Bedeutung hat die Lithographie erlangt, seit sie sich nicht mehr ausschließlich auf den Schwarzdruck beschränkt, sondern sich zum Buntdruck erweitert und ausgebildet hat. Die neueren Nachahmungen von Oelgemälden und Aquarellen werden ausschließlich auf lithographischem Wege hergestellt, und es braucht an dieser Stelle nicht besonders betont zu werden, welche vorzüglichen farbenprächtigen Leistungen man heute auf diesem Gebiete zu erzielen weiß. Das Verfahren ist allerdings ziemlich komplicirt, da fast für jede Farbe eine Platte in Anwendung kommt und erst die Kombination von zehn und mehr einzelnen Steinen ein günstiges Resultat liefert; die große Billigkeit selbst vortrefflicher Farbendrucke ist daher auch nur durch den riesigen Absatz, den sie finden, erklärlich. Wenig bekannt dürfte sein, daß alle Erzeugnisse der Chromolithographie unmittelbar nach dem Druck durchaus das Aussehen haben, als ob sie in Aquarellfarben ausgeführt seien und daß man daher dem sogenannten Oeldruck erst nachträglich den Glanz und die Lasur geben muß.

Fast gleichzeitig mit der Lithographie entwickelte sich ein zweites chemisches Verfahren, die Zinkographie, welche gewissermaßen der Aetzmanier des Kupferstechers gleicht und dem Holzschnitt an Schnelligkeit der Herstellung überlegen ist. Wenn die Zinkätzung den guten Holzschnitt an markiger Kraft auch nicht erreicht, so ist ihre Billigkeit doch ein Faktor, der um so bedeutender in's Gewicht

fällt, als sich auch dem Zinkographen jetzt die Photographie als treue Helferin zur Seite gestellt hat und jede beliebige Zeichnung auf die Platte überträgt. Zwar hat der Holzschneider dieselbe Hilfe für sich, während er aber nach der Photographie immer noch ein selbstständiges Kunstwerk im Schnitt liefert, ätzt der Zinkograph bei dem sogenannten heliotypischen Verfahren unmittelbar die photographirte Zeichnung in die Platte. Aber damit nicht genug, tritt in neuester Zeit auch die Photographie selbstständig auf: der Lichtdruck in seinen äußerst mannigfachen Formen und Gestaltungen hat sich unter verschiedenen Namen im letzten Decennium ein weites Feld erobert und ihm scheint, wenn nicht Alles trügt, die Zukunft eine noch umfassendere Verbreitung und Benutzung zu gewährleisten.

Wenn die Idee des Lichtdruckes auch von Frankreich ausging, wo Poitevin bereits vor zwanzig Jahren die ersten Versuche, das photographisch fixirte Bild unmittelbar zum Druck zu benutzen, machte, so gebührt das Verdienst ihrer ersten praktischen Verwirklichung doch unstreitig dem berühmten Münchener Photographen Albert, wie denn überhaupt die alte Kunststadt an der Isar in der Geschichte der graphischen Künste eine hervorragende Rolle spielt. Albert verwandte bei seinem nach ihm Albertotypie genannten Verfahren starke Spiegelgläser als Träger einer lichtempfindlichen Chromgelatineschicht; nach der photographischen Aufnahme wird diese mit Wasser und Glycerin behandelt und es quellen hiebei alle helleren Stellen auf und saugen Feuchtigkeit ein, während die dunkleren Par-

thien trocken bleiben. Geht man nun mit der Farbwalze über die Platte, so nehmen jene wenig oder gar keinen Farbstoff an und bleiben daher auch im Bilde weiß, während diese sich je nach dem Grade der Feuchtigkeit färben. Mit der derart präparirten, auf einem eben geschliffenen Stein befestigten Platte kann nun direkt gedruckt werden und sie gestattet mehrere tausend Abzüge, welche die photographischen Töne in ihren eigenthümlichen Uebergängen von Hell zu Dunkel mit ungemeiner Feinheit wiedergeben, sich aber vor den Photographien selbst durch größere Dauerhaftigkeit und Billigkeit auszeichnen.

Da sich die Glasplatten aber immerhin noch als relativ zu theuer und im Druck selbst als schwierig zu handhaben herausstellten, so ersetzte sie in letzterer Zeit Albert bereits durch Zinkbleche, während neuerdings Heidenhaus in München eine Abart des Lichtdruckes erfand und entwickelte, die ganz speziell für den Buchdruck geeignet erscheint. Ihm ist es gelungen, die photographischen Aufnahmen derart reliefartig herzustellen, daß man in der That von einem Lichthochdruck sprechen darf; außerdem lassen sich seine Aufnahmen aber auf einen Holzblock aufleimen, und der Druck kann von ihnen in ganz ähnlicher Weise, wie bei jedem Holzschnitt ausgeführt werden, wenn man es nicht vorzieht, von dem photographischen Reliefbild galvanoplastische Abzüge zu nehmen und mit diesen zu drucken.

Der große Vorzug aller dieser photographischen Druckmethoden, die sich fortwährend vermehren und verbessern, liegt unstreitig darin, daß sie die wiederzugebende Zeichnung mit unmittelbarer Genauigkeit reproduciren; wäh-

rend jeder Holzschnitt, jeder Kupferstich von der Begabung des ausführenden Holzschneiders oder Kupferstechers abhängig ist und dieser der Reproduktion den Stempel seines Könnens aufdrückt, so daß z. B. in jeder Illustration eigentlich der Charakter zweier Künstler, des Zeichners und des Holzschneiders, zur Geltung kommt, gibt der Lichtdruck das gezeichnete Bild, die aufzunehmende Statue direkt ohne Zuthat und Aenderung wieder. Einerseits dieser Umstand und andererseits die Schnelligkeit der Herstellung, die zur Vollendung einer Druckplatte kaum so viele Stunden braucht, als der Holzschneider Tage, ja bisweilen Wochen, garantiren dem Lichtdruck eine große Zukunft — freilich darf man dabei nicht übersehen, daß seine heutigen Leistungen, so staunenswerth sie im Einzelnen sein mögen, immerhin erst Produkte einer Kunstgattung sind, die noch in der Entwickelung begriffen ist. Wenn der künstlerisch gebildete Geschmack an ihren Erzeugnissen daher heute noch Manches auszusetzen haben mag, wenn ihre Anwendung gegenwärtig immerhin anderen Reproduktionsmethoden gegenüber noch eine beschränkte genannt werden muß, so ist doch zu erwarten, daß die unaufhörlichen Bemühungen der Männer, welche an der Vervollkommnung des photographischen Druckes arbeiten, von dauerndem Erfolg gekrönt sein werden. Seit der ersten Einführung des Lichtdruckes in die Praxis sind ja kaum fünfzehn Jahre verflossen, und wie hat er sich bereits in dieser kurzen Zeitspanne entwickelt!

Zudem aber soll der Lichtdruck als m e c h a n i s c h e s Reproduktionsverfahren alle seine älteren Schwester k ü n s t e

nicht verdrängen, er soll sich vielmehr neben ihnen ein Schaffensfeld neu bilden. Das vielgestaltige, sich ewig erneuernde und erweiternde Bedürfniß der gebildeten Menschheit bietet Raum für die freie Entfaltung auf allen Gebieten und nimmt nichts freudiger und williger auf als Gaben, welche die Schönheit der Natur, das künstlerische Können und die Fortschritte des Wissens im Bilde vor Augen führen: das aber ist ja die hohe Aufgabe der graphischen Künste.

Im Walde von Ujfalu.

Reiseskizze aus Ungarn.

Von

Paul Wernecke.

Als wir, Koloman und ich, unsere Pferde bestiegen, kam über den scharfzackigen Grat der östlichen Felsenmauer eben die Mondsichel herauf, deren silbernes Licht mit den im Tagesdämmern sich lichtgelb färbenden Luftschichten einen freundlichen Gegensatz bildete. Der Märzmorgen war frisch und windig, die fernen Bergrücken zeichneten sich klar und finster vom Horizonte ab, während der Fuß des Gebirges in schimmernde Nebelschleier gehüllt war, die auf

den Ebenen lagerten. Pferde und Reiter gaben sich ganz dem Reize hin, welcher in der ungehinderten Fortbewegung über pfadlose Haideflächen unleugbar liegt, jenem eigenartigen Gefühle, dem sich Keiner zu entziehen vermag, um den sich der weite Horizont der Steppe ausdehnt und das zusammengesetzt ist aus dem träumerischen Behagen an schrankenlosester Freiheit und den beklemmenden Schauern wildöder Einsamkeit.

Die Lichtfluthen der aufsteigenden Sonne tauchten die Höhenzüge zu unserer Rechten in flammendes Roth, als wir den Wald von Ujfalu vor uns erblickten, eine dunkle, über die Ebene lang hingedehnte Masse. Eine aufsteigende Rauchsäule bezeichnete uns den Ort, an dem unsere Leute, in ihre weißen Bundas (Mäntel aus Schafspelz) gehüllt, sich gelagert hatten, um uns zu erwarten.

Wir standen damals Beide als Ingenieure in den Diensten einer Eisenbahngesellschaft, und waren im Begriff, eine ergänzende Terrainaufnahme für eine projektirte Bahnlinie auszuführen. Der Auftrag hiezu war uns von der Direktion durch einen Eilboten zugegangen und enthielt zugleich die Weisung, das Resultat unserer Arbeit mit thunlichster Schnelligkeit einzusenden.

Gegen 11 Uhr konnten wir unsere Aufgabe als gelöst betrachten, und es entstand die Frage, auf welche Weise das Ergebniß am raschesten zu befördern wäre. Die Rückkehr nach unserem zeitweiligen Wohnplatz erforderte einen mehrstündigen Ritt, von dort aber war es noch einige Meilen bis zur nächsten Poststation. Jenseit des Waldes dagegen lag das Städtchen Ujfalu, vielleicht 10 Kilometer

von uns entfernt, von da war eine raschere Beförderung möglich. So beschlossen wir denn, nach dorthin aufzubrechen, des Waldes wegen zu Fuß, und übergaben unsere Pferde und Instrumente den Leuten zum Rücktransport.

Meinem alten treuen János wollte das freilich nicht recht einleuchten, der schüttelte bedenklich den Kopf und versuchte uns den Plan auszureden, jedenfalls sollten wir, nach seiner Ansicht, die Waldung umgehen, denn dieselbe sei dicht und unpassirbar, auch gingen böse Gerüchte über darin Verschwundene im Volke um. Wir aber lachten seiner Sorge, und ich versuchte ihm aus meiner Karte klar zu machen, daß die Ausdehnung des Waldes in der Längsrichtung zwar an 50 Kilometer, in der Breite aber, die ja für uns allein in Betracht kam, kaum 5 Kilometer betrage. Was sollte uns da zustoßen? Für Einhaltung der Richtung galt uns die Sonne als untrüglicher Wegweiser, und für allerhand Möglichkeiten waren wir mit Waffen wohl versehen.

Widerstrebend nur fügte sich János unseren Anordnungen, wir aber wendeten uns dem Walde zu, der in kurzer Entfernung von uns sich ausdehnte, überragt von den wechselvoll gestalteten Gebirgskämmen, deren tiefviolett erscheinende Lehnen von dem leuchtenden Grün der Ebene wunderbar reizvoll sich abhoben. Um uns lagerte die schweigsame Pußta, still und friedlich; aus der Ferne streckten weißgefiederte Reiher ihre langen Hälse neugierig nach uns herüber, und ein einsamer Pelikan hob schwerfällig den unförmlichen Körper zum Aufflug. Der Schrei eines Geiers über uns — sonst Alles still. Der Wind hatte sich in

den unteren Luftschichten gelegt; die Sonnenstrahlen zuckten seltsam leuchtend über die Flächen hin, und in der Ferne, dem Sonnenballe abgewendet, schimmerte das Gespenst der Steppen und Wüsten, das geheimnißvolle Sonnenspielzeug, von den Magyaren Délibab genannt. Ueber uns jedoch wölbte sich in südlicher Reinheit das tiefe Blau des Himmels, im Westen allein stand eine Wolkenmauer, unbeweglich und ohne vorzurücken.

Wir treten ein in den Wald von Ujfalu, es mag gegen 12 Uhr sein, in zwei Stunden können wir ihn durchwandert haben und um drei Uhr am Ziele angelangt sein. Der Uebergang von der blumigen Steppe zum eigentlichen Wald vollzieht sich langsam. Einzelne Baumkolosse, Jahrhunderte alte Eichen, strecken uns ihre gewaltigen Arme knorrig und vielverzweigt entgegen, nach und nach wird der Abstand der Bäume geringer, hin und wieder sieht man einzelne Dickichte, Geröhrmassen schieben sich an feuchten Stellen ein, und allmählig falten die stummen Bewohner dieser Pflanzenstadt ihre tausend und abertausend Hände über uns dichter und dichter zusammen, dem Eindringen des lichten Tages den Zutritt wehrend. Nur hin und wieder gleitet noch ein Büschel goldig-smaragdener Strahlen an den Stämmen der Hochbäume hin und macht den grünen Sammt der berasten Bodendecke aufleuchten oder verzittert in dem Zweiggewirr des Unterholzes.

Anfangs flattern vor unseren Tritten zahlreiche kleinere Sumpfvögel auf, kreischend, lärmend und schwatzend, der widerwärtige Lärm von Reiherkolonien macht sich in den Wipfeln der Bäume hörbar, und das Gurren der Wald-

tauben dringt gleichförmig aus der Ferne zu uns her. Nach und nach aber wird es stiller und stiller, der Boden wird weicher und feuchter, an einzelnen Stellen drängt sich schwarzes Gewässer gluckſend nach, wenn die Sohle des Fußes die Erde verläßt, und hin und wieder sehen wir zu beiden Seiten kleinere und größere Tümpel, von Binsen umrahmt, von Algen und Wasserlinsen überkleidet.

Und dann kommt ein Augenblick, wo wir an dem morastigen Rande eines eigenartigen See's stehen. Vor uns und links und rechts, ist der feste Waldboden verschwunden unter einer Schicht tiefschwarzen, fauligen Wassers, aus dem Schilf und Rohr, struppiges Unterholz und gigantische uralte Bäume zum Himmel emporstreben. Hier ist unserer Wanderung ein Ziel gesetzt, auch seitwärts läßt sich ein Weg nicht wohl verfolgen und so gilt es denn umzukehren, um an anderer Stelle den Versuch, einen Pfad durch die Wildniß zu finden, zu erneuern. Wir kehren zurück nach den offneren Stellen der Waldung, wandern eine Strecke seitlich auf trockenem Wiesengrund, und tauchen nochmals ein in die düsteren Schatten der Zweige. Aber der Erfolg ist kein besserer, bald sehen wir wieder das einsame Ufer des Waldsee's vor uns und sind auf's Neue zur Umkehr gezwungen. Auch ein dritter, selbstgebahnter Weg läßt uns erkennen, daß es vergeblich sein wird, auf die Auffindung festen Bodens im Waldinnern weiter zu rechnen; es wird nichts übrig bleiben, als, dem Rathe des alten János folgend, den Gehölzsaum in westlicher Richtung zu umgehen.

So wenden wir denn zum dritten Male unsere Schritte

rückwärts, bestrebt, uns durch das Dickicht, stachliches Gestrüpp, mannshohe Schilfwälder einen Weg zu bahnen, hinaus nach dem fröhlichen Sonnenschein. Rasch geht es also zurück, das heißt, so rasch es eben möglich ist. Dornen haken sich an unserer Kleidung fest, lianenartige Pflanzentaue hängen sich hemmend an unsere Glieder, Zweige schlagen uns in's Gesicht, und die Unebenheiten des Terrains fordern vorsichtige Auswahl, ehe wir den Fuß niedersetzen. Bisweilen ist undurchdringliches Dickicht zu umgehen, den nassen Stellen muß ausgewichen werden, und das Alles macht den Marsch zu einem beschwerlichen. Von Innehaltung einer geraden Richtung kann nicht die Rede sein; Zweige und Halme schlagen hinter uns zusammen, wenn wir an ihnen vorüber sind, der elastische Moorboden hebt sich rasch wieder, nachdem der flüchtige Fuß ihn berührt hat, und keine Spur bleibt hinter uns zurück. Ringsum die pfadlose, schweigende Wildniß. Wir sind bereits ermüdet.

Da, endlich! Die Bäume lichten sich, ein Theil des Himmels wird sichtbar, aber er ist nicht mehr sonnig-blau, sondern mit jagenden Wolken bedeckt. Indessen, wir sind ja am Ende unserer mühevollen Wanderung. Noch diese Röhrichtbarre, und wir müssen hinaustreten auf die baumfreie Ebene. Nun theilen sich die letzten Halme vor uns, der Ausblick wird frei, aber was ist das? Eine Waldblöße liegt vor uns, der Untergrund etwas erhöht und trocken, mit wirrem, kurzem Gras bedeckt, aber von einem Ende der Baummassen ist nichts zu sehen, denn um uns her erhebt sich starr und finster die Mauer der dunkelgrünen Waldung, durch deren Wipfel hin und wieder ein eintöniges

Brausen geht, wenn dieselben von den Luftstößen gestreift werden.

Wo sind wir? Haben wir die Richtung verloren, sind wir falsch gegangen? Die Sonne scheint nicht mehr, sie kann uns den Weg nicht mehr anzeigen, die Windrichtung kann umgeschlagen sein, sie ist kein Merkmal für uns. Wenn wir in die Längsrichtung des Waldes gerathen wären, was dann? Gleichviel; hi r gilt es weiter zu kommen und zu versuchen, stetig in einer bestimmten Richtung vorzubringen, nur so ist eine baldige Befreiung aus unserer etwas unbehaglichen Lage denkbar, und so schließt sich denn auf's Neue hinter uns das Dunkel des Urwaldes.

Anfangs versuchen wir durch Plaudern die Befangenheit zu verwischen, die sich unser seit der Erkenntniß unseres Irrthums bemächtigt hat. Bald aber gewinnt der Eindruck unserer düsteren Umgebung das Uebergewicht über unsere Stimmung, und wir schreiten nun verstummt und in Gedanken vertieft durch die Stille des Waldes. Das Terrain beginnt bald, sich wieder zu senken, die Vertiefungen sind durch Wasser ausgefüllt, und nur einzelne Erhöhungen aus altem Laub und Halmbüscheln gewähren einigen Halt für den Fuß. Wir springen über die größeren Lücken hinweg und fassen die schwankenden Aeste, um uns zu halten, klammern uns an den dünneren Stämmen an, und kriechen auf den moosüberdeckten Leichen vielhundertjähriger gestürzter Pflanzerkolosse entlang. Aber es ist kein Ende der Wanderung abzusehen, obgleich allmählig Stunde auf Stunde verrinnt, obgleich wir längst eine Entfernung zurückgelegt haben müssen, vierfach so groß, als

die Breite der Waldung. Als aber nach und nach die Glieder zu ermatten beginnen, als das Blut, von der dauernden Anstrengung getrieben, rascher durch die Adern pulsirt, an den Schläfen hämmert und an den Augen drückt, als von der Stirn die perlenden Tropfen niederfallen und der Athem schneller die keuchende Brust hebt, da verdoppeln sich die Beschwernisse, die sich uns entgegenstellen. Die einzelnen Bodenerhebungen sind längst verschwunden, wir haben es aufgeben müssen, uns vor Nässe zu schützen und suchen im Wasser vorwärts zu kommen, so gut es geht. Der Untergrund ist schlammig und erweicht, wir sinken tief ein und die Bodenmasse heftet sich schwer an die Sohlen, so daß jede Bewegung zur anstrengenden Arbeit wird. Die Wasser, die uns anfangs bis zum Knie reichen, steigen langsam, aber unaufhaltsam; die trübe Fluth steigt höher und höher; schon schreiten wir bis zur Hüfte im Wasser, schon ist der Leib umspült und nun, indem wir weiter und weiter zu kommen trachten, sind wir bis unter die Schultern eingesunken in das feindliche Element.

Es ist fast finster um uns geworden, verworren nur gewahren wir das wildverschlungene Gestrüpp des Unterholzes und darüber aufragend Stamm an Stamm, knorrig und tausendästig, ein unzählbares Heer von Pflanzenriesen, endlos aufgestellt, drohend, sinnverwirrend. Wo ist der Ausgang aus diesem Labyrinth, wo der Faden, der uns den Rückweg finden läßt?

Die Qualen des Hungers stellen sich allmählig ein, Zunge und Gaumen sind vertrocknet, denn das uns umgebende Wasser ist ungenießbar, von ekelerregendem Ge-

schmack; das feuchte Gras hängt uns wirr in das bleiche, heiße Gesicht, die Füße beginnen zu zittern, jeder Schritt wird zur Qual, die Minuten dehnen sich endlos. Wir ruhen bisweilen, an einen Baum gelehnt, um Athem zu schöpfen nach der furchtbaren Anstrengung, aber immer und immer wieder treibt es uns fort, weiter und weiter, um der schauerlichen Wildniß zu entrinnen.

Aber es kommt ein Augenblick, da versagen die Glieder dem Willen den Dienst, und es legt sich wie bleierner Druck über Gehirn und Gedanken. Da stehen wir uns gegenüber, Auge in Auge, sehen den Untergang vor uns, ahnen, daß es keine Rettung mehr gibt. Von wo soll Hilfe kommen, wer wird uns einen Ausweg zeigen? Wir sind ermattet, bis zum Tode erschöpft, und die Nacht bricht an; vielleicht eine Stunde noch, vielleicht etwas länger, werden wir uns aufrecht erhalten können, dann wird der ermüdete Leib zusammenbrechen und die stillen Fluthen werden sich über uns schließen, stumm und geräuschlos.

Sterben! Jetzt schon — muß es denn sein? Und vor mir sehe ich zwei liebe treue Augenpaare auftauchen, thränenverschleiert, todestraurig. So wäre es das letzte Mal gewesen, daß ich an Eurer Brust geruht, Ihr Lieben, das letzte Mal, daß ich Euren Händedruck gefühlt, als ich von Euch Abschied nahm? — Und das Herz krampft sich zusammen in sehnsüchtigem Schmerz und zuckt auf in wildem, verzweiflungsvollem Weh. Lebt wohl! Lebt wohl!

Todt! — Warum nicht? — Auch in Jugendkraft und Lebensmuth mag sich's leicht sterben lassen. Wenn die

Walkyre sich dem jungen Krieger naht im Kampfgewühl, wenn die Faust das Schwert fester faßt, wenn die Brust geschwellt ist von Begeisterung für eine große Sache, opferbereit für ein erhabenes Ziel. Oder wenn der Todesengel mit rauschendem Flügelschlag über der schäumenden Meerfluth daherkommt, und das morsche Schifflein zerbricht vor der Gewalt der entfesselten Naturkräfte. Oder auch, wenn er an das Krankenlager herantritt und mit dem Friedenskusse Erlösung bringt von allem Leid! Aber so — so!

Tückisch und grausam schleicht es zu Dir, macht Dir das Herzblut erstarren, sieht Dich gespenstig und hohläugig an, und nickt Dir grinsend zu; verschwindet und kehrt wieder, sich an der ohnmächtigen Qual des Opfers zu weiden. Da wird der Tod zu dem bleichen Gerippe, das mit der Sense vor Dir steht und Dich anstarrt, ausholend zum entscheidenden Hieb, aber wieder und wieder zögert, da wird er — — —

Doch was ist das! Wäre es möglich? „Halljuk, horch!“ hör' ich's von Koloman's bleicher Lippe flüstern, sehe, wie er sich in athemloser Spannung vorbeugt, die Hand an den Kopf gelegt: „Halljuk barátom, ich glaube Hundegebell zu hören.“

Und zitternd drängt sich eine Blutwelle vom Herzen zum Kopfe und wieder zurück. Ist es denkbar, sollte es noch in letzter Stunde Erlösung geben von dieser Pein? Und wir stehen da, bewegungslos lauschend, kaum athmend, in furchtbarster, aber stummer Erregung. Da dringt zu uns her aus weiter, weiter Ferne, schwach und kaum vernehmlich, seit langen Stunden der erste Laut von der

Außenwelt: das Bellen eines Hundes — noch einmal und wieder und wieder. Ein Jubelruf ringt sich los von der gequälten Brust, wir fallen einander in die Arme, und der Druck der Hand, der Blick des Auges sagen: Gerettet!

Die sichere Hoffnung gibt uns neue Kräfte. Wir brechen uns Bahn, jedes Hinderniß überwindend, der Richtung zu, von der jener Ton zu unserem Ohre drang. Unsere Hand bricht starke Aeste mühelos; Blut dringt uns unter den Nägeln hervor, wir bemerken es nicht, zackige Dornen zerreißen unser Gesicht, wir fühlen es nicht; nur vorwärts, der Rettung entgegen.

Und endlich, endlich wird das Wasser seichter, langsam hebt sich der Körper aus dem häßlichen Schlamm, wir kommen an offenere Stellen, und dort drüben — ist es keine Täuschung, kein Trugbild? — dort drüben schimmert durch das Blättergewölbe der stille Abendhimmel, dunkel schon, aber licht und freundlich gegen die trostlose Nacht, die uns bisher umgab.

Eine schwere Viertelstunde noch, und wir treten hinaus auf festen Grund, wiedergegeben dem Leben, auferstanden aus dem feuchten Grab. Vor uns liegt ein Streifen der Ebene, dahinter dunkle Gebirgsmassen, und seitwärts sehen wir Licht schimmern: eine menschliche Wohnung. Der Nachtwind fährt kältend über den Plan, er trifft den durchnäßten Körper und macht ihn zusammenschauern, aber wir empfinden weder Kälte, noch Schmerz, noch Mattigkeit, denn der Jubel des Herzens überwiegt alle äußeren Eindrücke.

Die Csárda (Schenke), in die wir eintreten, ist nicht

allzuweit von Ujfalu gelegen, wir müssen also, unfähig die Richtung einzuhalten, Stunden lang im Kreise umhergeirrt sein. Ein Bad in dem heißen Wasser der dort so häufigen Schwefelquellen gibt den starren Gliedern Wärme und Geschmeidigkeit zurück, ein feuriger Wein bringt den Nerven die nöthige Stärkung, und ein tiefer, traumloser Schlaf senkt sich auf die müden Augenlider und läßt uns die Schrecken der Wildniß vergessen.

Am anderen Morgen sahen uns die Csikos (Pferdehirten), deren Gastlichkeit wir in Anspruch genommen haben, noch lange staunend nach, denn wir sind die ersten Opfer, die der berüchtigte Wald von Ujfalu wieder hergegeben hat, seit Menschengedenken. Sie wissen zu erzählen von streifenden Jägern, beerensuchenden Kindern, fremden Wanderern, die er in sein geheimnißvolles Dunkel aufgenommen hat, aus dem es bisher keine Wiederkehr gab.

Unsere tägliche Kost.

Ein Beitrag zur Ernährungsfrage.

Von

Ernst Jederfall.

Bis auf den heutigen Tag herrscht in den weitesten Kreisen, selbst unter den berühmtesten Gelehrten und Aerzten, sowohl über das Wesen der Ernährung, als über den Werth der einzelnen Nahrungsmittel im Allgemeinen eine Unsicherheit, die um so erstaunlicher ist, als die Nahrungsfrage doch gewiß die erste und wichtigste der Menschheit und die Beschaffung und Bereitung der täglichen Kost die Grundlage aller menschlichen Thätigkeit ist, um so erstaunlicher auch, als jeder Einzelne täglich in der Lage ist, an sich selbst und Anderen Erfahrungen über Werth und Nutzen der Nahrungsmittel zu sammeln, aus welchen millionenfachen Erfahrungen — wie man glauben sollte — doch längst allgemein giltige Wahrheiten gewonnen sein müßten.

Daß dem indessen nicht so ist, lehren die widersprechenden Ansichten in den alltäglichsten Erörterungen über die geläufigsten Nahrungsmittel, lehrt schon ein Hinweis auf die vielverlästerte, mehr und mehr anwachsende Sekte der

Vegetarianer; und wie für Jedermann die Nahrungsfrage einmal eine „Gewissensfrage“ werden kann, so dürfte vielleicht Manchem damit gedient sein, die Hauptresultate der neuesten Forschungen, wie sie Autoritäten wie Liebig, Virchow, Pettenkofer u. A. festgestellt haben, sowie auch die Hauptgesichtspunkte, unter denen sie gewonnen wurden, kennen zu lernen oder beim Lesen dieser Zeilen sich in’s Gedächtniß zurückzurufen.

In erster Linie kommt es natürlich darauf an, sich klar zu machen, was denn im Grunde und im eigentlichen Sinne des Wortes ein Nahrungsmittel ist, welche Eigenschaften dasselbe besitzen muß, um seinen Zweck, die Ernährung des Körpers, wahrhaft zu erfüllen; denn es ist wohl ohne Weiteres einleuchtend, daß die landläufige Meinung, wonach Alles, was man ißt und trinkt, Nahrungsmittel sei, vor der Kritik nicht Stand hält. Nicht einmal alle diejenigen Stoffe, die man genießt, welche in der That dem Körper Nutzen bringen, sind Nahrungsmittel; vielmehr sind nur diejenigen Stoffe wirkliche Nahrungsmittel zu nennen, welche den alltäglichen und dauernden Zwecken der Ernährung und des ganzen körperlichen Lebens und Gedeihens dienen.

Obgleich nun aber diese Erklärung die weitgehendsten Ansprüche befriedigt, so beginnt doch gerade hier die schwierige Frage aufzutauchen von der Unterscheidung der wirklichen Nahrungsmittel und der bloßen Genußmittel, welch’ letztere, wie Kaffee und Thee, Bier und Wein, Gewürze u. s. w., doch heute bei keiner täglichen Kost fehlen. Und in der That ist diese Frage so schwierig, daß selbst

in wissenschaftlichen Kreisen darüber gestritten wird, ob z. B. die in jedem Haushalt anzutreffenden Genußmittel Kaffee und Thee wirklichen Nährwerth haben oder nicht.

Grundsätzlich werden die bloßen Genußmittel von den Nahrungsmitteln dadurch unterschieden, daß deren Aufnahme in den Körper keine Nothwendigkeit ist, sondern nur eine Annehmlichkeit, daß sie nicht wie diese eine allgemeine Bedeutung für alle Theile des Körpers besitzen, sondern nur auf unser Nervensystem wirken, besonders auf die Nerven des Gehirns und des Rückenmarks (z. B. Opium, Alkohol, Tabak), oder auf die Schleimhäute der Nase, Zunge oder des Magens (z. B. Essig, Gewürze), ohne diese vereinzelten Körpertheile zu ernähren, die sie vielmehr nur auf kurze Zeit verändern und zwar in einen Erregungszustand versetzen.

Obgleich also die Genuß- oder Reizmittel heutzutage durch Sitte und Gewohnheit zu jeder Mahlzeit gehören, sind sie an und für sich doch entbehrlich, ja meistens direkt nachtheilig, während die Nahrungsmittel selbstverständlich unentbehrlich sind.

Welche Eigenschaften sind es denn nun, die aus allem Genießbaren die eigentlichen Nahrungsmittel unterscheiden?

Die Haupteigenschaft der Nahrungsmittel ist ihre indifferente Beschaffenheit, d. h. sie dürfen keinerlei reizende oder erregende Wirkungen hervorbringen. Denn ihre Hauptaufgabe besteht darin, durch die Verdauung ihrer Bestandtheile in's Blut überzugehen, weil sie nicht anders als vom Blute aus wirken können, welcher „ganz besondere Saft“ in unausgesetztem Kreislaufe den einzelnen Körper-

theilen zugeführt wird, damit diese aus ihm den ihnen entsprechenden Ergänzungsstoff aufnehmen (assimiliren).

Aber auch die allermeisten Genußmittel und Arzneien „gehen in's Blut" (freilich ohne Ernährungszwecken zu dienen), und deshalb kommen als weitere Haupteigenschaften der Nahrungsmittel deren Verdaulichkeit und Assimilationsfähigkeit in Betracht.

Nur zu oft freilich wird Genossenes nicht nur fälschlich für ein Nahrungsmittel, sondern sogar für „verdaut" angesehen, wenn es „weiter keine Beschwerden" verursacht hat, ohne daß man sich klar wird, daß es meistens auf die Größe und Zertheilung der genossenen Dinge ankommt, ob sie Beschwerden verursachen oder nicht, wie ja — ganz abgesehen von dem Alles verdauenden Straußenmagen — gewisse Menschen Dutzende von Kirschkernen ohne Beschwerden verschlucken können.

Eine eigentliche Verdauung hat aber nur dann stattgefunden, wenn das Genossene im Magen aufgelöst worden ist. Diese im Magen und seinem direkten Anschluß Zwölffingerdarm vollendete Auflösung, welche durch die aus besonderen Drüsen abgesonderten Verdauungssäfte unterstützt wird, beginnt schon im Munde, und es ist die Feinheit der Zerkleinerung, in welcher die Nahrung dem Magen zugeführt wird, begreiflicherweise eine Hauptbedingung für eine erfolgreiche Auflösung derselben. Denn die aus den Speicheldrüsen während des Kauens abgesonderten Säfte des Mundes sind für den Verdauungsprozeß nicht weniger bedeutsam, als der Magensaft der Magendrüsen und der Bauchspeichel der Bauchspeicheldrüse.

In keinem Falle also wird ein Nahrungsmittel als solches unverändert in's Blut aufgenommen, kein Fleisch als Fleisch, kein Eiweiß als Eiweiß, sondern es wird allemal zuvor im Magen in lösliche Stoffe, die sogenannten Peptone, verwandelt, kommt als solche zur Aufnahme in's Blut und wird von diesem den Muskeln zugeführt, welche aus diesen Verdauungsstoffen schließlich wieder Fleisch bilden. Dieser ganze Vorgang heißt die Assimilation und durch sie wird der Nahrungsstoff dem Blute, wie schon der Ausdruck andeutet, „gleich gemacht".

Es kann im Grunde gleichgiltig sein, ob man die Ernährung im engsten Sinne, wissenschaftlich, nur als die Aneignung der vielfach veränderten Nährstoffe durch die Körpertheile auffaßt, also nur die Schlußkapitel des Verdauungsprozesses im Auge hat, oder ob man darunter, wie meistens die Laien, nur das eigentliche Essen, also die Anfangsthätigkeiten der Ernährung versteht, oder endlich im weitesten Sinne alle jene Thätigkeiten, die mit dem Essen beginnen und mit der Assimilation abschließen: es kommt für die „Praxis" nur darauf an, daß die verdauliche Nahrung dem Blute eine genügende Menge brauchbarer Stoffe zuführe, damit die Ernährung eine zweckentsprechende wird.

Fast alle Nahrungsmittel, sowohl pflanzliche als thierische, enthalten ganz und gar unverdauliche Stoffe, können aber dennoch vorzügliche sein, wenn nur die brauchbaren Bestandtheile überwiegen und jene unverdaulichen so fein oder zertheilt sind, daß sie keine Beschwerden verursachen. Kein Menschenmagen ist z. B. im Stande, die Schalen von Aepfel oder Pflaumen, Erbsen oder Bohnen zu ver-

dauen; daraus folgt aber weder, daß diese Früchte geringere Nahrungsmittel sind, noch daß sie für einen gesunden Magen Beschwerden erregen müssen. Kein Menschenmagen verdaut die Muskelfasern, sowie die elastischen und sehnigen Bestandtheile des Fleisches, z. B. die reichlich in Schweineohren, Schwarten und Preßwurst vertretenen Knorpel, oder das von elastischen Fasern strotzende „Lungen-Haché". Sogar reines Fleisch ist zumeist unverdaulich, wenn es in großen Bissen verschluckt wird, weil die Verdauungssäfte das Innere desselben gar nicht erreichen können.

Das vernünftige Essen besteht deshalb nicht darin, sich den Magen zu füllen, wie es z. B. jene wilden Ottomaken thun, von denen Humboldt erzählt, daß sie — wenn der Fang von Flußthieren unmöglich wird — Monate lang beträchtliche Mengen eines fetten Thones hinunterwürgen, sondern darin, zweckdienliche Nahrungsmittel für die Aufnahme in den Magen und fernerhin in's Blut durch vollständiges Kauen, das übrigens allererst das Schmackhafte der Speisen zur vollen Geltung bringt, wohlbewußt vorzubereiten, nicht dem Magen ungebührliche und überflüssige Arbeit zuzumuthen, damit er seine Kräfte an unverdaulichen Stoffen vergeude, sondern in erster Linie dem Zwecke der Ernährung gerecht zu werden. Hiebei ist es bemerkenswerth, daß das eigenthümliche Gefühl der „Leere", das als Appetit zur Geltung kommt, das Hungergefühl, nicht immer der Ausdruck des instinktiven Nahrungsbedürfnisses, sondern oft eine Gewohnheit, den Magen zu füllen, ist.

Bis vor Kurzem sind nach Liebig's Vorgang die Nahrungsmittel in die eigentlichen Nährstoffe (Eiweißstoffe)

und in die wärmebildenden Stoffe unterschieden worden, und wenn auch diese Unterscheidung, wie die neuere Physiologie erkannt hat, irrig ist, so hat sie doch noch immer im großen Publikum so viel Anhang, daß sie hier flüchtig betrachtet zu werden verdient.

Im Gegensatz zu den eigentlichen Nährstoffen, d. h. blutbildenden Stoffen, die vorzugsweise für den Ersatz der verbrauchten Blutbestandtheile dienen, gibt es nämlich Nahrungsmittel, deren verdaute Stoffe hauptsächlich zur Erzeugung der „thierischen Wärme" dienen, und zwar sind dies in erster Linie die pflanzlichen Nahrungsmittel, die außer ihren blutbildenden Stoffen auch einen bedeutenden Reichthum an Kohlenstoffverbindungen haben.

Zu diesen wärmebildenden Stoffen also gehört ein großer Theil unserer täglichen Kost, Reis, Sago, Kartoffeln, Früchte, Gemüse u. s. w., welche als Hauptbestandtheil Stärke enthalten.

Diese zur Nahrung verwandten Wärmestoffe enthalten nun außer Kohlenstoff auch noch die Jedermann bekannten Elemente Sauerstoff und Wasserstoff, und zwar entweder in demselben Verhältniß, in welchem diese beiden das Wasser bilden, oder in demjenigen, daß der Wasserstoff stark überwiegt.

Im ersteren Falle nennt man diese Wärmestoffe Kohlenhydrate, und zu ihnen gehören, außer jenen genannten stärkehaltigen, alle Arten Zucker, wie auch die meisten Fruchtsäuren, wie z. B. Essig-, Wein-, Citronen-, Aepfelsäure u. s. w.; in dem anderen Falle heißen sie

Kohlenwasserstoffe, zu denen alle Fette und Oele gehören.

Was nun im Gegensatz zu den „Wärmestoffen“ die eigentlichen „Nährstoffe“ anbelangt, so führen sie ihren Namen deshalb, weil sie die verschiedenen Körpertheile zu ernähren und deren verbrauchte Bestandtheile zu ersetzen bestimmt sind. Die Grundlage aller thierischen Gewebe bilden nämlich stickstoffhaltige Substanzen, die sowohl in den Knochen und Knorpeln, wie insbesondere im Fleisch, in den Muskeln, Nerven (Gehirn und Rückenmark) und im Blut vorkommen, so daß also die Nährstoffe einen starken Stickstoffgehalt haben müssen. Es wären dies, nach ihrem Gehalt an Stickstoff geordnet, besonders: Käse, Bohnen, Linsen, Erbsen, mageres Fleisch, Eier, Roggen, Weizen, Mais, Reis ꝛc. Dies also war die alte Liebig'sche Ernährungslehre.

Nun ist jedoch — wie Virchow besonders hervorhebt — unser Organismus von einer so wunderbaren Vielseitigkeit, daß diese Scheidung in Wirklichkeit nicht zutrifft, weil der Körper sowohl bei vorwiegender Fleischkost seinen Bedarf an Wärmestoffen, wie andererseits bei ausschließlicher Pflanzenkost auch die erforderlichen Nährstoffe aus der Pflanzennahrung zu entnehmen vermag. Das Letztere beweist nicht nur der klassische Pythagoras, der in seiner Schule einstmals den Fleischgenuß ganz ausgerottet hatte, oder die ersten christlichen Mönche bis tief in's Mittelalter hinein, die sich aller Fleischnahrung enthielten, sondern auch unsere heutigen Vegetarianer, welche grundsätzlich nichts

genießen, was vom getödteten Thiere stammt, und dabei doch gesund, kräftig und leistungsfähig bleiben.

Ist also auch die Liebig'sche Behauptung, daß die Eiweißstoffe ausschließlich die Ernährung des Körpers bewirkten, heutzutage sowohl theoretisch als praktisch widerlegt, so begegnet man doch noch immer der hartnäckig festgehaltenen Annahme, daß die besonders im Fleische enthaltenen Eiweißstoffe es seien, welche die Kraft zu anhaltender Muskelarbeit lieferten, wobei mit Vorliebe auf die „beefsteakessenden Engländer" hingewiesen wird. Aber auch dies ist als Irrthum neuerdings, besonders von Voit, nachgewiesen worden. Als man nämlich den Stoffwechsel während der Ruhe und der Arbeit vergleichend studirte, da fand man, daß auch bei der stärksten Muskelarbeit der Eiweißumsatz im Körper nicht größer als bei völliger Ruhe ist, wohingegen man die Kohlensäureproduktion, die Sauerstoffaufnahme, die Wasserausscheidung und die Wärmebildung vermehrt antraf. Voit theilt Zahlen mit, aus denen hervorgeht, daß starke körperliche Anstrengung die Eiweißzersetzung nicht vermehrt, daß das Eiweiß (stickstoffhaltige Nahrungsmittel) also unmöglich die Quelle der Muskelkraft sein kann.

Es würde hier zu weit führen, die Gründe für oder wider die ausschließliche Pflanzenkost anzuführen, Thatsache ist, daß bei allen Kulturvölkern (mit Ausnahme der alten Indier) die wohlhabenden Klassen stets gemischt[illegible]st, die ärmeren und arbeitenden vorwiegend Pflanzen[illegible]nossen haben. Daneben hat es stets einzelne Leute un[illegible] Sekten gegeben, welche aus religiösen, humanen oder wissenschaft-

lichen Gründen sich der Tödtung von Thieren und des Genusses ihres Fleisches enthalten haben, so daß also der gegenwärtig wieder lebhafter werdende Streit über den Vegetarianismus uralt ist und auch schwerlich jemals in allgemein giltiger Weise beendet werden wird.

Jedenfalls ersehen wir aus diesem Meinungsstreite, daß es durchaus nicht so ängstlich darauf ankommt, was man ißt, wenn die Nahrung nur reinlich, schmackhaft und nicht reizend ist, und vor Allem nicht zu viel gegessen wird.

Noch erübrigt vielleicht, ein Wort über die Zubereitung anzufügen.

Allerdings gibt es viele Nahrungsmittel, die der Kochkunst nicht bedürften, weil sie in ihrem natürlichen Zustande verdaut werden, wie sämmtliche Obstarten und Getreidearten (Roggen, Gerste, Weizen, Hafer, Buchweizen, Mais 2c.), außerdem Fruchtsäfte, pflanzliche Oele. Die Cerealien roh zu genießen, erfordert allerdings gute Zähne und kräftige Verdauungsorgane. Indessen haben uns auch hier einige extreme Vegetarianer, welche sich ohne Beihilfe des Küchenfeuers nähren, gezeigt, daß die Sache ohne Schädigung der Gesundheit wohl durchzuführen ist. Die Hülsenfrüchte jedoch, insbesondere aber Fleisch, Kartoffeln und Gemüse, müssen durch zweckdienliches Kochen, Schmorren, Braten oder Pökeln erst genießbar gemacht werden. Diese künstlichen Zubereitungsweisen machen die Speisen weich, insofern sie die P[illegible]zellen sprengen und die Fleischfasern der Quere, nicht [illegible]änge nach auflockern, und derart, wie auch das Stoßen, Reiben, Hacken und weitere Küchendienste, der Verdauung vorarbeiten.

Es wurde schon erwähnt, daß im Gegensatz zu den **unentbehrlichen** Nahrungsmitteln die **entbehrlichen** Genuß- und Reizmittel der Hauptsache nach auf das Nervensystem wirken.

Wenn nun aber auch die bloßen Reizmittel, wie besonders Kaffee und Thee, Wein und Bier, Gewürze, Tabak u. a. m. im Allgemeinen, besonders bei täglichem und starkem Gebrauche, dem Körper nachtheilig sind, so ist doch nicht zu verkennen, daß dieselben in unserer Zeit der gesteigerten Anforderungen eine gewisse Berücksichtigung beanspruchen dürfen, insofern diese „nothwendigen Uebel“ schlummernde Thätigkeiten zu wecken berufen, schwer fortzuschaffen sind, und deshalb in bescheidenem Maße geduldet werden müssen.

Viel ist über diesen Gegenstand schon gesagt und geschrieben worden, und auch die Reizmittel haben von manchen Männern der Wissenschaft eine beredte Vertheidigung gefunden. Derjenige Mensch wird sich aber ohne Zweifel körperlich und geistig am wohlsten befinden und am normalsten sich entwickeln, der ihrer gänzlich entbehren kann. Denn nur was uns ernährt, gehört von Rechtswegen „zur täglichen Kost“.

Venedigs Größe und Verfall.

Kulturhistorische Studie.

Von

H. Berka.

(Nachdruck verboten.)

„Wie eine ernste, halbverwischte Rune
Steht sie im Buch der Welt, im Völkerreigen,
Und wenn die Menschen schweigen,
Hier haben alle Quaderwürfel Zungen!“

Die Entstehung und die Entwickelung Venedigs bildet zweifellos einen der interessantesten und eigenthümlichsten Abschnitte der europäischen Geschichte. Flüchtlinge gründen auf kleinen Laguneninseln eine Stadt, die, gleich dem Karthago des Alterthums, zur ersten Handelsmetropole des Kontinents wird und die Reichthümer dreier Erdtheile in ihren wogenumspülten Speichern aufhäuft. Aus den kleinsten Anfängen erwächst, von der Gunst der geographischen Lage getragen und gestützt durch die Unternehmungslust, die Energie, wie die überlegene Klugheit seiner Bewohner, aus dieser Stadt ein meerbeherrschender Staat, der nicht nur den größten Mächten des Mittelalters Widerstand zu leisten vermag, sondern ihnen auch zuerst das Beispiel einer geordneten Regierungsform gibt,

der zuerst seinen Haushalt in fast ganz modernem Sinne organisirt und zugleich eine lange Zeit fast einzig dastehende Blüthestätte der Künste und Wissenschaften bildet.

Flüchtlinge waren es in der That, Flüchtlinge von dem reich besiedelten Gestade Norditaliens, die im 5. Jahrhundert vor dem verheerenden Ansturm der Hunnen in den nahen Lagunen eine Zuflucht suchten und fanden. Die kleinen der Küste vorgelagerten Inseln waren zwar damals, wie neuere Forschung nachgewiesen hat, keineswegs öde und unkultivirt, sondern mit den Villen und Gärten der reichen Bewohner der Küstenstädte bedeckt, aber erst im 5. Jahrhundert wurden sie zu dauernden Wohnstätten erkoren. Die Sicherheit ihrer Lage ließ in jener Zeit ewig wechselnder Gefahren dem ersten Flüchtlingsstrom zahlreiche Nachzügler folgen, und die vorhandenen kultivirten Inseln, unter denen schon damals das den Kern des heutigen Venedigs bildende Eiland Riva alta (später Rialto) hervorstach, boten bald keinen Raum mehr für die wachsende Bevölkerung. Die zahlreichen zur Ebbezeit trockenen Sandbänke wurden daher durch Pfahlwerke und Eindämmungen befestigt und durch Aufschüttungen erhöht und dadurch neues Land gewonnen. So entstand nach und nach das Gewirr der Inseln mit den Kanälen dazwischen, den Schleusen und Wasserwerken, so wuchs auf Pfahlrosten die Stadt empor, im wahren Sinne durch den Fleiß einer unermüdlich mit den Elementen ringenden Bevölkerung dem Meere abgewonnen. Schon um die Mitte des 7. Jahrhunderts schlossen sich die Inseln zu einem Staatsverbande zusammen und wählten ihren ersten gemeinschaftlichen „Herzog“, wie

denn die Bezeichnung des venetianischen Staatsoberhauptes als „Doge" dem lateinischen dux (Herzog) entspricht. Thatsächlich war derselbe auch bis in das 12. Jahrhundert hinein ein fast souveräner Monarch, erst dann bildete sich die eigenartige Staatsform einer streng aristokratischen Republik aus.

Das Meer wies seine Kinder von selbst auf den Handel hin. Wenn die Seefahrten der Venetianer anfangs nur den Zweck hatten, die Eilande mit Lebensmitteln zu versorgen, so erweiterte der Handelsgeist ihre Ziele. Bald erschienen die Schiffe vom Rialto an den Küsten Istriens und Dalmatiens, um aus den reichen Wäldern derselben starkes Bauholz für die Pfahlrosten der Inselbauten zu holen, und nicht lange, so wagten sie sich hinab zum Peloponnes und um denselben herum bis nach Byzanz. Dort aber lag zu jener Zeit immer noch der geistige Schwerpunkt der bekannten Welt, die Byzantiner waren die unbestrittenen, freilich auch verdorbenen Erben des klassischen Alterthums, und die Venetianer wurden ihre gelehrigsten Schüler. Aus der Berührung mit den Byzantinern schöpften sie die Anregungen zur Ordnung ihres eigenen Staatswesens, zur Entwickelung ihrer Finanzen und zu jener überlegenen Politik, welche später die Diplomaten der Republik so sehr zu den besten Europa's machte, daß ihre Berichte und Notizen heute noch als die vortrefflichsten Quellen der Geschichtsforschung gelten. Aber am goldenen Horn, in der Weltstadt Byzanz, konzentrirte sich zugleich damals auch der größte Theil des gesammten Levantehandels und zog sich immer mehr nach der gesicherten Hauptstadt des

oströmischen, auch im Verfall noch mächtigen Reiches, nachdem ihm die Eroberungen der Araber die südlicheren Pfade versperrt hatten. Wenn hier der erste Austausch der indischen Waaren gegen das europäische Silber stattfand, so wurde Venedig und das mit ihm wetteifernde Genua zur zweiten Umsatzstätte. Der einzige Handelsweg, der Italien und das tiefeingebuchtete adriatische Meer mit dem von ihnen durch die damals unwegsamen Alpen geschiedenen Deutschland verband, stieß fast unmittelbar auf Venedig, und die Flußläufe des Po, der Brenta, der Etsch wurden für die Lagunenstadt natürliche Absatzwege nach dem inneren Italien. Deutschland aber mit seinen reichen Bergwerken und seiner zahlreichen Bevölkerung, und Italien waren damals die absatzfähigsten Länder Europa's. So brachten die Schiffe von Süden und Osten her Spezereien und Perlen, Teppiche und Gewandstoffe nach den Lagern Venedigs, auf dem Landwege führten die Kärrner Edelmetall, Leinen und Wolle, Getreide und Häute heran. Nicht genug damit, entfaltete sich in Venedig auch schon frühe eine rege Industrie. Zuförderst war es die Salzproduktion aus den Lagunen, welche im Lauf der Jahrhunderte um so größeren Gewinn abwarf, als die Republik sich das Salzmonopol für halb Oberitalien und alle eigenen Kolonien selbst mit Gewalt zu erkämpfen und zu erhalten wußte; zwang sie doch sogar einen König von Ungarn, seine Salzbergwerke zu schließen! Sodann aber zog die hohe Bezahlung, welche man in der reichen Stadt gewährte, aus allen Ländern die besten Arbeiter in ihre Werkstätten, und der wachsende Kunstsinn der oberen Stände hob

auch die Kunstfertigkeit in den verschiedensten Fabrikationszweigen: venetianische Glaswaaren, Waffen und Stoffe waren bald die gesuchtesten in ganz Europa.

Mit der Ausdehnung des Handels und dem wachsenden Reichthum stieg auch die äußere Machtentfaltung. Um das Jahr 1000 war Venedig unbestrittene Herrin von Dalmatien und Istrien, und die Kreuzzüge brachten der Königin der Adria die Herrschaft über Kandia, die Mehrzahl der griechischen Inseln und bald auch über Morea. Weit bedeutender aber war der indirekte Gewinn, den die Kaufherren Venedigs aus den durch die Kriegsfahrten nach dem heiligen Grabe vermittelten engeren Beziehungen zwischen Orient und Occident zogen, aus dem gesteigerten Bedarf und erhöhten Luxus, den sie im Gefolge hatten. In jener Epoche begann Venedig und wiederum Genua sich an Stelle von Byzanz des direkten Handels mit dem Morgenland zu bemächtigen: sie, bei denen die Könige Europa's um Schiffe zur Ueberfahrt nach Palästina betteln mußten, verschmähten es nicht, bald mit dem Sultan von Egypten günstige Handelsverträge abzuschließen, bald sich an egyptischen Prisen zu bereichern, und während sie einerseits ihre Flotten gegen klingendes Gold an die Kreuzfahrer vermietheten, setzten sie andererseits den päpstlichen Bullen, welche jeden Handelsverkehr mit Mohammedanern untersagten, einen sehr energischen Widerstand entgegen. Nachdem dann im 14. Jahrhundert der wechselvolle Krieg Venedigs mit Genua beendet war — ein Krieg, der vielleicht mehr als jeder andere Umstand alle Türkengreuel in Europa verschuldet hat, denn nur die Eifersucht beider

Seebeherrscherinnen erlaubte dem Islam, festen Fuß am Bosporus zu fassen — stand die Lagunenstadt auch als erste Landmacht Italiens da, ihr Gebiet dehnte sich bis an die Adda aus, das stolze Banner mit dem Wahrzeichen der Republik, dem geflügelten Markuslöwen, flatterte auf den Zinnen der Städte Corfu's und Albaniens, ja 1489 trat auch die Wittwe des letzten Königs von Cypern, Catarina Cornaro, ihr Reich an Venedig ab. In den Arsenalen und Werften der Stadt arbeiteten damals 16,000 Arbeiter, und alljährlich verließen drei große Geschwader, Krieg- und Handelsgaleeren vereint den Hafen, um das eine nach Egypten, das zweite nach dem schwarzen Meer, das dritte endlich nach Spanien, Nordafrika und den Niederlanden zu segeln. Man nimmt an, daß über 3000 Fahrzeuge zu Anfang des 15. Jahrhunderts im Dienst Venedigs standen, und es war keine leere Ceremonie, wenn alljährlich am Himmelfahrtstage der Doge in seiner prächtigen Staatsgondel, dem Bucentoro, in die Adria hinausfuhr und einen goldenen Ring in die Fluthen warf mit den Worten: „So vermählen wir uns Dir, Meer, zum Zeichen unserer ewigen Herrschaft!"

Ein eigenartiges Staatswesen hatte sich während des mächtigen äußeren Aufschwunges im Inneren der Lagunenstadt ausgebildet — ein Staatswesen, das, wie man auch über seine moralische Berechtigung urtheilen mag, jedenfalls Jahrhunderte lang die mächtige Fürsprache des Erfolges auf seiner Seite hatte. Mehr und mehr war die souveräne Macht des vom Adel gewählten Dogen eingeengt und schließlich das oberste Staatshaupt zu einer fast lediglich

repräsentativen Stellung verurtheilt worden. Treffend sagte man von ihm: „Rex in purpura, senator in curia, in urbe captivus — ein König sei er dem äußeren Glanz nach, in der Rathsversammlung nicht mehr als ein anderer Rathsherr, in der Stadt ein Gefangener!“ Er durfte sich nur mit einer Venetianerin vermählen, seine näheren Verwandten waren von allen Staatsämtern ausgeschlossen, Venedigs Inseln zu verlassen war ihm nicht ohne Erlaubniß gestattet, Briefschaften fremder Mächte selbst zu öffnen war ihm untersagt, nicht einmal freiwillig abzudanken stand ihm frei und in allen wichtigen Entscheidungen war er an den großen Rath gebunden, der wieder von der Signorie, einer aus sämmtlichen in das „goldene Buch“ eingetragenen Adeligen bestehenden Rathsversammlung eingeschränkt wurde. Außerdem aber bestand der „Rath der Zehn“ und die berühmte und berüchtigte Staatsinquisition, beide bestimmt, sich sowohl gegenseitig zu überwachen, als auch die Mitglieder des großen Rathes und den Dogen. Nicht genug jedoch damit, bildete sich allmählig das Prinzip der gegenseitigen Spionage derart aus, daß selbst die drei Mitglieder der Staatsinquisition nicht vor einer Anklage sicher waren: zwei von ihnen konnten und durften unter Hinzuziehung eines Ersatzmannes den Dritten richten! Eine unumschränkte Macht vereinte sich in diesem obersten Tribunal. Diese drei Gefürchteten, von Niemand persönlich Gekannten, konnten den Dogen wie den ärmsten Arbeiter vor ihr Gericht fordern, alle Gefängnisse, der Henker wie die Folterbank standen ihnen zur Verfügung, keine Autorität kontrolirte sie, keine Formeln banden ihr Verfahren, das geheim war, wie die

Strafvollziehung. Die Schreckenskammern unter den Bleidächern waren ebenso verschwiegen, wie der Grund des Kanals, in den ihre Opfer versenkt wurden. Das Volk in seiner Masse endlich hatte keinerlei politische Rechte, diese waren ausschließlich der mit peinlicher Angst sich gegenseitig überwachenden Aristokratie vorbehalten: Niemand sollte sicher vor seinem Nächsten sein, und Furcht war die Losung der ganzen komplizirten Verfassung.

Dennoch war das Volk glücklich. Wenn der Adel allerdings in der Verwaltung der Republik, im Dienste der Marine, in der diplomatischen Laufbahn in erster Linie Ehren und Reichthümer fand, so sorgte er andererseits dafür, daß seine Schutzbefohlenen in Sicherheit die Früchte des Handels und der Industrie genießen konnten. Der Wohlstand wuchs zusehends, die Abgaben waren mäßig, die Justiz blieb trotz aller Strenge im Allgemeinen gerecht, und die Verwaltung konnte als mustergiltig gelten. Während die Provinzen und die Kolonien ganz nach dem Beispiele des alten Roms mit Härte regiert und oft bis zur Unbarmherzigkeit ausgesogen wurden, gab der Staat, auch hierin dem antiken Vorbild nacheifernd, dem Volke daheim reichlich Brod und Feste. Der Grundsatz: Alles für, nichts durch das Volk! galt wenn irgendwo, so in Venedig, und selbst die Härten der Verfassung trafen häufiger den Ehrgeiz der Aristokratie, als die niedere Bevölkerung in ihrer breiten Masse.

Man kann nicht mit Unrecht sagen, das Geld lag Jahrhunderte lang in Venedig auf der Straße — wer Hände hatte, es aufzulangen, brauchte nur zuzugreifen.

Nicht nur der Handel, nicht nur die sich immer mannigfaltiger entwickelnden Industriezweige boten tausend Gelegenheiten zum Erwerb, sondern auch der gewaltige Fremdenverkehr brachte reichen Gewinn. Vergessen wir nicht, daß die Lagunenkönigin vom 13. bis zum 17. Jahrhundert die Stellung unter den europäischen Städten einnahm, die sich später Paris eroberte. Venedig galt als weitaus die schönste, als die prachtliebendste und kunstreichste Stadt Europa's; es gab eine Zeit, in der ein längerer Aufenthalt in ihr als der unbedingt nothwendige Abschluß der „Erziehung" jedes Fürsten angesehen wurde, in der jeder Edelmann, jeder reiche Patriziersohn seinen Kursus auf jener hohen Schule der eleganten Lebensart durchgemacht, mindestens einen Karneval in Venedig verlebt haben wollte. Nehmen wir die Masse fremder Kaufherren hinzu, die in Venedig dauernd ihre Comptoire hielten oder in ewigem Wechsel zu- und abflutheten, so ist es erklärlich, welche Reichthümer sich auf den 117 Inseln, aus denen sich das Stadtgebiet zusammensetzt, ansammeln mußten.

Aber Venedig war auch in der That die sehenswertheste Stadt des Kontinents, war es schon zu einer Zeit, als Rom in Trümmern lag, als Paris, London oder Wien noch gänzlich jedes großstädtischen Anstrichs entbehrten und Berlin noch ein Fischerdorf war. Schon um das Jahr 1000 erhob sich der halborientalische Bau des Domes, unter dessen Kuppel der Schutzheilige der Stadt, St. Markus, der Sage nach begraben liegt, in seiner märchenhaften Pracht, und gleichzeitig mit ihm war der stolze älteste Dogenpalast emporgestiegen. Den mächtigen Markusplatz,

wie die beiden Seiten des Canal grande umrahmte eine schier endlose Flucht von Marmorpalästen des hohen Adels, aufgeführt von den ersten Baumeistern der Welt und ausgestattet mit allem Luxus des Orients. Was Byzanz von den Resten antiker Kunst zurückgelassen hatte, schien sich in Venedig vereinen zu wollen: vor dem Arsenal hielten die Löwen Wache, mit denen die Athener den Piräus geziert hatten, die herrlichen vier Rosse des Lysippus, die einst einen Triumphbogen in Konstantinopel schmückten, blickten vom Hauptportal des Markusdomes herab, die kostbarsten Marmormosaiken bildeten seinen Fußboden, und die Paläste der Großen füllten sich mit antiken Bildsäulen. Bald aber wuchs, wurzelnd auf der wieder erwachenden Kenntniß des Alterthums, eine neue Blüthezeit der Kunst hervor: die Renaissance, von deren Früchten wir heute noch zehren, fand in Venedig eine ihrer schönsten Pflanzstätten. Hier schufen Gian Bellini, Palma Vecchio und Bordone ihre herrlichsten Gemälde, hier begründete der unsterbliche Tizian seinen Ruhm und fand, ein Fürst seiner Kunst, eine Grabstätte unter den Fürsten und Helden seiner geliebten Vaterstadt in der Kirche dei Frari.

Stolz, reich, mächtig, beneidet und beneidenswerth trat Venedig in das 16. Jahrhundert ein. Es schien mit dem festen Gefüge seiner Verfassung, mit seinen fast unerschöpflichen Hilfsquellen jedem Ansturm gewachsen und sank doch von seiner Blüthe schneller herab, als es sich zu ihr erhoben hatte. Eine neue Zeit brach an, die Konkurrenz der mitbewerbenden Völker wuchs in ungeahntem Maße, der Welthandel zog infolge der großen geographischen Ent-

deckungen, welche im 15. Jahrhundert den Gesichtskreis Europa's unermeßlich erweitert hatten, neue Pfade. Vor Allem war es die Auffindung des Seeweges nach Ostindien, die eine Revolution in den Handelsverhältnissen hervorbrachte, Europa plötzlich mit orientalischen Waaren überschwemmte und die Preise der enormen Vorräthe, welche in Venedig lagerten, mit einem Schlage um mehr als die Hälfte herabdrückte. Wenn aber dieser momentane Schlag hätte verschmerzt werden können, die nachhaltige Konkurrenz von Spanien und Portugal, von England und Holland war nicht zu überwinden. Seit der Ocean nicht als Schranke mehr galt, sondern vielmehr eine Brücke für den Weltverkehr geworden war, mußte die Adria zurücktreten. Zu alledem entrissen die Türken fast zur gleichen Zeit Venedig die Mehrzahl seiner Inselbesitzungen und Kolonien, und allzu bitter rächte sich der eine große Fehler, den die Republik mit fast allen großen Handelsmächten, von Karthago bis auf das moderne England, gemeinsam hatte: die mangelhafte Entwickelung der eigenen Wehrkraft! Eine straffe Militärorganisation, ein kräftiges Landheer eingeborener Soldaten unter der Führung eines Venetianers wäre allzu gefährlich für die Freiheit der Republik gewesen, hätte dem Handel allzu kostbare Kräfte entzogen. Es fehlte ja nie an Gold zu Werbungen und also auch nicht an Söldnern. Daß diese aber eben stets Söldner blieben, erfuhr Venedig erst, als die frische, volksthümliche Wehrkraft der Osmanen in wenig mehr als hundert Jahren Cypern, Kandia, Morea und alle Inseln im ägäischen Meer eroberte, und die einst gefürchteten Flotten der Republik kaum noch ausreichten,

die heimischen Kauffahrer gegen die übermüthigen Piraten der nordafrikanischen Barbareskenstaaten zu schützen.

Aber nicht nur die äußeren Verhältnisse hatten sich verändert, auch im Inneren krankte der Staat unheilbar. Die stolze Abgeschlossenheit, in welcher sich der Adel Venedigs gehalten, der es sogar verschmäht hatte, durch frischen Zuzug aus dem Bürgerstande die Lücken zu ersetzen, die der Tod in die alten Geschlechter riß, konnte der neuen Zeit nicht Stand halten; ein großer und gerade der reichste Theil der Aristokratie verließ die Inselstadt, um seine Reichthümer in sicherem Landbesitz anzulegen, ein anderer verschwendete im tollen Treiben die in Jahrhunderten erworbenen Vermögen, der Staatsdienst lockte, seit Ehren und Gold in ihm spärlicher wurden, die Söhne der alten Familien nicht mehr so wie früher zum edlen Wetteifer und zur patriotischen Hingabe. So war die venetianische Republik nur noch ein lebender Leichnam, als sie die eherne Hand Napoleon's im Jahre 1797 ohne Widerstand vernichtete. Aus des Korsen Hand empfing dann Oesterreich die Lagunenstadt sammt ihren Besitzungen auf dem Festland und behauptete nicht ohne schwere Wirren seine Herrschaft bis in unsere Tage, bis 1866 das geeinte Italien „frei bis zur Adria“ sich auch Venedig errang.

Die österreichische Herrschaft hat trotz mannigfacher Bemühungen und unleugbaren Wohlwollens keine neue Blüthezeit für die Inselstadt zu entwickeln gewußt, der Verfall des alten Reichthums steigerte sich vielmehr noch, und der Handel hob sich auch dann nicht bedeutend, als Venedig zum Freihafen erklärt wurde. Zwar blieb die Stadt einer

gefallenen Königin gleich immer noch der Anziehungspunkt, der Gegenstand der Bewunderung für halb Europa, aber der alte Glanz war dahin. Verwittertes Gemäuer stieß unmittelbar an die stolzen Prachtbauten der Vorzeit, brettervernagelte Fensterhöhlen verunzierten die Façaden der herzlichsten Paläste, die glänzenden Marmorstufen zerbarsten, und auf den mächtigen Höfen wuchs das Gras zwischen den Steinen — die Bevölkerung war von 200,000 Seelen schon 1800 auf 90,000 herabgesunken, unter denen sich 30,000 Arme befanden.

Dennoch lebte gerade im Volk nicht nur die Erinnerung an die einstige Größe, sondern auch die Hoffnung auf ihre Wiederkehr. „Der Löwe von St. Markus ist nicht todt, er schläft nur!“ erzählten die Gondolieri den Fremden, wenn sie trauernd auf die verfallenen Paläste wiesen, und als der deutsche Dichter Platen, der glühendste Schilderer der versunkenen Pracht der Königin der Adria, einst einen Preis zu hoch fand, den ein greiser Antiquar für ein Trauerspiel aus dem Leben eines Dogen forderte, rief der zerlumpte Trödler voll tiefer Entrüstung: „Bedenkt, Herr, es ist aus der Geschichte Venedigs!“

Und diese Hoffnungen haben sich wenigstens zum Theil erfüllt. Die Einwohnerschaft ist wieder auf 140,000 Seelen gestiegen, und wenn Venedig auch erst die vierte Stelle unter den italienischen Häfen einnimmt, und besonders unter der drückenden Konkurrenz von Triest schwer zu leiden hat, so zählt man doch heute bereits jährlich wieder über 6000 ein- und auslaufende Schiffe, allerdings einschließlich

der Küstenfahrzeuge. Günstig vor Allem aber hat sich die Industrie entwickelt: die weltberühmten Glasfabriken liefern allein jährlich einen Ertrag von über fünf Millionen Mark, und während ihre Perlensortimente einen der hauptsächlichsten Exportartikel nach überseeischen Gebieten bilden, hat Meister Salviati's feines Kunstgefühl ihren köstlichen Mosaiken und den zartgeschwungenen, farbenprächtigen Kelchen und Kronen aus Glas ganz Europa als Absatzgebiet erobert.

Auch für die Wiederherstellung und Erhaltung der alten Prachtbauten ist viel geschehen; der wunderbare, halb im byzantinischen, halb im gothischen Styl gehaltene Dogenpalast ist besonders im Inneren gründlich restaurirt, der Markusdom ist mit großem Aufwand würdig geschmückt worden, und viele der ehemaligen Paläste sind, indem sie zum Theil einer neuen Bestimmung zugeführt wurden, mindestens vor weiterem Verfall gerettet. Freilich liegt immerhin etwas Deprimirendes darin, wenn Paläste, in denen einst Fürsten wohnten, heute als Hotels dienen müssen und auf ihren breiten Marmortreppen serviettenwedelnde Kellner ihre Bücklinge machen. Im großen Ganzen zeigt Venedig nur noch den Abglanz eines vormals wunderbar reichen, üppigen Lebens, es gleicht einer Greisin, die aus langem Schlaf erwachend sich im Jungbrunnen der Adria frische Jugend erringen möchte. Ob es ihr gelingen wird, sich wieder ganz emporzuschwingen, oder mindestens noch einmal eine Bedeutung, nicht unebenbürtig der Herrlichkeit vergangener Tage zu erlangen? Wer vermag es zu sagen?

Vielleicht, daß auch Venedigs Schicksal sich in Altmeister Goethe's schönes Wort zusammenfassen läßt:

„Was vergangen, kehrt nicht wieder.
Aber, ging es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück."

Mannigfaltiges.

Der Schneiderkrawall in Breslau. — Im April 1793 wanderte in Breslau ein Schneidergesell aus Ungarn ein und fand bei einem Meister daselbst Tagearbeit. Weil er jedoch den Meister schnell wieder verließ und bei einem anderen Arbeit nahm, beschwerte sich der Erstere auf Grund der Zunftgesetze, worauf der Geselle angewiesen wurde, nach seiner früheren Arbeitsstelle zurückzukehren. Daran wurde er jedoch durch die Drohungen seiner Kameraden verhindert. Auf's Rathhaus gefordert, wurde dem Gesellen abermals auf das Ernsteste befohlen, zurückzukehren, trotz seiner Einwendung, daß er nur für Tagearbeit gedungen gewesen sei. Weil er sich aber wiederum durch die Drohungen seiner Mitgesellen von der Ausführung des Befehls abhalten ließ, wurde er auf Befehl des Magistrats eingesteckt. Nunmehr — es war am 25. April — sandten die Schneidergesellen 15 Altgesellen auf das Rathhaus, um die Freilassung ihres Genossen zu fordern. Sie wurden jedoch wegen ungebührlichen Betragens ebenfalls eingesperrt. Alsbald begehrten 130 Gesellen auf dem Rathhause die Freilassung des Ge-

fangenen, andernfalls sollte man auch sie gefangen setzen. Das Letztere geschah auch wirklich. Am folgenden Tage verlangten die noch übrigen Schneidergesellen Breslau's entweder die Freilassung ihrer Kameraden oder ebenfalls ihre eigene Verhaftung. Ihr letztes Verlangen wurde wiederum erfüllt. Es geschah dies an einem Sonnabend. An dem darauf folgenden arbeitslosen Sonntage fand die Gährung auch Eingang bei den übrigen Zunftgesellen, welche durch die stattgehabten Verhaftungen ihre Handwerksehre beschimpft erklärten. Den Ungarn, wegen dessen die ganze Bewegung entstanden, hatte der Magistrat inzwischen über die Grenze bringen lassen. Auch die übrigen Verhafteten sollten nunmehr freigelassen werden und wurden aufgefordert, friedlich die Arbeit wieder aufzunehmen. Die Schneider aber erklärten, sie würden erst dann das Gefängniß verlassen, wenn ihr über die Grenze „abgeschobener" Kamerad zurückgebracht worden sei und eine Ehrenerklärung erhalten habe, wobei sie von sämmtlichen Gesellen der übrigen zur Zunft gehörigen Handwerke unterstützt wurden. Diese Beharrlichkeit führte zum Ziel. Der schlesische Minister v. Hoym, ein menschenfreundlicher Mann, beging die Schwäche, den Ungarn zurückführen zu lassen. Dadurch übermüthig gemacht, verübten die Gesellen allerhand Unfug. Hunderte brachten auf einem von Genossen gezogenen Wagen, worauf acht Personen saßen, ein Achtel Bier und einen Korb voll Semmeln nach dem Stadtgefängniß, sprengten dort Thüren und Schlösser und befreiten die daselbst untergebrachten Gefangenen. Auch die in den Kasematten eingesperrten Schneidergesellen wurden gewaltthätig in Freiheit gesetzt und im Triumph zogen sie in die Stadt zurück und tumultuirten weiter. Endlich gegen Abend ließ der Kommandant alarmiren, die Straßen besetzen und mit Kartätschen geladene Kanonen auffahren. Ein Piket von 80 Mann stand vor der Wohnung des Ministers. Dieser suchte im Verein mit dem Kommandanten und dem General v. Dolffs die Tumultuanten

in Güte zu beschwichtigen; allein die Verblendeten folgten nicht, sondern versuchten das Rathhaus zu stürmen. Das verhinderte jedoch das Militär, bei welcher Gelegenheit ein Geselle um's Leben kam. Dann wendete sich die Volkswuth nach dem Hause des bei den Gesellen mißliebigen Rathsdirektors Werner, der sich glücklicherweise nicht in seiner Behausung befand. Mit Mühe gelang es, seine Kinder zu retten. Die Thüren und Fenster wurden eingeschlagen und alles Geräthe zertrümmert. Werner's Wagen wurde auf der Straße in Stücke zerhauen und die Ueberreste davon in die Oder geworfen. Mit der Deichsel sprengten die Aufrührer die Dienerstube des Rathhauses, woselbst sie arge Verwüstungen anrichteten. Werner's Brauerei in Scheitnich wurde geschleift, das Geräthe zertrümmert und dann in den Strom geworfen. Das Militär zerstreute endlich die Haufen, aber der Lärm dauerte in den Straßen bis zum anderen Morgen fort. Am nächsten Tage hielten die Gesellen abermals Umzüge und verhöhnten die Truppen. Den Minister v. Hoym, der um neun Uhr ohne Bedeckung durch die Straßen fuhr, empfing man mit lautem Jubel und Hochrufen, verlangte jedoch mit Ungestüm Werner's Auslieferung von ihm. Letzteren hatte man unter starker Bedeckung in einem Wagen zur Stadt hinaus geführt, wobei er den Tumultuanten beinahe in die Hände gefallen wäre, indem unter'm Schweidnitzer Thor am Wagen der Schlußnagel sprang und der Kutscher zwischen die Pferde stürzte. Nach Verlassen des Wagens Seitens des Flüchtigen wurden die Thore geschlossen und die Menge durch Waffengewalt von der weiteren Verfolgung zurückgehalten. Schon schien das gütliche Zureden des Ministers die Leute zu beruhigen, als ein Zufall den Sturm von Neuem heraufbeschwor. Die Gesellen stürmten, gereizt durch ein herausforderndes Wort eines Frauenzimmers, ein in der Messergasse belegenes übelberüchtigtes Haus. Jetzt sprengte Kavallerie herbei und hieb ein. Die Tumultuanten

rissen das Pflaster auf, deckten die Dächer ab und wehrten sich gegen die Soldaten mit einem Steinhagel. Die Reiterei wurde auch zurückgedrängt, und die Infanterie, die bald ihre wenigen Patronen verschossen hatte, mußte sich nach der Schmiedebrücke zurückziehen, wohin sie der wüthende Haufe verfolgte. Aus Wagen errichtete man schnell eine Wagenburg und bewaffnete sich mit Deichseln, Stangen und Piken. Da ließ der Kommandant einen Kartätschenschuß nach der Schmiedebrücke hin abgeben, der indessen die Empörer keineswegs schreckte. Ein Fleischerknecht, ein Messer in der Hand, schritt den stürmenden Gesellen voran, Weibspersonen höhnten die Kanoniere und riefen: „Schießt her, wenn Ihr Courage habt; aber Eure Kanonen sind mit Mondschein und Buttermilch geladen!" Jetzt erfolgte ein Schuß, der acht Mann niederstreckte, und auf den erneuerten Angriff ein zweiter, der elf Personen traf. Der Kampf erhitzte sich immer mehr, 37 Personen blieben todt auf dem Platze und 41 wurden schwer verwundet. Von den Letzteren starben noch 16, so daß sich die Zahl der Todten auf 53, und die Gesammtsumme der Verwundeten auf 78 belief, darunter viele völlig Unbetheiligte. Als das Schießen nicht aufhörte und die Gesellen nicht vom Platze wichen, stellte sich ein edler Bürger, dessen Name leider nicht auf uns gekommen ist, vor die Mündung der Kanone und rief: „Um Gottes willen hört auf, oder erschießt mich zuerst!" Da endlich legte sich der Tumult. Die Gesellen begaben sich nach ihren Herbergen, und der „abgeschobene" Schneidergeselle wurde im Triumph zunächst zur Schneiderherberge geführt. Hier begann seine Wiederehrlichsprechung nach Handwerksgebrauch, und zwar wie folgt: Im Namen des Ministers mußte ihm der Kammerreferendar, Graf v. Kamecke, vor dem Oberamte und in Beisein seiner Kameraden „die Gesundheit und den Willkommen" zutrinken. Von dem genannten Grafen, einem Adjutanten und zwei Altgesellen begleitet, wurde der Wiederehrlichgesprochene von

Herberge zu Herberge geführt, in deren jeder der Adjutant mit den Gesellen „die Gesundheit" trank. Durch das herzgewinnende Auftreten dieser beiden Herren wurde der letzte Funke der Zwietracht erstickt. Die Gesellen schworen, sich von nun an ruhig zu verhalten, und hielten Wort. Am 2. Mai wurden dann die Gefallenen unter einem Geleite von 3000 Gesellen feierlich bestattet. Den Zug eröffnete eine Division Infanterie und eine Kanone bildete den Schluß. Eine Eskorte Kürassiere mit gezogenen Palaschen ritt auf beiden Seiten. Nach dem Begräbniß besuchte Graf Kamecke alle Herbergen, bedankte sich bei den Gesellen, daß sie ihr Wort gehalten, und trank mit ihnen auf jeder Herberge ein Glas Bier. Der Minister übernahm nicht nur die Begräbniß- und Kurkosten, sondern vergütete den Gesellen auch die Versäumniß und bezahlte die auf den Herbergen gemachten Zechen; außerdem wies er den Wittwen und Kindern der Gefallenen Pensionen an. E. König.

Schwimmende Waldkinder. — Die Bewohner baumloser Küsten der nördlichen Meere leiden keineswegs, wie man nach der diesen Gegenden so spärlich zugemessenen Vegetation glauben sollte, Mangel an dem zum Brennen und Bauen so nothwendigen Holz. Denn was ihnen die Natur auf der einen Seite versagt hat, spendet sie ihnen reichlich auf anderem Wege, indem neben den schwimmenden Kolossen der Eisberge auch als Produkt einer milderen Zone Baumstämme in großen Massen durch die Strömungen des Meeres jenen Regionen des hohen Nordens zugeführt werden. Fragen wir nun, woher diese an die Küsten des arktischen Meeres in größeren Mengen als an irgend welchen anderen Küsten der Erde angespülten Kinder des Waldes kommen, so sind es zunächst die gewaltigen sibirischen Ströme Ob, Jenisei und Lena, die mit ihren ungeheuren Wassermassen große Mengen von schwimmendem Holz in das offene Meer hinausführen, so daß an der Nordküste Asiens das soge-

nannte Treibholz hauptsächlich aus Tannen, Fichten und anderen Nadelhölzern besteht, welche Baumarten den Hauptbestand der ausgedehnten Waldungen des mittleren und südlichen Sibiriens bilden. Die von den Strömen in das Meer gewälzten Wassermassen setzen im offenen Meere ihre fortschreitende Bewegung fort, indem sie sich den ursprünglich hauptsächlich durch die Drehung der Erde und den Einfluß der Sonnenwärme auf die Wassermassen unseres Planeten hervorgerufenen Meeresströmungen anschließen und dieselben verstärken. Sobald nun Stürme sich erheben, werden, wenn die Windrichtung nach dem Lande zu geht, die auf der Meeresfläche schwimmenden Holzmassen wie Alles, was sich auf der Oberfläche befindet, nach der Küste zu geweht und dort von den Wogen an's Ufer gespült, so daß bei Sturmfluthen auf flach ansteigenden Küsten die Stämme verhältnißmäßig weit landeinwärts getrieben werden, wo sie sich, wenn bei späteren Stürmen immer neue Wasser an die Küste geworfen werden, zu ansehnlicher Höhe aufthürmen und beim Zurückweichen der Hochfluth liegen bleiben. Namentlich in offenen Buchten jener nördlichen Regionen, in welche die Wassermassen mit besonderer Wucht hineinschlagen, pflegt das Holz sich daher massenhaft anzusammeln. So fand eine zur Erforschung der sibirischen Gestade ausgesandte russische Expedition an manchen Stellen der nördlichen Küste förmliche Hügel derartiger Treibholzmassen, welche stellenweise über hundert Fuß hoch aufgeschichtet da lagen. Sehr deutlich markirt sich bei der in der Regel vorkommenden flachen Lagerung der vom Meere ausgeworfenen Stämme das verschiedene Alter derselben, indem fast einen Kilometer weit landeinwärts von der Fluthmarke nahezu verwitterte Stämme sich finden, während dicht am Wasser frisch losgerissene Hölzer in's Auge fallen.

Ein noch größeres Interesse bieten aber diejenigen der im hohen Norden angeschwemmten Baumstämme, welche der Vege-

tation des warmen Südens entstammen und Seereisen machen, die denjenigen der größten transatlantischen Dampfer hinsichtlich ihrer Länge an die Seite gestellt werden können. Unter den hiebei in Betracht kommenden Meeresströmungen steht für Europa der Golfstrom obenan, welcher die gewaltigen Wassermassen des Mississippi in sich aufgenommen hat. Das Treibholz, welches der Golfstrom mit sich führt, stammt zum Theil sogar aus Südamerika, aus dem Stromgebiet des Amazonenstroms. Insoweit nämlich die von dem letztgenannten Strome mitgeführten Massen von Holzstämmen nicht auf ihrem Wege durch die Inselketten des Antillenmeeres an irgend einen Punkt der dortigen Küsten angetrieben werden, nehmen sie schließlich ihren Weg in den Golfstrom, mit welchem sie dann die große Reise nach dem nördlichen Eismeer antreten. Ein Gegenstück zu der Rolle, welche in dieser Beziehung der Golfstrom im Gebiete der atlantischen Gewässer spielt, bietet sich in einer warmen Strömung des stillen Oceans. Es ist dies der Japan-Strom, der sich längs der Küste von Japan in nordöstlicher Richtung bis zur Behringsstraße fortsetzt. Auch das warme Wasser dieser Meeresströmung wirkt auf seinem Wege nach den nördlicheren Breiten mildernd auf das Klima ein, was von den Bewohnern der östlich von Sibirien gegen Nordamerika sich hinziehenden Inselkette der Aleuten als eine besondere Wohlthat empfunden wird. Da auf diesen Inseln kein Baum wächst, so ist man für den Bau der Boote und die Herstellung des Hausgeräthes lediglich auf das von dieser Meeresströmung herangeführte Treibholz angewiesen, in welchem man nicht selten den Kampherbaum und andere südasiatische Holzarten erkennt.

Wie gewaltig mitunter die Waldriesen sind, welche der Ocean auf seinem Rücken trägt, ist aus einer Mittheilung des Kapitäns Irminger zu ersehen, welcher im Jahre 1844 auf den Faröer-Inseln — wo am häufigsten bei Kirkeböe auf der Süd-Strom-

insel solche Weltreisende des Waldes angetrieben werden — eine Fichte unter dem Treibholz fand, deren Stamm, einige Fuß über den Wurzeln gemessen, nicht weniger als 5½ Fuß im Umfang hatte, so daß man Planken daraus sägte. Wie gelangen nun aber so große Stämme aus den Uferwaldungen der mächtigen Wasseradern des Binnenlandes überhaupt in die große Strömung der seewärts sich hinwälzenden Wassermassen? — Dies wird uns treffend veranschaulicht durch die Beobachtungen, welche von Reisenden auf dem Amazonenstrome gemacht wurden. Wenn man mit dem Dampfschiff auf der Mitte dieses Riesenstromes dahinfährt, welcher eine größere Wassermasse mit sich führt, als alle Ströme Central-Europa's zusammengenommen, und die nach beiden Seiten hin weit entfernten Ufer der ungeheuren Wasserfläche betrachtet, so sieht man in der Zeit des Hochwassers nicht selten, wie ganze Hügel, welche in den Stromspiegel vorgebirgsartig hineinragen, plötzlich einstürzen. Die gewaltigen Wasserfluthen haben allmählig das Fundament unterspült, so daß die ganze Masse eines solchen Berges mit aller Pracht der Tropenvegetation, die ihn bedeckt, zusammenbricht. Die üppige Urwaldflora mit den mächtigen Baumriesen und dem undurchdringlichen Gewirr von Schlingpflanzen versinkt in die Tiefe, und gewaltige Stämme prasseln beim Sturz übereinander, als ob es Zündhölzer wären. Das wirre Durcheinander, welches nachher schwimmend die Oberfläche des Stromes bedeckt, nimmt mit der Zeit ein anderes Aussehen an. Strudel, Stromschnellen und andere Hindernisse stoßen die Stämme mit großer Gewalt gegeneinander, so daß durch die vielfache Reibung allmählig die Zweige, die Schlinggewächse ꝛc. abgestoßen werden. Was die Wassermassen des Stromes in dieser Beziehung zu thun noch übrig gelassen haben, das übernimmt die stärker bewegte Fluth des Meeres, namentlich wenn im Sturm die Wogen des entfesselten Elementes mit wüthender Gewalt zu furchtbarem An-

prall sich heranstürzen. So bleiben schließlich nur die kahlen Stämme übrig, welche dann nach Beendigung ihrer weiten Reise von den armen Bewohnern der unwirthlichen Regionen der fernen nördlichen Breiten als Geschenk der gütigen Natur mit freudigem Danke entgegen genommen werden. A. G.

Der tapfere Crillon. — Louis de Balbes de Berton, nach einer Besitzung im Departement Vaucluse „de Crillon“ genannt, bildete sich unter Franz von Lothringen, Herzog von Guise, dem Muster ritterlicher Tüchtigkeit im 16. Jahrhundert, zu einem ausgezeichneten Krieger aus, und erhob sich in einem langen bewegten Leben durch unerschrockene Thatkraft und heldenhaften Sinn zu einem glänzenden Vorbilde der ganzen französischen Ritterschaft. Seit dem Jahre 1558, wo er bei der Belagerung von Calais bereits als 17jähriger Jüngling Aller Augen auf sich zog, bis zu seinem im 74. Lebensjahre erfolgenden Tode hat er das Schwert fast nicht aus der Hand gelegt, und so allgemein war die Verehrung, die er im Heere genoß, daß ihn die Soldaten kurzweg „l'homme sans peur“ (der Mann ohne Furcht), König Heinrich IV. aber, dem er Freund und Rathgeber und festeste Thronstütze war, ihn „le brave des braves“ (den Tapfersten der Tapferen) nannte. Bei aller Heldenhaftigkeit war Crillon übrigens ein wunderlicher Kauz und vielfach von der weltunerfahrenen Einfalt eines Kindes. Davon gab er hie und da die ergötzlichsten Beweise. Einstmals — zur Passionszeit — kam er durch Zufall in eine Kirche und hörte mit steigendem Erstaunen dem Prediger zu, der voll tiefer Bewegung die Leidensgeschichte des Herrn vortrug. Die Sache war dem alten Haudegen völlig neu, und unter ingrimmigem Brummen lauschte er der Schilderung, die der Pater von dem Charakter des Landpflegers Pilatus entwarf. Immer mehr bewölkte sich sein Blick, je tiefer der Redner in die Passion des Heilandes eindrang, und immer heftiger wurde sein Kopfschütteln über die Behandlung des schuldlos Angeklagten. Als aber der

Pater erzählte, wie Pilatus endlich denselben aus Menschenfurcht habe geißeln lassen und den Händen des blutdürstigen Volkes überantwortet, konnte sich der alte Held nicht länger beherrschen, blitzenden Auges sprang er auf und, mit der einen Hand nach dem Schwert greifend, mit der anderen dröhnend an seine Brust schlagend, schrie er wild in die Kirche hinein: „O Schurkerei! Infame Schurkerei! Wo warst Du, Crillon, wo warst Du damals, daß solches geschehen konnte!“

Der junge Herzog von Guise wollte einst, da Crillon Marseille gegen die Feinde vertheidigte, die Fassung des alten Haudegen auf die Probe stellen und benutzte dazu eine Stunde, wo Crillon, nach großer Ermüdung auf den Wällen, sich auf eine Weile zum Schlaf zurückgezogen hatte. Da ließ er plötzlich unter dessen Fenster Alarm schlagen, stürzte hastig in's Zimmer und schrie, den Schlafenden ungestüm weckend, laut und dringlich: „Auf, auf, Crillon! Der Feind hat unsere Wachen überrumpelt und ist Meister der Stadt! Widerstand ist vergebens! Fliehet, fliehet, seinen Sieg nicht noch zu verherrlichen!“

„Was?“ schrie der alte Held, aus dem Bette springend und nach dem Schwert greifend, „Fliehen? — Entgegen ihm! Sterben! Aber in den Tod mit fortnehmen so Viele als möglich!“ Damit riß er den jungen Herzog zur Thüre, zur Treppe. Hier brach dieser in lautes Lachen aus und gestand seinen Scherz. Da packte Crillon, die Zähne über einander beißend, die Hand des Lachenden, als wollte er sie zu Brei drücken, und donnerte den Erbleichenden an: „Bürschlein Herzog! Bei allen Teufeln, wage es nicht noch einmal, den Muth eines rechtschaffenen Kriegers zum Spaß auf die Probe zu stellen! Hättest Du mich in der Bestürzung schwach gefunden, so wahr ich lebe, in diesem Augenblick hätte ich Dir mein Schwert durch den Leib gestoßen!“ Hiemit wandte er sich ab und kehrte in sein Gemach zurück. L. Z.

Ein Gottesurtheil auf Madagaskar. — Ebenso wie die Bewohner von Calabar in der Calabarbohne ein Mittel zur Entscheidung zweifelhafter Rechtsfälle durch ein Gottesurtheil erblicken, so bedienen sich die Madagassen, die Bewohner von Madagaskar, der Frucht des Tanghin. Es ist dies ein sehr schöner Strauch mit lederartigen, ganz randigen Blättern, endständigen Afterdolden und rosenroth knospenden Blüthen. Die Frucht dieses Strauches spielte noch bis in die neueste Zeit eine wichtige Rolle in der Rechtspflege der Madagassen; ja sie galt als ein unfehlbares Mittel, Verbrechen zu entdecken. Der englische Missionar Ellis berichtet in seinem Buche „Visits to Madagascar", daß die Missionare im Jahre 1836 kaum die Hauptstadt verlassen hatten, als auch schon die des Christenthums Verdächtigen ihre Unschuld dadurch erweisen mußten, daß sie zum Trinken von Tanghin-Wasser gezwungen wurden, was bei Manchen den Tod zur Folge hatte.

In einem alten Bande des „Botanical Magazine" ist nicht nur diese Pflanze abgebildet, sondern es wird auch eine interessante Beschreibung des Verfahrens beim Gottesurtheile gegeben. König Radama, der später diesen Gebrauch abschaffte, fühlte sich einst unpäßlich und gab dem Drängen seiner Familie, der Häuptlinge und des Skid — eines ziemlich hochstehenden Hofbeamten, der in seiner Person die Funktionen des Priesters und Arztes vereinigte — nach, durch Ordal mittelst Tanghin zu ermitteln, wer dieses königliche Unwohlsein herbeigehext habe. Nach etlichem Sträuben gab der König seine Einwilligung; die gesammte, über zwanzig Köpfe starke Hofdienerschaft, einschließlich des Skid, wurde über Nacht hinter Schloß und Riegel gebracht und am nächsten Morgen dem versammelten Volke vorgeführt. Nach einigen Gebeten und Ceremonien nahm der Skid einen Tanghinkern, legte ihn auf einen glatten Stein und zerstieß ihn mit einem ähnlichen Steine zu einem weichen Brei. Nun wurden die Ver-

dächtigen einzeln herbeigeleitet, ihnen, indem sie ihre Unschuld betheuerten, die Arme auf den Rücken gefesselt, worauf sie vor dem Skid niederknieten, der Jedem etwas von dem gestoßenen Kern auf die Zunge legte und ihn dies verschlucken ließ. Bei den Meisten begann die Wirkung des Giftes in etwa einer halben Stunde, es traten Krämpfe, Bewußtlosigkeit und schließlich der Tod ein. Nur bei zwei Individuen weigerte sich der Magen, das Gift bei sich zu behalten. Sie standen von der Zeit an in dem Rufe, ein gefeites Leben zu besitzen und besondere Lieblinge der Götter zu sein. Die Körper der Gestorbenen, von denen nun angenommen wurde, daß sie die Krankheit des Königs verschuldet, wurden in eine große Grube geworfen und waren bald vollständig begraben, weil jeder Zuschauer einen Stein auf sie zu werfen verpflichtet war. R.

Fra Diavolo. — Allbekannt ist der italienische Räuber Fra Diavolo, wenigstens dem Namen nach, und zwar besonders durch Auber's überall beliebte Oper gleichen Namens. Allein diese letztere ist ein bloßes Phantasiegemälde und hat mit dem geschichtlichen Fra Diavolo nichts weiter als den bloßen Namen gemein. Der italienische Abenteurer, welcher so genannt wurde, hieß eigentlich Michael Pezza, war 1760 zu Calabrien geboren und anfangs unter dem Namen Fra Angelo ein Mönch oder, wie Andere erzählen, ein Strumpfwirker, gesellte sich aber dann zu einer Räuberbande in der Gegend von Itri in Terra di Lavoro und trat bald als Hauptmann an ihre Spitze. Die Hochstraße von Terracina nach dem Flusse Garigliano machte die Bande besonders unsicher. Fra Diavolo, d. h. Bruder Teufel, wurde zum Tode verurtheilt, aber da er sich 1799 bei dem Einrücken der Franzosen in Neapel für den König erklärte, wurde er vom Kardinal Ruffo begnadigt und sogar zum Obersten ernannt, worauf er mit seiner Bande den Feldzug im römischen Gebiete mitmachte. Als 1806 die Franzosen wieder in Neapel

einrückten, fügte er denselben von Itri aus vielen Schaden zu, wurde aber seiner schlechten Aufführung wegen vertrieben und wandte sich nun nach Calabrien, das er unter der Leitung des Commodore Sidney Smith ebenfalls gegen die Franzosen insurgirte. Nachdem er unzählige Male auf unbegreifliche Weise entkommen war, Civil- und Militärbehörden Trotz geboten hatte, und beim Volke in den Ruf der Unverwundbarkeit und Allgegenwärtigkeit gekommen war — denn er schien bisweilen gleichzeitig an verschiedenen Orten gewesen zu sein — wurde er durch Verrath seiner Helfershelfer bei San Solferino gefangen und inmitten eines französischen Garderegiments nach Neapel eskortirt. Obwohl mit ungeheilten Wunden bedeckt, erschöpft durch die Anstrengungen eines langen und schnellen Marsches und dem sicheren Tode entgegengehend, verlor er dennoch Muth und Hoffnung nicht und höhnte die Franzosen, indem er sie an alle die Fatalitäten erinnerte, in die er sie gebracht hatte. Als er sich der Hauptstadt näherte, strömten Tausende herzu, um ihn zu sehen. König Joseph selbst war neugierig, den Mann zu betrachten, welcher so viele Monate lang mit Staunen und Schrecken genannt worden war. Er befahl daher, daß man den Gefangenen zu ihm nach Portici bringen möge. Fra Diavolo wurde also eine Strecke zurück und in den königlichen Palast gebracht, wo man ihn unter einem Balkon hin und her führte, damit Joseph seine unwürdige Neugierde befriedigen konnte. Dann kam er in's Gefängniß und im November 1806 wurde er auf dem offenen Platze vor dem Thore von Capua hingerichtet. Der gemeine Neapolitaner spricht noch heute den Namen Fra Diavolo nicht aus, ohne sich zu bekreuzen. W.

Die Sitte des Rittergelübdes läßt sich bis in das germanische Alterthum hinaufleiten, dieselbe erhielt aber erst dann ihre allgemeine Ausbreitung und charakteristische Färbung, als die Abenteuerlust die Turniere und der bis zur romanhaften

Uebertreibung gesteigerte Frauendienst das Ritterthum des Mittelalters mit jener übersinnlichen Phantastik und Schwärmerei durchdrungen hatte, welche sich auf das gesunde Fühlen und Denken des Adels wie ein schwerer Alp legte und selbst ganz vernünftige Männer zu den größten Excentrizitäten verleitete. Im 14. und 15. Jahrhundert waren derartige Gelübde etwas sehr Gewöhnliches, sie gehörten zum täglichen Brod des jungen Ritters, und es fiel Niemand auf, wenn Jemand, der eine Beleidigung rächen, eine Burg erobern oder für die Schönheit seiner Dame kämpfen wollte, sich hoch und theuer vermaß, so lange kein Fleisch zu essen, oder in keinem Bette zu schlafen, oder sich das Haar wachsen zu lassen, oder gar Frauenschuhe zu tragen, bis er sein Gelöbniß vollbracht habe. Hin und wieder kam es freilich vor, daß ein Ritter auf jene Zeichen der Enthaltsamkeit verzichtete und sich mit einem öffentlich vor edlen Damen abgelegten Schwure begnügte, wenn es sich nur um ein tapferes Verhalten in der bevorstehenden Feldschlacht handelte; aber abgesehen von diesen Gelübden einfacher Art war die Sache gewissermaßen in ein System gebracht, das von der Ritterschaft mit peinlicher Sorgfalt befolgt wurde. Der Ritter, welcher sich zu einem irgendwie schwierigen Gelübde verpflichten wollte, mußte hiezu sich von seinem Lehensherrn die Erlaubniß erbitten. War ihm diese ertheilt, so bereitete er sich durch religiöse Uebungen zu dem feierlichen Akte vor; er betete, fastete und beichtete, hörte die Messe an und leistete den Schwur, indem er seine Hand auf die Bibel legte. Dann nahm er unter Beobachtung gewisser Ceremonien ein Zeichen an, welches er erst nach Vollführung des Gelübdes wieder ablegen durfte. Gewöhnlich bestand ein solches Merkmal in einem Ringe und wurde bald um den Arm, bald um den Hals oder das Bein getragen. Man wollte dadurch bildlich andeuten, daß der Träger desselben der Sklave seines eigenen Wortes sei. So that z. B. der Herzog Johann von

Burgund, als er sich 1414 um Gunst und Ehre bei einer Dame bewarb, das Gelübde, mit noch sechzehn anderen Rittern und Knappen zwei Jahre lang an jedem Sonntage, gleich einem Gefangenen, einen Ring am linken Fuße zu tragen. Dieses Zeichen der Knechtschaft sollte bei den Rittern aus Gold, bei den Knappen aus Silber bestehen und von ihnen nicht eher abgelegt werden, als bis sie innerhalb des gedachten Zeitraumes mit der gleichen Anzahl ebenbürtiger Kämpfer einen Strauß ausgefochten hätten. Nicht minder merkwürdig war das von dem berühmten französischen Ritter Saintré und neun anderen Waffengenossen abgelegte Gelübde. Diese schwärmerischen Helden zogen drei Jahre lang von Hof zu Hof, um überall gegen Jedermann die vorzügliche Schönheit ihrer Damen zu vertheidigen. Als Zeichen trugen sie einen sonderbar gestalteten Helm, welcher mit einem goldenen Visir für die Ritter und mit einem silbernen für die Knappen versehen war. Nach mancherlei Abenteuern gelangten sie an den Hof des deutschen Kaisers, wo ihnen nach Beendigung ihres Gelübdes ihre Helme feierlich abgenommen wurden. Ein polnischer Ritter, Namens Loiselench, ging in seiner Schwärmerei noch weiter. Er zog am Hofe zu Paris dadurch die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, daß er am Arm und Fuß je einen goldenen Ring trug, die beide durch eine lange Kette miteinander verbunden waren. Er hatte geschworen, diesen unbequemen Zierath fünf Jahre lang mit sich herumzuschleppen und ihn nicht eher abzulegen, bis sich ein Ritter oder Knappe ohne Tadel fände, der ihn davon erlöse. Dieser fast an Wahnwitz grenzende Schwur wurde vielleicht noch durch das Gelübde einer Schaar junger englischer Ritter übertroffen, die im 14. Jahrhundert mit einem Tuche über dem einen Auge in Frankreich erschienen und erklärten, daß sie vor den Damen ihres Heimathlandes gelobt hätten, das Auge erst dann wieder zu öffnen, wenn sie einige tapfere Thaten auf feindlichem Boden ausgeführt haben würden.

Nicht selten wählte man auch zum Zeichen des Gelübdes das Geschenk einer edlen Dame, wie ein farbiges Band oder eine Schnur; ersteres wurde an dem Schilde oder der Lanze, letztere auf der Schulter befestigt. So mußte jeder Ritter des Bathordens auf allen seinen Kleidern so lange eine weiße Schnur tragen, bis er eine kühne ehrenvolle That vollführt hatte. Daneben stand aber auch einem Fürsten oder einer edlen Dame das Recht zu, dem Ritter die Schnur mit den Worten abzureißen, daß er dieses Zeichens ledig sein solle, weil der Ruf seiner Tapferkeit in allen Ländern verbreitet sei. Zuweilen pflegte auch eine ganze Gesellschaft ein Gelübde über einen Vogel abzulegen, der hierauf von Allen verspeist wurde. Man wählte hiezu entweder einen Fasan oder Pfau, weil diese Thiere, köstlich zubereitet und aufgeputzt, die Schaustücke auf den Tafeln der Vornehmen bildeten, und der Pfau überdies für eine Lieblingsspeise der Helden galt. H. Wm.

Kaltblütigkeit. — Der Herzog von Vendome war ein Freund der Künste und Wissenschaften. Zu seinen besonderen Schützlingen gehörte der Trauerspieldichter Campestron, der ihn sogar mit in's Feld begleitete. Während einer blutigen Schlacht bemerkte der Herzog an einer sehr exponirten Stelle plötzlich den Dichter neben sich. „Was Teufel machen Sie hier?" fragte er erschrocken. — „Nun," lautete die gelassene Antwort, „wenn es Ihnen hier nicht gefällt, können wir ja irgendwo anders hingehen." L. M.

Das Fest der Schwiegersöhne. — Sechs Tage nach Eintritt des Neumondes im Mai, wenn die Mangostanen, diese herrlichsten aller ostindischen Früchte, in voller Reife sind, laden bei den Hindus die Schwiegermütter ihre Schwiegersöhne zum Famai Schasthi, zum Fest der Schwiegersöhne ein. Am Morgen dieses Tages muß er dann in die für die Frauen reservirte Abtheilung des Hauses gehen, sich vor seiner Schwiegermutter

ehrerbietig verneigen, und einige Rupien, etwa fünf oder zehn, auch mehr, wenn er erst seit Kurzem verheirathet ist, auf den Boden legen. Die Speisen, die ihm hierauf vorgesetzt werden, bestehen aus den Delikatessen der Jahreszeit, und Auswahl und Quantität sind oft so groß, daß ihnen nicht vollständig Gerechtigkeit widerfahren kann. Was Küche und Keller der Hindus nur immer zu leisten vermögen, wird an diesem Tage zum Vorschein gebracht. Inmitten aller dieser Herrlichkeiten sitzt der junge Schwiegersohn und wird von den jungen Damen eifrigst eingeladen, zuzulangen. Ist das sein erster Besuch, so ist er meist zu schüchtern, und fürchtet, bald unbescheiden zu werden. Um seine Verwirrung zu vermehren, versuchen die losen Mädchen unter lautem Scherzen und Lachen ihm allerlei Possen zu spielen; geschickt der Natur nachgemachte Attrapen, die Früchte oder Backwaaren darstellen, werden unter die übrigen Speisen geschmuggelt und die Heiterkeit erreicht ihren Gipfel, wenn er sich täuschen läßt. Das ganze Jahr hindurch im Zenana eingeschlossen, sind die armen Mädchen glücklich, an einem Tage wenigstens einen harmlosen Scherz wagen und sich auf Kosten eines Anderen amüsiren zu können. Reiche Geschenke an Kleidern, Früchten und Bonbons wandern gelegentlich dieses Festes in das Haus des Schwiegersohnes, dessen Dienstboten auch nicht leer ausgehen, und Lebensmittel in Fülle, sowie manche halbe oder selbst ganze Rupie erhalten. R. O.

Ueber die physiologische Wirkung des Kaffee's sind die Ansichten noch sehr getheilt, indem die Einen behaupten, er verlangsame Assimilation und Ausscheidung der Nahrung, während Andere annehmen, er beschleunige dieselbe. Fort stellte kürzlich an sich selbst diesbezügliche Versuche an, und es zeigte sich hiebei, daß der Kaffee ein deutliches Reizmittel des Centralnervensystems des Gehirns und Rückenmarks sei. In sehr starker Dosis genommen, bewirkte er Schlaflosigkeit durch Erregung des Gehirns;

indem er das Rückenmark erregte, bewirkte er Muskelkrämpfe, Magenschmerzen, Störungen im Darm und in der Herzthätigkeit. Der Kaffee erregt folglich das Reflexvermögen oder jenen Theil des Nervensystems, der ohne Thätigkeit des Willens in Bewegung gesetzt wird. In mäßiger Menge (zwei Tassen täglich) genossen, bewirkt er eine geringere Anregung des Nervensystems: er erregt leicht reizend das Gehirn, das weniger zu Schlaf geneigt wird und mit größerer Lebhaftigkeit arbeitet. Es läßt sich also nicht behaupten, daß der Kaffee den Verbrauch einer mehr oder minder großen Menge stickstoffhaltiger Nahrung veranlaßt. Erklärt man die Wirkung des Kaffee's durch die Anregung, die er auf das Nervensystem hervorbringt, so erklärt sich auch der ganze Impuls, der durch den Kaffee den verschiedenen organischen Funktionen gegeben wird. In der Heilmittellehre ist der Kaffee unter die Reflex erregenden Mittel einzureihen, nicht unter diejenigen, welche die Ernährung modificiren. R.

Das heilige Grab zu Görlitz. — Im Nordwesten von Görlitz, da, wo die Straße nach dem Herrnhuter Oertchen Niesky führt, steht ein ganz sonderbares Denkmal mittelalterlicher Frömmigkeit: das heilige Grab zu Jerusalem in verkleinertem Maßstabe.

Im 15. Jahrhundert war Bürgermeister von Görlitz Herr Georg v. Emmerich, ein braver, tüchtiger Mann, pflichtgetreu und allbeliebt; sein Sohn Georg, den er dereinst als seinen Nachfolger im Amte zu sehen hoffte, schien nicht ganz in die Fußstapfen des Vaters zu treten. Er war durch seine Reisen im Ausland in allen ritterlichen Künsten wohl unterrichtet, hatte aber auch leichtlebige Neigungen und Anschauungen mitgebracht. Benigna Horschel, die Tochter eines ehrsamen Tuchmachers, entflammte des Jünglings Liebe, er versprach ihr die Ehe, ohne ran zu denken, dies Wort auch zu halten. Der Vater des

Mädchens entbrannte daher in hellem Zorn und drohte, dem Bürgermeister Alles zu erzählen. Benigna aber, aus Gram und Schmerz um den treulosen Geliebten, stürzte sich eines Tages in die Neisse. Dies brachte den leichtsinnigen Georg zur Besinnung, er ließ das arme Mädchen mit großem Pomp bestatten und beschloß, zur Strafe und Buße für sich, nach dem heiligen Grabe zu wallfahren.

Hier auf den heiligsten Stätten des Christenglaubens entstand der heiße Wunsch in ihm, daheim in seiner Vaterstadt auch dieselben in Wirklichkeit darzustellen. Sein ungeheurer Reichthum ermöglichte ihm die Ausführung dieses Planes, er nahm schon bei diesem ersten Aufenthalte in Jerusalem Pläne und Risse der Grabeskirche daselbst mit heim. Ein zweites Mal kehrte er noch zurück in Begleitung von Baumeistern und Architekten, und nach zwölf Jahren stand das Ideal seiner Jugendträume fertig zur Einweihung da.

Zufälligerweise ist die Lage von Görlitz und Jerusalem eine sehr ähnliche, so daß keine bedeutenden Terrainschwierigkeiten vorlagen.

Das heilige Grab zu Görlitz besteht zuvörderst aus einer verkleinerten Grabeskirche, ganz nach dem Muster derselben in Jerusalem, vor welcher die drei uralten Linden die drei Kreuze auf Golgatha versinnbildlichen. Der obere Saal der Grabeskirche ist jenem in Höhe und Breite völlig getreu nachgebildet, in welchem der Herr das letzte Ostermahl mit den Seinen einnahm. Hier hängt auch ein getreues Porträt Georg v. Emmerich's, des Gründers. Mehrere Schritte von dem Hauptbau entfernt liegt die eigentliche Grabkammer, die dem Original genau nachgebildet ist. Im inneren Raum an der Hinterwand ist die Größe des Heilandes angegeben. An der vorderen Außenwand sind die genauen Nachbildungen der Siegel, welche Pilatus anlegen ließ, zu sehen, ebenso ist ein mächtig großer

Stein seitwärts ein Abbild dessen, den die Engel einstmals abgewälzt.

Von dieser Grabeskammer aus sieht man auf ein kleines Flüßchen, welches den Bach Kidron darstellen soll, dicht dabei liegt der Garten Gethsemane mit der Gebetswiese; diese Terrains kaufte Georg v. Emmerich für alle Zeiten an, sie dürfen niemals bebaut werden.

Von der Peterskirche bis zum heiligen Grabe soll dieselbe Entfernung sein, als vom Palaste des Caiphas bis zum Richthause des Pontius Pilatus; unterwegs sind sogenannte Stationen zu sehen, welche den Weg bezeichnen.

Es ist ein von tiefer Religiosität und Eifer für die Sache zeugendes Denkmal menschlicher Energie, und bekundet die gänzliche Aenderung des einst so leichtsinnigen, gewissenlosen Patriziersohnes, dessen späteres, ebenso streng rechtliches als einfaches Leben seinen Mitmenschen viel Gutes schuf.

Noch heute steht das schmucke, hübsche Grabeskirchlein hoch oben über dem Gewühl der immer größer gewordenen Stadt, und jeder Fremde besichtigt es mit besonderem Interesse. In wenigen Jahren sieht dasselbe der dreihundertjährigen Feier seiner Einweihung entgegen. F. v. Limpurg.

Spazier- und Schirmstöcke. — Eine große Menge des Materials zur Fabrikation von Stöcken wird aus fernen Gegenden importirt, aus China, Westindien, Algerien u. s. w. Die beliebten Whongee-Stöcke stammen aus China, wo sie sehr geschätzt sind wegen der Regelmäßigkeit ihrer Knoten, der früheren Ansatzstellen der Blätter, ebenso die Stengel einer dem Bambus nahe verwandten gigantischen Grasart, einer Phyllosiachys. Die Orangen- und Citronenstöcke kommen hauptsächlich aus Westindien, und ganz tadellose Exemplare haben ganz enorme Preise. Man erkennt den rohen Orangenstock an seiner schön rünen Rinde mit feinen Längsstreifen, den Citronenstock

an der Symmetrie in der Stärke und Regelmäßigkeit seiner Knoten. Myrtenstöcke sind ebenfalls nicht ganz billig und leicht an ihrem eigenartigen Aussehen zu erkennen; sie werden meistens aus Algerien importirt. Der Rajahstock ist der Stengel einer zur Art Calamus gehörigen Palme, die in Borneo wächst. Der Stock hat seinen Namen davon, daß der Oberherr oder Rajah keinen einzigen aus dem Lande läßt, wenn nicht eine hohe Abgabe dafür gezahlt wird. Palmstöcke sind an ihrem eckigen, mehr oder minder glatten Aussehen zu erkennen, sie sind bräunlich, gefleckt und stets vollständig gerade, ohne Knoten oder Krümmung, und waren einstmals die Blattstiele der Dattelpalme. Den ersten Rang unter ausländischen Stöcken nehmen wohl die von Malakka ein, die Stengel einer schlanken Schlingpalme, Calamus sceptonum, die jedoch nicht, wie man aus ihrem Namen schließen sollte, aus Malakka stammen, sondern von Stak, der gegenüberliegenden Küste von Sumatra importirt werden. Andere fremde Stöcke sind ferner: Pfefferstrauch, Ebenholz, Rosenholz, Oliven-, Rebhühnerholz (Heisteria coccinea), ebenso Cactus, der, von seinem Marke befreit, ganz eigenthümlich aussieht.

Die Herrichtungsweise der gewöhnlichen Spazier- und Schirmstöcke ist ziemlich einfach. Man biegt sie, wo es nöthig ist, über dem Dampfe siedenden Wassers gerade, schält sie, beputzt die Knoten, glättet und lackirt die Stöcke und versieht sie mit Griff und Zwinge. Die importirten theuern Stöcke müssen dagegen eine Bearbeitung erfahren, die oft nur Eingeweihten bekannt ist. Sie werden in heißen Sand gesteckt, bis sie biegsam werden. Vor diesem Sandhügel ist ein starkes, fast zwei Meter langes Brett in einem gegen den Arbeiter geneigten Winkel angebracht, das am Rande mehrfach eingekerbt ist. Sind die Stöcke biegsam geworden, so werden sie in eine dieser Kerben gebracht und ihrer natürlichen Krümmung entgegengesetzt gerade gestreckt. In dieser einfachen Weise gestalten sich krumme, krüppelige, anscheinend

ganz werthlose Stöcke zu eleganten Formen. Aber am überraschendsten ist die Art, in welcher die Krümmung für den einstigen Griff hergestellt wird, falls die Natur nicht für eine solche gesorgt hat. Der Arbeiter klemmt das eine Ende des Stockes fest in einen Schraubstock und läßt von einer Gasröhre einen beständigen Feuerstrom auf die zu biegende Stelle spielen. Hat die Hitze genügend gewirkt, so wird langsam und allmählig gebogen, bis der Hakengriff hergestellt ist. Nochmalige spätere Hitzanwendung macht die Krümmung beständig und haltbar. Die untere Seite des Griffes wird durch die Flamme oft angekohlt, durch Reiben mit Sandpapier wird dann die Glätte wieder hergestellt. R.

Ein merkwürdiger Rechtsbrauch herrschte im Mittelalter bei den Delbrücker Holzgerichten. So oft ein solches abgehalten wurde, bildeten die Markgenossen einen Kreis, wobei Jeder sein Messer vor sich in die Erde steckte. In der Mitte des Kreises stand der Richter; er konnte natürlich nicht alle Holzfrevel, welche von diesem oder jenem begangen worden waren, wissen, und deshalb hatte sich Jeder, der etwas verbrochen hatte, selbst anzugeben. Dies geschah in der Weise daß der Richter die Namen der einzelnen Markgenossen laut vorlas. Sobald sein Name aufgerufen wurde, zog der Betreffende sein Messer aus der Erde und sprach, falls er sich frei von Schuld wußte, die Worte: „Ich ziehe mein Messer auf Recht!“ Hatte er aber einen Holzfrevel begangen, so bediente er sich der Aeußerung: „Ich ziehe mein Messer auf Gnade!“ Jeder, der die Forstpolizeigesetze übertreten hatte und trotzdem sein Messer „auf Recht“ zog, mußte, wenn er dessen überführt wurde, die doppelte Geldstrafe zahlen. H. Ww.

Ein unverbesserlicher Schuldenmacher. — Der berühmte englische Schriftsteller und Schauspieler Samuel Foote (1719 bis 1777) zeigte so recht, daß große Einnahmen bei einem Ver-

schwender nur in ein Danaidenfaß fallen. Seine Mutter besaß Vermögen, zugleich aber auch dasselbe Talent wie ihr Sohn, es durchzubringen, so daß es eines Tages geschah, daß ein Gläubiger sie in den Schuldthurm stecken ließ. Sie schrieb nun ihrem Sohne ein Briefchen des Inhalts: „Lieber Samuel! ich bin im Schuldgefängniß, hilf Deiner Mutter!" Aber leider hatte Foote dasselbe Schicksal am nämlichen Tage erlebt, und er konnte seiner Mutter, wenn er auch wollte, nicht helfen. — Durch die Protektion eines Freundes wurden später seine Schulden bezahlt, und seine außerordentlichen Erfolge als Schauspieler hätten ihm ein mehr als sorgenfreies Leben gewährt, wenn er es nur verstanden hätte, mit dem Gelde umzugehen. Er war Anhänger aller vornehmen Passionen, und besonders ein tollkühner Reiter bei Hetzjagden. Dabei stürzte er eines Tages und verletzte sich das eine Bein derartig, daß es abgenommen werden mußte. Auf seinem Krankenlager schrieb Foote ein Stück: „Der Teufel mit der Krücke", dessen Titelrolle er selbst spielte, und womit er so großartigen Erfolg hatte, daß das Stück während der ganzen Saison fortwährend auf dem Repertoir blieb und ihm nicht weniger als 27,000 Pfd. Sterling einbrachte. Aber in wenigen Monaten hatte der unverbesserliche Verschwender dieses Vermögen wieder durchgebracht. Er blieb Schauspieler bis an seinen Tod, trotzdem er nur ein Bein besaß, und trat stets mit dem größten Erfolge auf. Mitten auf der Bühne agirend, wurde Foote vom Schlage gerührt und war auf der Stelle todt. Er hinterließ nur Schulden, und die Kosten seines Leichenbegängnisses mußten durch eine Subscription gedeckt werden. Trotz alledem ruht der berühmte Schuldenmacher neben den größten Männern der englischen Nation in der Westminster-Abtei. J.

Ehrenerweisungen gegen einen tapferen Feind. — Nachdem der französische Marschall v. Bouflers die feste Stadt Ryssel gegen die Angriffe und Stürme des Prinzen Eugen von

Savoyen lange standhaft vertheidigt und dabei Proben außerordentlicher persönlicher Tapferkeit abgelegt hatte, mußte er endlich, da aller Entsatz ausblieb und der Proviant aufgezehrt war, sich zur Uebergabe des Platzes entschließen. Aber auch jetzt zögerte er, obwohl die Soldaten und er selbst fast Hungers starben, von einem Tage zum anderen, bis der edle Eugen ihm folgenden Brief schrieb: „Mein Herr, ich richte diese Zeilen an Sie, um Ihnen wegen Ihrer heroischen Vertheidigung Ryssel's Glück zu wünschen und Sie meiner vorzüglichen Hochachtung zu versichern. Den besten Beweis davon gebe ich Ihnen dadurch, daß ich Ihnen selbst überlasse, die Kapitulationspunkte nach Ihrem Gefallen aufzusetzen, und verspreche, nichts daran zu ändern, außer wenn etwas darin wider meine Ehre und Pflicht verstieße. Doch dasselbe ist von einem Helden, wie Sie, nicht zu befürchten!" Dieser edle Brief bewog endlich den tapferen Marschall, die Festung zu übergeben und wirkte auch in Paris so gewaltig, daß der besiegte Marschall zum Pair von Frankreich erhoben wurde. L. Z.

Ueberzeugende Entgegnung. — Eine hochstehende Dame eiferte in Gegenwart Talleyrand's gegen den Gebrauch des Tabaks und drang in ihn, er möge doch nach Kräften der Ueberhandnahme dieses Lasters steuern. „Ganz Recht, Madame", bemerkte der Minister, „Rauchen und Schnupfen sind Laster, und ich bin gern erbötig, dieselben nach Möglichkeit im Lande zu unterdrücken, zuvor wollen Sie mir aber zwei Tugenden nennen, welche, wie diese Laster, dem Staatsschatze jährlich hundertundzwanzig Millionen Francs einbringen." L. M.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein
in Stuttgart.